Heſſiſches Jahrbuch

für

1855.

Mit Beiträgen

von

K. Bernhardi, H. E. Bezzenberger, O. Braun, Wilh. Falckenheiner, H. Grimm, G. Landau, K. Lyncker, F. L. Mittler, R. Otto, J. L. Rodenberg, K. Schmitt, u. a.

Caſſel, 1855.

Verlag von Oswald Bertram.

(J. Luckhardt'ſche Buchhandlung.)

Druck von H. Hotop in Cassel.

Inhalt.

Seite.

Unſern Leſern, von Julius Levin Rodenberg 1

Caſſel um's Jahr 1580. Eine kulturgeſchichtliche Skizze, von Dr. K. Bernhardi 3

Sonette. Aus dem Berliner Tagebuche, von Julius Levin Rodenberg 45

Hiſtoriſche Skizzen aus den Zeiten des Königreichs Weſtphalen, von Karl Lyncker:

III. Jerome's Leben bis zu ſeiner Thronbeſteigung (1784 bis 1807) 51

Gedichte, von Reinhard Otto 80

Konrad von Boineburg, der kleine Heſſe, von H. L. Bezzenberger . . 85

Hans Hooſe und Landgraf Karl. Eine Schwälmer Dorfgeſchichte, von Karl Schmitt 116

Ueberſetzungen aus dem Spaniſchen. Im Versmaaße der Originaldichtungen, von Otto Braun 145

Sprienfängers Aennlischen, eine Dorfgeſchichte aus Niederheſſen, von Dr. W. Falckenheiner 161

Aſſly und Kyarem. Armeniſches Volkslied, von Herman Grimm . . . 188

Troſt in Einſamkeit, von Herman Grimm 197

Blicke in die altgermaniſchen Zuſtände, von G. Landau 201

Seite.

Herzog Heinrichs von Braunschweig Klagelied. Mit einem Nachworte über das Leben und die Dichtungen des Burkard Waldis, von Franz Ludwig Mittler..... 221

Der junge Herr von Steckelburg. Eine altheſſiſche Sage, von Julius Levin Rodenberg..... 266

Unſren Leſern.

Es liegt dem Dichter Nichts ſo ſehr am Herzen,
Als ſich mit ſeinem Volke Eins zu wiſſen;
Denn leider! dieſe Zeit iſt ſehr zerriſſen,
Von tauſend Zweifeln ach! und tauſend Schmerzen.

Und ſind die Dichter nicht der Menſchheit Kerzen,
Nicht Licht und Stern in ihren Finſterniſſen?
Das Volk iſt arm, das ihrer Gaben miſſen,
Das ohne ſie mag ſeufzen oder ſcherzen.

Drum dank' ich Dir in meiner Brüder Namen,
Mein biedres Volk, mein Vaterland, mein Heſſen,
Zu dem die Dichter niemals ungern kamen.

Wir ſind gewohnt, mit ſtrengem Maß zu meſſen,
Du aber trägſt in Dir der Zukunft Samen:
Vergiß **Dich** nicht, und Du wirſt nie vergeſſen!

Hannover, am 1. November 1854.

Julius von Rodenberg.

Cassel um's Jahr 1580.

Eine kulturgeschichtliche Skizze

von

Dr. K. Bernhardi.

Die zweite Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts war nicht allein für Cassel, sondern auch für ganz Hessen von besonderer Wichtigkeit. Durch den siegreichen Feldzug gegen Kaiser Karl V. hatte das kleine Land eine Bedeutung erlangt, die seine Fürsten den mächtigsten Kurfürsten des deutschen Reiches zur Seite stellte. Hätte daher Landgraf Philipp, in gerechter Anerkennung dessen, was sein Erstgeborner, Landgraf Wilhelm IV., zu seiner Befreiung gethan, sein ursprüngliches Testament, wonach dieser Ober- und Niederhessen und Landgraf Ludwig, welcher später kinderlos starb, Katzenelnbogen und Epstein erben sollten, aufrecht erhalten, so wäre unter Landgraf Moritz ganz Hessen wieder vereinigt worden. Dadurch hätte die Geschichte Deutschlands in den letzten drei Jahrhunderten unstreitig eine ganz andere Wendung genommen, und namentlich wäre die Religionsspaltung in Deutschland nimmer zu einem so unheilvollen dreißigjährigen Kriege erwachsen; denn nur in Folge des Haders, der zwischen den beiden hessischen Häusern entbrannt war, gelang es dem Kaiser, ein solches Kriegsheer in das Herz von Deutschland zu werfen und die protestantischen Länder dergestalt zu bedrängen, daß ihnen kein anderer Rettungsweg übrig blieb, als den Schutz und Beistand des Auslandes zu suchen. So verhängnißvoll war jene unselige zweite Heirath Philipps des Großmüthigen, welche die Theilung des Landes unter

die vier ebenbürtigen Söhne herbeiführte, weil man nur auf diese Weise auch den Söhnen der Margaretha von der Sala — den so bald wieder ausgestorbenen Grafen von Dietz — einige Landestheile zuzuwenden vermochte. Landgraf Wilhelm wußte zwar durch seinen persönlichen Einfluß auf die drei jüngeren Brüder und durch den versöhnlichen Geist, der ihn beseelte, dem Gesammthause Hessen noch eine Reihe von Jahren einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die Reichsangelegenheiten zu erhalten; als jedoch im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts das trostlose Zerwürfniß zwischen Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt entstand, da ward der ruhmvolle Aufschwung der hessischen Macht völlig gelähmt.

Je weniger übrigens Landgraf Wilhelm nach seinem Regierungsantritt Veranlassung fand, seine Thätigkeit den Reichsangelegenheiten zu widmen, um so segensreicher wurde seine wahrhaft patriarchalische Regierung für sein eigenes Land; denn er ist es, der durch seine musterhafte Ordnung und seine umsichtige Thätigkeit in Allem, was das Wohl des Landes betraf, sowohl im Kriegswesen als in den Finanzen, in der Rechtspflege wie in Kirchensachen, in dem Ackerbau und den Gewerben gleichwie in den Künsten und Wissenschaften, den festen Grund gelegt hat, auf dem sich das Fürstenthum Niederhessen wieder zu einem selbständigen Staate erhoben hat. Diese Provinz zählte nämlich sammt den übrigen, dem Landgrafen Wilhelm zugefallenen Landestheilen (Ziegenhain, Hersfeld und den hessischen Antheilen an den Herrschaften Schmalkalden, Plesse und Itter) nicht mehr als 37,100 Familienväter (etwa 150,000 Seelen) und lieferte, bei Veranschlagung aller Naturaleinkünfte in Geld und unter Zurechnung der Zölle, ein jährliches Einkommen von 206,000 Gulden.*) Die Steuern gehörten da-

*) Der damalige Kammergulden hess. Währung, welcher 26 Albus betrug, war nur eine Rechnungsmünze und entsprach dem Silberwerth von einem Thaler acht Sgr. jetziger Währung. Der Durchschnittspreis des

mals noch zu den außerordentlichen Einkünften, welche entweder wie die Türkensteuer von Kaiser und Reich ausgeschrieben, oder bei besonderen Ereignissen erhoben wurden, wie die Fräuleinsteuer, oder endlich von den Landständen besonders bewilligt werden mußten, wie die Trankſteuer. Zu der Türkenſteuer von 1566, welche ein halbes Procent von allem Vermögen betrug und ganz Heſſen mit 50,000 Gulden traf, ſteuerte Niederheſſen 24,195 Gulden, woraus erſichtlich iſt, daß das geſammte Privatvermögen der damaligen Heſſen-Caſſeliſchen Lande noch nicht einmal auf fünf Millionen Gulden veranſchlagt war, während gegenwärtig die jährlichen Staatseinnahmen von Kurheſſen, zu dem allerdings ſeitdem ein Theil von Oberheſſen, Hanau, Schaumburg und Fulda hinzugekommen ſind, den Betrag von vier Mill. Thaler überſteigen. Die Stadt Caſſel ſteuerte dazu 2111 fl. Zu der Trankſteuer von 36,470 fl. trug es den dem L. Wilhelm zugefallenen Landen 20,806 fl., der Stadt Caſſel 3200 fl.; zu der Fräuleinſteuer, im Anſchlag von 20,000 fl., trug es dem Lande 11,230 fl. und davon wiederum der Stadt Caſſel 500 fl.*) Sparſamkeit und weiſe Benutzung dieſer ſehr mäßigen Hülfsquellen war daher vor Allem Noth, wenn mittelſt derſelben für die Bedürfniſſe des Landes wie der fürſtlichen Familie geſorgt werden ſollte. Landgraf Wilhelm IV. zeigte ſich darin als Muſter und hinterließ nach einer fünfundzwanzigjährigen Regierung ſeinem Sohne Moritz das Land im Wohl-

---

Roggens ward damals zu etwa drei ſolcher Gulden angenommen und betrug alſo nach jetzigem Gelde 3 Thaler 24 Sgr.

*) Die Fräuleinſteuer (Prinzeſſinſteuer) wurde damals nach dem Fuße der Reichsſteuer erhoben und demnach trug es der Stadt Caſſel eigentlich 844 fl.; eine durch Vergleichung von ſechs verſchiedenen Erhebungen von Kanzler Feige und dem Kammermeiſter von Weitters unter Philipp dem Großmüthigen angeſtellte Rectification ergab jedoch für Caſſel nur 500 fl.

stande und die Finanzen in trefflicher Ordnung. Hier haben wir uns auf die Betrachtung seines Wirkens in und für Kassel zu beschränken.

I.

Cassel als Festung.

Es konnte allerdings für Cassel nicht ohne nachtheiligen Einfluß sein, daß nach dem Tode Philipp's des Großmüthigen die Hofhaltungen dreier Fürsten, welche über die Hälfte aller bisherigen Landeseinkünfte verfügten, sich plötzlich nach Marburg, Rheinfels und Darmstadt übersiedelten; indessen führte L. Wilhelm sowohl zur Sicherung gegen Kriegsgefahr, als auch zur Verschönerung der Stadt während seiner Regierung so viele großartige Bauten aus, daß in dieser Beziehung fast noch mehr geschah, als L. Philipp selbst auf solche Gegenstände hatte verwenden können. Die angelegentlichste Sorge des Landgrafen war die Wiederherstellung und Vervollkommnung der Festungswerke von Cassel, die er schon zu Lebzeiten seines Vaters geleitet hat und die ihm so gut gelungen ist, daß die Stadt beinahe zwei volle Jahrhunderte und selbst während des dreißigjährigen Krieges keinen Feind in ihren Mauern gesehen hat. Cassel bestand bekanntlich schon damals aus drei besonderen Städten, aus der Altstadt, dem eigentlichen Kern von Cassel, der Unterneustadt, welche von Heinrich dem Kinde mit Stadtrechten versehen zu sein scheint, und aus der damaligen „Obern Neustadt"*), dem ums Jahr 1330 neu erbauten Theile, welcher wegen einer den ersten Erbauern auf gewisse Jahre zugesicherten Abgabenfreiheit auch „die Freiheit" genannt wurde. Dieser letztere, noch jetzt übliche, Name hatte übrigens den der „Obe-

*) Vergl. Kuchenbecker, Anal. Hess. IV.. S. 272.

ren Neustadt" schon längst verdrängt, als derselbe zur Bezeichnung der unter der Regierung des Landgrafen Karl erbauten französischen Neustadt nach mehreren Jahrhunderten wieder neu aufkam. Jene drei älteren Städte hatten auch ursprünglich, gleichwie die jetzige Oberneustadt bis zur Zeit des Königreichs Westphalen, jede ihren eigenen Bürgermeister, ihren besonderen Stadtrath und ihr eigenthümliches Siegel, bis im Jahr 1378 *) Landgraf Hermann, als in Folge eines Aufruhrs große Aenderungen in der Stadtverfassung vorgenommen wurden, die Verwaltung der drei Städte einer einzigen Rathsversammlung übertrug. Seitdem sind fast alle Spuren dieser früheren Dreiherrschaft verschwunden, doch ist der Umfang der Altstadt und deren Abgrenzung gegen die "Freiheit" noch jetzt aus der kirchlichen Eintheilung ersichtlich; denn die altstädter Kirchengemeinde erstreckt sich genau über das allerälteste Stadtgebiet, nämlich am Steinweg bis an das Haus der Herren Jäckel und Herzog (Nr. 344) einschließlich; in der Marktgasse waren die Häuser über der Sonnenapotheke (Nr. 325 und 733) die äußersten, und am Brink endigte die Stadt bei den Häusern Nr. 650 und 722. An diesen drei Punkten, welche bei einiger Aufmerksamkeit durch die, wie es scheint absichtliche Stellung der Häuser noch jetzt erkenntlich sind, standen bis zum Jahre 1330 die drei Thore, welche die Altstadt damals außer dem Brückenthore hatte, so, daß südöstlich das Schloß und das im Jahre 1297 gestiftete Elisabethhospital, sowie nordöstlich das Kloster zum Ahnaberge sich außerhalb der Stadt befanden. Auch floß noch bis zum Jahre 1385 die ganze Ahna zwischen dem Kloster und der Stadt in die Fulda, denn erst in diesem Jahre wurde, wahrscheinlich zum

*) Congeries zum Jahr 1378, Kuchenb. Anal. I., S. 8. Die Verordnung des Landgrafen ist erst vom 21. Febr. 1384. S. Landesordn. Bd. I. S. 5.

Zwecke der erweiterten Befestigungen, das jetzige Bett derselben gegraben und somit das Kloster in die Ringmauern der Stadt gezogen.

Zur Zeit des Landgrafen Wilhelm IV. war indeß der Umfang der Stadt schon ganz so, wie er bis zur Abtragung der Festungswerke (1767—1774) geblieben ist. Im Südosten ward die Stadt durch das Schloß begrenzt, welches einen selbständigen Theil der Festungswerke bildete. Oberhalb desselben begann die Stadtmauer, sich an die inneren Befestigungswerke anlehnend, etwa da, wo jetzt das Gebäude des Obersteuerkollegs (das frühere Kunsthaus) steht und zog sich unmittelbar hinter den Häusern der Martinistraße her, so daß der Thurm des Zwerenthors, der Druselthurm und ein dritter Thurm, neben dem s. g. „Hohen Thore", welches da stand, wo die Hohethorstraße die untere Königsstraße durchschneidet, durch dieselbe verbunden wurden. Von da umzog sie, in einem Bogen die Schäfergasse einschließend, das jetzige herrschaftliche Fruchtmagazin (Nr. 912) bis zum Müllerthore, am Ausgang der holländischen Straße in die Bremerstraße, und schloß sich unweit des Zeughauses wiederum den Festungswerken an, innerhalb deren das Ahnaberger Festungsthor lag, dem kein besonderes Stadtthor entsprach. Nach der Fulda hin begann die Stadtmauer von Neuem an den Festungswerken — die Mühle ausschließend, welche durch den s. g. Finkenherd gedeckt wurde — und zog sich bis an das Brückenthor am Ausgange der Fuldagasse, welches mit dem Renthofe und den Befestigungen des Schlosses in Verbindung stand. Das gewölbte, mit einem Ueberbau versehene Fuldathor beherrschte den Uebergang über die alte Brücke, deren Richtung noch jetzt aus den erhaltenen Grundmauern zweier Pfeiler ersichtlich ist. Außerdem verstärkten zwei Thüren diese Mauer nach der Flußseite hin. Von dem einen, bei dem damaligen Hochzeitshause, dem jetzigen Stadtbau, ist der Unterbau noch vorhanden; der andere stand unweit des jetzigen Zuchthauses (Nr. 502). In der Unterneustadt stand das Festungs-

thor ungefähr da, wo jetzt die Kirche steht, während die alte Kirche auf dem jetzigen s. g. Holzplatze stand. Die Stadtmauer zog sich von der Mühle bis an die nördliche Ecke der Waisenhausstraße, wo sie bei einem runden Mauerthurme im rechten Winkel umbog und in gerader Linie hinter der Waisenhausstraße bis zum Ausgang der alten Leipzigerstraße fortlief; von da wendete sie sich in einem Bogen nach der Fulda, und endete oberhalb der Brücke an einem, schräg dem Schlosse gegenüberliegenden, offenen Rondel. Am Ende der alten Leipzigerstraße neben der Kantorwohnung (Nr. 111) stand auch ein befestigtes Thor, das jedoch nicht unmittelbar aus der Stadt, sondern nur durch den Wall und außerhalb desselben nach dem Festungsthor führte. Am Ende der Kreuzstraße stand auch noch ein Thurm in der Stadtmauer.

Cassel war zwar von Alters her befestigt gewesen; aber die insbesondere gegen Anfang des 16ten Jahrhunderts eingetretene Vervollkommnung der Artillerie hatte den Landgrafen Philipp bereits im Jahre 1523 veranlaßt, zunächst das Schloß mit neuen Wällen zu umgeben. Die Aufhebung des Brüderklosters, dessen Gebäude dem Schlosse sehr nahe standen, machte es möglich, nicht nur nach dieser Seite hin durch Niederreißen einiger Gebäulichkeiten Raum für Wall und Graben zu gewinnen, sondern auch nach der andern Seite hin den Marställerplatz frei zu machen. Auf diesem stand nämlich damals noch die dem heil. Cyriacus geweihte eigentliche Stadtkirche des alten Cassels. Schon im Jahre 1325 war sie einmal von Grund aus neu erbaut worden, doch mochte sie wohl wieder baufällig geworden sein. Jedenfalls wurde sie dadurch entbehrlich, daß L. Philipp der altstädter Gemeinde die durch Aufhebung der Klöster erledigte Brüderkirche überwies. Jene ward daher im Jahre 1526 ganz abgebrochen und lieferte ein bedeutendes Material zu den Bollwerken und den Befestigungswerken des Schlosses. Nach Vollendung derselben wurde die ganze Stadt erst mit

Wällen verſehen (1528) und dann durch Erbauung von fünf*) Hauptbollwerken, wie man hoffte, uneinnehmbar gemacht (1531 — 47). Doch fand ſich, in Folge der Niederlage des Kurfürſten von Sachſen und der dadurch unvermeidlich gewordenen Ergebung des Landgrafen, keine Gelegenheit, die Stärke derſelben zu erproben; denn kraft der Halleſchen Kapitulation wurden, auf Befehl des Kaiſers, ſämmtliche Feſtungswerke des Schloſſes und der Stadt noch in demſelben Jahre geſchleift, ſo daß nach der Befreiung des Landgrafen die mit ungeheuren Koſten**) verbundenen Befeſtigungsarbeiten von Neuem beginnen mußten.

Landgraf Wilhelm leitete dieſelben im Auftrage ſeines Vaters und betrieb ſie mit ſoviel Eifer und Sachkenntniß, daß innerhalb ſieben Jahren (1552 — 59) die früheren Werke nicht nur wiederhergeſtellt, ſondern auch weſentlich verbeſſert wurden. Dieſe neuen Feſtungswerke umgaben die, zunächſt ſchon durch ihre Mauern abgeſchloſſene Stadt, von allen Seiten und beſtanden hauptſächlich aus den bereits erwähnten Bollwerken, auch „Berge“ genannt, ſowie aus den dieſe Baſteien verbindenden Wällen. Es waren dies: „der Zwerenberg“, unmittelbar vor dem Zwerenthore gelegen; „der Hohe Berg“, weſtlich vom hohen Thore; „der Geisberg“ oder „Gießberg“,***) da wo jetzt die Kriegsſchule ſteht; „der Müllerberg“, auch „Wilhelmsberg“ und „Kaſtenal“ genannt,†) dem Ausgange der Kaſtenalsgaſſe entſprechend, und der „Ahnaberg“ zwiſchen dem Ahnaberger Thore

*) Das unterneuſtädter Feſtungsthor war durch ein ſechſtes Bollwerk vertheidigt, doch wird deſſen Erbauung nirgends ausdrücklich erwähnt.

**) Winkelmann (Heſſ. Beſchr. Thl. II. S. 280) gibt den Betrag auf 14 Tonnen Goldes an.

***) Offenbar nach dem, in jener Gegend gelegenen, alten Gießhauſe ſo genannt.

†) In demſelben war das Gefängniß für Verbrecher.

und der Fulda. Bei der ersten Anlage waren dieselben rund gebaut, doch ließ sie Landgraf Wilhelm im Jahre 1541, nach den neuesten Kriegserfahrungen, in Form von Dreiecken anlegen und kasemattiren. Er soll sich dabei des Rathes eines Meisters in der Befestigungskunst, des italienischen Grafen Rochus von Lynar, der damals in sächsischen Diensten stand und später Spandau befestigte, bedient haben. Im Jahre 1574 fügte er noch ein sechstes Bollwerk hinzu, den s. g. Zeugmantel, welchen er da erbauen ließ, wo jetzt die katholische Kirche steht, und wo der aus der Gegend des gegenwärtigen Museums herabkommende Wallgraben mit der kleinen Fulda in Verbindung stand. Dadurch erhielt zugleich das Schloß, und namentlich die zwischen dem südwestlichen Schloßwalle und dem Zeugmantel liegende Ebene, eine neue Verstärkung. Ein breiter mit Wasser angefüllter Wallgraben umgab sämmtliche Bollwerke und Wälle der Stadt und war wiederum durch Brustwehren und trockene Gräben nach Außen hin geschützt. In der Unterneustadt lag das ebenfalls im Dreieck angelegte Hauptbollwerk vor dem Festungsthore ganz von Wasser umgeben, und stand auf der einen Seite durch eine Brücke mit dem Thore in Verbindung, während von den beiden andern Seiten zwei Thore mit Brücken rechts und links ins Freie führten. Uebrigens war auch die Unterneustadt auf drei Seiten durch Wall und Gräben geschützt, sowie längs der Fulda durch eine starke Mauer vertheidigt. Damals war die Brücke auch auf der unterneustädtischen Seite noch mit einem Thore versehen.

Das Schloß, welches ringsum mit besonderen Wällen und Wassergraben umgeben war und hoch über die nächsten Häuser emporragte, bildete gewissermaßen die Citadelle der Festung. Doch hatte L. Wilhelm es nicht für nöthig erachtet, den Wall nach der Stadtseite hin wieder herzustellen. Dies vollendete erst Landgraf Moritz. Seitdem vermittelte ein einziges wohlbefestigtes Thor, wel-

ches der Einmündung der Schloßstraße in den Steinweg gerade gegenüber stand, den Eingang aus der Stadt in den Schloßhof. Dieser letztere war nach dem jetzigen Friedrichsplatze hin durch ein hohes Bollwerk geschützt, so daß das Schloß selbst bis an das dritte Stockwerk verdeckt wurde. Auf der dem Eingange in den Schloßhof entgegengesetzten Seite war auch ein Durchgang durch den Schloßwall nach der Au, woselbst eine Brücke, da wo noch jetzt die Mauerreste sichtbar sind, über die kleine Fulda führte. In der Au selbst war zur Vertheidigung dieses Eingangs gewissermaßen ein Brückenkopf angelegt, bestehend aus einer mit einem Wassergraben umgebenen kleinen Bastei in Dreiecksform. Der Schloßwall selbst war an den Ecken durch drei runde Basteien verstärkt, von denen das eine noch vorhandene Rondel an der Fulda der letzte Ueberbleibsel dieser alten Festungswerke ist. Die beiden andern Rondele standen nach der Stadt hin, während die vierte Ecke, nach der kleinen Fulda hin, durch den Zeugmantel wohl hinlänglich gedeckt erscheinen mochte; denn da stand kein solcher Thurm, vielmehr waren außerhalb des Walles, auf dem Damm des Schloßgrabens, einige Wirthschaftsgebäude angebracht, namentlich das Schlachthaus. Landgraf Moritz brach später einen dritten Durchgang durch den Schloßwall, als er 1593 in der Richtung nach dem Zeugmantel hin die Rennbahn anlegte, und versah denselben mit einem Thor und einer Brücke über den Schloßgraben.

Das eigentliche Schloßgebäude bildete ein völlig geschlossenes längliches Viereck. Es stand fast auf demselben Platze, wo jetzt die Kattenburg ist, so daß die vier Ecken ungefähr den vier Weltgegenden entsprachen. Da jedoch die dem Renthof zugewandte Seite etwas kürzer war, als die gegenüberstehende, so konnte der nach der Stadtseite liegende Flügel, welcher sich im rechten Winkel an die Vorderseite anschloß, nur durch eine merkliche Biegung das Viereck schließen. Der Flügel mit der Aussicht nach der Au war im Jahre

1503 von Landgraf Wilhelm dem Mittleren, dem Vater Philipps des Großmüthigen, neu gebaut worden. Die Seite nach dem Friedrichsplatze hin, mit dem Eingange in den innern Schloßhof — auch der Küchenbau genannt, weil er die Schloßküche enthielt — erbaute Landgraf Philipp nach seiner Zurückkunft aus der Gefangenschaft, und zwar, zur Erweiterung des inneren Hofes, auf den früheren, bei Schleifung des Walles im Jahr 1547 wahrscheinlich trocken gelegten Schloßgraben. Den Grundstein dazu legte Landgraf Wilhelm am 23. März 1556. — Ob unter dem „Schloßbau, darunter das Backhaus ist", welcher nach Aussage der Chronisten*) 1560 begonnen worden und zu dem Landgraf Philipp der Jüngere den Grundstein gelegt haben soll, der ganze Flügel nach der Stadtseite verstanden werden darf, ist noch nicht ermittelt. Die vierte Seite, am Renthofe, — auch der Frauenzimmerbau genannt — war nach dem innern Hofe hin durch einen steinernen Bogengang verziert, welcher aus drei aufeinanderstehenden Reihen von Säulen bestand, die durch Rundbogen mit einander verbunden waren. Eine beim Abbruch dieses Bogenganges im Fundamente gefundene und im Museum aufbewahrte lateinische Inschrift besagt, daß Landgraf Wilhelm diesen Bau, zu welchem nach Befreiung seines Vaters Philipp der Grund gelegt worden, im Jahr 1560 auf eigene Kosten vollendet habe. Will man diese Vollendung auch nur von dem Bogengange verstehen, so bleibt es immerhin unerklärt, warum Landgraf Wilhelm bei Lebzeiten seines Vaters einen solchen Bau aus eigenen Mitteln ausgeführt hat; abgesehen davon, daß der Kostenbetrag mit dem mäßigen Jahrgelde, welches L. Philipp seinen Söhnen ausgesetzt hatte, in gar keinem Verhältnisse steht.

Nachdem wir vorstehend ein möglichst vollständiges Bild von den Befestigungswerken des Schlosses und der Stadt entworfen

*) Congeries zum Jahr 1560 bei Kuchenbecker (Analect. I. S. 38).

haben, müssen wir nun dem damaligen hessischen Kriegsstaate, im Frieden wie im Kriege, noch einige Zeilen widmen. Als regelmäßige Besatzung von Cassel, oder vielmehr vom Schlosse finden wir in Friedenszeiten nur einen einzigen Hauptmann (dessen Besoldung*) in jährlich 70 Gulden bestand nebst 24 Ellen Tuch und 24 Ellen Barchent als Unterfutter). Seine gesammte Mannschaft bestand aus nicht mehr als sechszehn „einspännigen Knechten", oder, wie wir sagen würden, gemeinen Reitern, von denen jeder jährlich 12 Gulden nebst 8 Ellen Tuch und ebensoviel Barchent erhielt. Die Kost hatten sie sämmtlich, wie alle übrigen fürstlichen Beamten und Hofdiener, im Schlosse. Ein Trabanten-Hauptmann (20 Gulden, 12 Ellen Tuch, 10 Ellen Barchent und 4 Viertel Korn) mit 8 Leibtrabanten (je 12 Gulden, 12 Ellen Tuch und 10 Ellen Barchent) bildete außerdem eine Art wirklicher Leibwache, und ein Oberburggraf (40 Gulden, 12 Ellen Tuch und 10 Ellen Barchent, 6 Viertel Korn, 4 Hämmel und ein Fuder — 480 Maaß — Bier) mit einem Unterburggraf (24 Gulden, 12 Ellen Tuch, 10 Ellen Barchent und 4 Viertel Korn) hatten nebst zwei Pförtnern und vier Saalwärtern für die Bewachung im Innern des Schlosses zu sorgen.

Bedeutender war der Aufwand für die Artillerie. Da finden wir:

---

*) Die genaue Angabe der Besoldung gibt dem Leser einen Maasstab für den Rang und die Bedeutung einer jeden Stelle: der Geldbetrag zeigt die Bedeutung, während man an der Ellenzahl des Tuches zur Kleidung die Zahl der Diener, mithin den Rang erkennt. Es werden nämlich in der Regel acht Ellen „lundisch Tuch" jährlich auf den Mann gerechnet, was zwei Anzüge gab. Wer also 32 Ellen Tuch bekam, der hatte drei Diener und vier Pferde; denn auf zwei Pferde wurde ein „Knecht" und auf zwei Knechte noch ein Junge gerechnet. Dieses Tuch wurde in der Frankfurter Messe gekauft und es kostete das Stück von 40 Ellen durchschnittlich 37 fl.

einen Zeugmeister (100 Gulden, 10 Ellen Tuch, 8 Ellen Barchent, 12 Viertel Korn, 2 Viertel Hafer, 10 Metzen Erbsen 4 Hämmel, 4 Metzen Salz und 4 Viertel Gerste statt des Biers, sowie 12 fl. Zuschuß, wahrscheinlich statt der Kost am Hofe);

einen Zeugwart (40 fl., 8 Ellen Tuch, 8 Ellen Barchent, 10 V. Korn, 1 V. Hafer, 2 M. Erbsen, 4 Hämmel, 2 M. Salz und 1 V. Gerste, nebst 24 fl Zuschuß);

einen Zeugschreiber (30 fl., 10 Ellen Tuch, 9 Ellen Barchent);

einen Büchsen- (Kanonen-) gießer (34 fl., 4 Ellen Tuch, 4 Ellen Barchent, 6 V. Korn und ½ V. Gerste);

einen Pulvermacher (40 fl., 8 Ellen Tuch, 8 Ellen Barchent, 8 V. Korn, 1 V. Hafer, 4 M. Erbsen, 4 Hämmel, 2 M. Salz und 1 V. Gerste, nebst 12 fl. Zuschuß);

acht Büchsenmeister (je 25 fl., 8 Ellen Tuch, 8 Ellen Barchent, 4 V. Korn);

einen Zeugschmidt (20 fl., 4 Ellen Tuch, 4 Ellen Barchent, 6 V. Korn); ferner

einen Zeugschlosser, einen Zeugbänder, einen Zeugwagner, einen Zeugzimmermann (je 10 fl., 4 Ellen Tuch, 4 Ellen Barchent) und einen Geschirrmeister (30 fl., 4 Ellen Tuch, 4 Ellen Barchent).

Außerdem war noch ein Hauptmann in der Festung Ziegenhain angestellt, und ein erfahrener Kriegsmann stand als Oberster im landgräflichen Dienste, um, sobald es nöthig war, die erforderlichen Truppen zu werben und anzuführen. Im Jahre 1580 bekleidete Georg von Scholley dieses wichtige Amt, welches dem des Statthalters gleichstand. Früher, bei seinem Regierungsantritte, hatte L. Wilhelm den damaligen Landvogt an der Diemel zu Trendelburg, Friedrich von Rollshausen, zugleich zu seinem „in Kriegssachen bestellten Obersten und Kriegsrath“ ernannt,

unter der Bedingung, daß er auf Erfordern so viele Reisige und Fußknechte, als von ihm begehrt werde und ihm aufzubringen möglich, anwerben und zuführen" wolle. Dafür erhielt er außer seiner Amtsbesoldung 200 fl. und das Versprechen eines Lehens von 2000 fl., sofern ein solches binnen 5 Jahren heimfallen würde, wo nicht, nach Ablauf dieses Zeitraumes 1000 fl. Münze. Auch mußte er auf Erfordern in die Festung Cassel kommen, „dieselbe zu verwahren und zu erhalten." Rollshausen besaß daselbst ein eigenes Haus an der Fulda, den jetzigen Packhof (Nr. 437), welchen er, als er sich im Jahre 1573 auf seine Güter zurückzog, dem Landgrafen verkaufte, weil dieser ein für die Vertheidigung der Stadt so wichtiges Gebäude nicht gern in fremde Hände wollte kommen lassen.*)

Für einen solchen Kriegsfall hatte L. Wilhelm folgenden Vertheidigungsplan im Voraus festgesetzt: Es sollte die Festung Cassel mit mindestens „acht Fähnlein Knechte", jedes 300 Mann stark, und „drei Fähnlein" von der Bürgerschaft, jedes von 200 Mann, besetzt werden**). Je zwei Fähnlein Knechte bildeten ein Lager, von denen das erste vor dem Zwerenthore „auf dem alten Baumgarten", also außerhalb der Stadt aufgeschlagen werden sollte; dieses hatte das Schloß, den „Zeugmantel" und den „Zwerenberg" zu besetzen. Zwei andere Fähnlein lagerten zwischen dem „Neuen Thore"***) und dem „Gießberge" — zwischen dem

*) L. Moritz gab es seiner zweiten Gemahlin, Juliane von Nassau, von der es lange den Namen „der Nassauische Hof" behalten hat und auf die Rotenburger Linie überging. Als jedoch diese Langrafen im Jahre 1767 das „Rotenburger Haus" am Königsplatze (das jetzige Staatsministerium) bauten, verkauften sie den Nassauischen Hof an die Landesherrschaft.

**) Die Waffen der Bürgerschaft wurden außer dem Dienste in dem sog. Rüsthause am Markt aufbewahrt.

***) Dies Thor, welches da stand, wo jetzt die Cölnische Straße neben

jetzigen Königsplatze und dem Kasernenplatze — und hatten außer diesem Thore den „Hohenberg“ und den „Geißberg“ zu bewachen. Zwei weitere Fähnlein lagerten bei dem „Neuen Kornhause“ — am Ahnaberger Thore — und besetzten den „Müllerberg“, den „Ahnaberg“, den „Finkenherd“ und „des Obersten Garten“. Die übrigen beiden Fähnlein kamen in die Unter-Neustadt und hatten die dortigen Festungswerke zu vertheidigen.

Von der Bürgerschaft hatte ein Fähnlein sein Standquartier auf dem Pferdemarkte, das zweite „auf dem Platze vor dem Ahnaberger Thore“ *) — und das dritte in der Unterneustadt. Diese Bürgerwehr hatte die Wachen in der Stadt, an der Fuldabrücke, auf den Mauern zu beiden Seiten der Fulda, sowie auch „in den Zwingern und Courtinen“ — auf den die „Berge“ verbindenden Wällen. Auch sollten die Büchsenmeister (die Artilleristen) und die Musketiere aus der Bürgerschaft und den Landsassen genommen werden. Endlich wurden zweihundert Schanzgräber von dem Lande und aus der Bürgerschaft anderer Städte nach Cassel entboten, um für den Nothfall in Bereitschaft zu sein.

Auf einem jeden Berge befehligte ein Hauptmann und in jeder Casematte „einer vom Adel“ (ein zum Ritterdienste verpflichteter Vasall), welcher „die Büchsenmeister und auch Schützen oben auf der Casematte regiere.“

Im Schlosse führten neben den beiden Burggrafen „zwei An-

---

der Garnisonskirche auf dem Königsplatze einmündet, ward erst im Jahre 1597 gebaut und daher in der Zeit, von der wir eigentlich reden, noch gar nicht vorhanden. Die Veranlassung zu dessen Erbauung gab ein Unglücksfall, der sich in dem dunkeln, 150 Schritt langen Gewölbe des Zwerenthores ereignet hatte. Seitdem blieb dieses fast 100 Jahre lang gesperrt und wurde erst nach Erbauung der Ober-Neustadt, jedoch nur für Kutschen, wieder geöffnet.

*) D. h. unstreitig: auf dem Platze, ehe man, von der Stadt aus, ans Festungsthor gelangte, der jetzt „vor dem Kloster“ genannt wird.

sehnliche und Kriegserfahrene vom Adel" den Oberbefehl. Die Wachen daselbst waren folgendermaßen vertheilt: Auf der runden Bastei neben der „Kanzlei" (dem Renthofe) 10 Mann; in dem innern Raume derselben zwei Büchsenschützen und vier Handreicher, „um auf den Fuldastrom Acht zu geben"; beim Löwengraben (wahrscheinlich war dies der Wall nach der Au hin) 10 Mann; oben auf dem Schloßwalle (dem Bollwerk im Schloßhofe nach dem Friedrichsplatze hin) 10 Mann; auf dem Walle nach dem Schloßthor und der Stadt hin 10 Mann. Außerdem sollten stets drei Büchsenmeister und sechs Handreicher im Schlosse sein, nebst 10 Haustrabanten, die also im Falle des Krieges ebenfalls vermehrt wurden. Der Brückenkopf an der kleinen Fulda wurde mit 10 Mann besetzt, und 2 Büchsenschützen nebst 4 Handreichern kamen in die Casematten daselbst. Auf dem „Cavalier unter dem Weinberg" (wie es scheint östlich vom Zeugmantel, wo der Festungsgraben sich in die kleine Fulda ergoß) kamen 10 Mann, 2 Büchsenschützen und vier Handreicher. Auf dem Zeugmantel 10 Mann nebst einen Büchsenschützen und zwei Handreichern; auf dem Zwerenberg 10 Mann nebst 2 Büchsenschützen und 4 Handreichern; desgleichen 20 Mann nebst 4 Büchsenschützen und 8 Handreichern in die beiden Casematten daselbst.

Das aus 600 Mann bestehende Lager auf dem jetzigen Friedrichsplatze hatte demnach täglich 100 Mann zur Wache zu geben, zu denen noch sechs Büchsenmeister, zehn Büchsenschützen und 32 Handreicher kamen.

Das zweite Lager gab fünfzig Mann zur Bewachung des Hohenthorberges: Oben auf den Berg 10 Mann, 2 Büchsenmeister und 4 Handreicher; in die beiden Casematten 20 Mann, 4 Büchsenschützen und 8 Handreicher; in die Gewölbe am Thore 10 Mann, und endlich auf eine erhöhete Bastei im Rücken des Berges, die den Raum zwischen dem Stadthore und dem Festungsthore beherrschte,

10 Mann und in die Gewölbe derselben 2 Büchsenschützen mit 4 Handreichern. Ferner kamen oben auf den Gießberg 10 Mann, 2 Büchsenmeister und 4 Handreicher; auf die Blendung (?) 10 Mann, 2 Büchsenschützen nebst 4 Handreichern und in die beiden Casematten 20 Mann, 4 Büchsenschützen und 8 Handreicher. Zusammen 90 Mann, 4 Büchsenmeister, 12 Büchsenschützen und 32 Handreicher.

Das dritte Lager gab wiederum täglich 100 Mann, und dazu kamen 9 Büchsenmeister, 4 Büchsenschützen und 30 Handreicher: nämlich oben auf den Müllerberg 10 Mann, 2 Büchsenmeister, 4 Handreicher; auf die Blendung 10 Mann und in die beiden Casematten am Müllerthore 20 Mann, 4 Büchsenschützen und 8 Handreicher. Desgleichen oben auf den Ahnaberg 10 Mann, in die Casematten 10 Mann und 4 Büchsenmeister nebst 8 Handreichern an beide Orte zu vertheilen; außerdem 10 Mann zwischen die Mühle und des Obersten Haus nebst 1 Büchsenmeister und 2 Handreichern, und 30 Mann mit 2 Büchsenmeistern und 4 Handreichern auf dem Finkenheerd.

Zur Bewachung der Unterneustadt sammt der Brücke wurden täglich 110 Mann erfordert, welche das vierte Lager zu stellen hatte und außerdem 7 Büchsenmeister und 14 Handreicher. Von jenen kamen 20 Mann auf die Fuldabrücke, welche, wie bereits oben bemerkt, zugleich von 10 Mann der Bürgerwehr besetzt wurde.

In der Unterneustadt selbst kamen auf das Bollwerk — auch Ravelin genannt — 30 Mann nebst 2 Büchsenmeistern und 4 Handreichern; auf den Wall neben der Mühle 10 Mann, und in die Casematte daselbst ein Büchsenmeister mit 2 Handreichern. Auf die Ecke, dem Schlosse gegenüber, 10 Mann; auf das Festungsthor 10 Mann, auf das innere Bollwerk daselbst 10 Mann und ebensoviel auf ein zweites, welches die östliche Ecke des Walles, hinter dem jetzigen Gefangenhause zu decken hatte.

Die Bürgerwehr hatte, außer den 10 Mann zur gemeinschaftlichen Besetzung der Fuldabrücke, täglich noch 42 Mann zu stellen, „um zwischen den Bergen auf der Courtine die Wacht zu halten," nämlich 10 Mann zwischen dem Zwerenberge und dem Hohenberge; 8 Mann zwischen dem Hohenberge und dem Gießberge, 8 Mann zwischen dem Gießberge und dem Müllerberge und 16 Mann zwischen dem Müllerberge und dem Ahnaberge bis an des Obersten Garten hinauf.

Zum Beschlusse dieser Darstellung der damaligen Wehrverfassung folge hier noch der „Commisanschlag" über die Verköstigung von 10 Mann während einer Woche. Es geht daraus hervor, daß die Soldaten damals täglich zweimal Suppe erhielten, wöchentlich sechsmal Fleisch, jedoch nur gesalzenes, und fünf- oder sechsmal getrocknete und gesalzene Fische; dagegen war aber auch reichlich für Bier gesorgt und selbst für Wein.

	Beträgt wöchentlich an Geld.
Für Brod wurde wöchentlich auf 10 Mann 11 Metzen Korn (d. i. täglich 2½ Pf. Brod auf den Mann) veranschlagt (die Metze zu 5 Alb.) . . .	= 2 fl. 3 Alb. — Hlr.
Erbsen, wöchentlich dreimal; die Metze (zu 7 Alb.) zu 14 Mahlzeiten gerechnet	= — „ 1 „ 6 „
Bohnen, zweimal, die Metze (5 Alb. 4 Hlr.) zu 16 Mahlzeiten	= — „ — „ 8 „
Gerste, dreimal, die Metze (6 Alb. 8 Hlr.) zu 20 Mahlzeiten	= — „ 1 „ — „
Hirse, zweimal, die Metze (10 Alb.) zu 20 Mahlzeiten	= — „ 1 „ — „
Hafermehl, zweimal, die Metze (8 Alb.) zu 16 Mahlzeiten	= — „ 1 „ — „
	= 2 fl. 8 Alb. 2 Hlr.

	Beträgt wöchentlich an Geld.
Uebertrag: . .	= 2 fl. 8 Alb. 2 Hlr.
Weitzenmehl, zweimal, die Metze (8 Alb.) zu 16 Mahlzeiten	= — „ 1 „ — „
Speck, dreimal, jedesmal 2 Pf., also wöchentlich 6 Pf. (das Pf. zu 2 Alb.)	= — „ 12 „ — „
Gesalzenes Rindfleisch, dreimal, je 4 Pf. (das Pf. zu 1 Alb., wobei das Rind zu 100 Pf. Fleisch veranschlagt wird)	= — „ 12 „ — „
Stockfisch, dreimal, (die Mahlzeit zu 1⅓ Pf. und 4 Pf. zu 5 Alb.) . .	= — „ 5 „ — „
Platteisen *), einmal, (die Mahlzeit zu 4 Stück, jedes zu 6 Hlr.) . . .	= — „ 2 „ — „
Häringe, zweimal, (die Mahlzeit zu 8 Stück, welche 1 Alb. kosteten) . .	= — „ 2 „ — „
Butter**), wöchentl. 2 Pf. (1 Pf. 3 Alb.)	= — „ 6 „ — „
Käse, dreimal, je ½ Pf. (1 Pf. 1 Alb.)	= — „ 1 „ 6 „
Wein, wöchentlich 8 Maas (das Maas zu 2 Alb.)	= — „ 16 „ — „
Bier, täglich 8 Maas, (das Maas zu 6 Hlr.)	= — „ 28 „ — „
	5 fl 15 Alb. 8 Hlr.

*) Platteisen (Platessa) ist eine Gattung Scholle, die getrocknet noch jetzt in den Niederlanden ein billiges und beliebtes Essen der Unbemittelten sind. Nach dem vorliegenden Speiseverzeichniß sollten Häringe oder Platteisen wöchentlich nur zweimal vorkommen; da jedoch im Geldetat der Betrag für wöchentlich zwei Mahlzeiten Häringe und einer Mahlzeit Platteisen wiederholt aufgeführt wird, so sind wir dieser Angabe gefolgt.

**) Diese Butter wurde wahrscheinlich zum Schmelzen der Suppen verwendet; auch ward wohl der Speck und das gesalzene Fleisch darin gekocht, da kein Salz berechnet ist.

Die wöchentliche Verköstigung des Mannes kostete demnach 14 Alb. 7 Hlr., oder nach heutigem Silberbetrag beinahe 21 Sgr., mithin täglich ungefähr 3 Sgr., was mehr ist, als jetzt auf den Mann gerechnet wird.

Es ist auch noch eine in alle Einzelheiten eingehende Berechnung vorhanden, was das hessische Kriegsheer, bestehend aus 9000 Mann Infanterie, 4000 Pferden und 34 Stück Geschütz, in den beiden Feldzügen von 1546 und 1552 gekostet hat, doch dürfte das nur für die Männer vom Fach von Interesse sein. Uns genüge hier die allgemeine Angabe, daß die Kosten monatlich 152,000 Gulden betrugen.

II.

Cassel als Residenz.

Das gewerbliche Leben in Cassel war keineswegs unbedeutend geblieben. Schon im Jahre 1337 bestätigte Landgraf Heinrich II. die Privilegien und Freiheiten der Handwerksinnungen, welche in den beiden „Städten“ diesseits und jenseits der Fulda als längst bestehend angeführt werden. Dabei wurde jedoch ausdrücklich vorbehalten, daß die in Cassel ansässigen Wollweber dadurch keine Beschränkung erleiden, sondern im Genusse ihrer besonderen Privilegien bleiben sollten. Dieser wichtige Industriezweig der Tuchbereitung war, wie es scheint, aus den Niederlanden nach Hessen verpflanzt worden; denn die fortwährenden bürgerlichen Unruhen veranlaßten im 14ten Jahrhundert, namentlich in Brabant und Flandern, eine Menge Tuchmacher zur Auswanderung. Möglich, daß die Landgrafen von Hessen, als geborne Herzoge von Brabant, die Bedeutung dieses Gewerbes kannten und deshalb die Niederlassung auswärtiger Tuchmacher durch Befreiung von den Zunfterforderniß-

sen begünstigten. In einer Urkunde von 1368 nennt wenigstens L. Heinrich II. die in verschiedenen hessischen Städten ansässigen Wollweber ausdrücklich „unsir Flemmige“, und läßt sie „bliben by irer Gewonheid alse here kummen sint“. In Folge davon bildete sich in Cassel auch eine besondere Innung*) von Tuchhändlern („Gewandschneidern“), denen sich die anderen Kaufleute anschlossen und deren Mitglieder man bereits im Jahre 1402 auf sechszig zu beschränken für nöthig fand. Wer in dieselbe eintrat, mußte sein Handwerk niederlegen; auch waren die Kleinhändler davon ausgeschlossen, für welche eine besondere „Kramergilde“ bestand. Daher kam es, daß sich gleichzeitig mit der gewerblichen Bedeutung auch das gesellschaftliche Ansehen dieser Innung mehr und mehr hob, so daß ihre Genossen den Rang unmittelbar nach den Rathsherren, vor den Malern, Bildhauern und Goldschmieden, erlangten.

Landgraf Wilhelm IV. ließ es sich besonders angelegen sein, gewerbliche Anlagen zu verbessern und neue zu begründen. Er war es, der im Jahre 1580 das für die Stadt Cassel so wichtig gewordene Kohlenbergwerk am Habichtswalde zuerst betreiben ließ und zu Benutzung der Kohlen eine Glashütte daselbst anlegte. Dies gab zugleich Veranlassung zu einer neuen, damals in Cassel gemachten Erfindung, die Braunkohlen durch vorgängige Trocknung und Erhitzung, ohne alle Anwendung von Holz, zur Glasbereitung zu benutzen, wodurch auch die erst in der jüngsten Zeit so wichtig gewordene Entschwefelung der Kohlen — die Koaksbereitung — schon zur Anwendung kam. L. Wilhelm hatte auf die Entdeckung dieses Verfahrens nicht nur einen Preis von 200 Thalern gesetzt, sondern auch auf seine Kosten sowohl in Cassel, als auf dem Meißner besondere

*) Später trug diese Innung den Namen „Hansegreben,“ was nach jetziger Ausdrucksweise etwa Bundesvorsteher heißen würde.

Glasöfen zu Anstellung von Versuchen bauen lassen*). Der Versuch des Landgrafen venetianisches Krystallglas in Cassel anfertigen zu lassen, zu welchem Zweck er Italiener heranzog, die im „Weißen Hofe“ einen solchen Glasofen erbauten, gelang nur halb, da der Ertrag die Kosten nicht abwarf. Mit mehr Erfolg vervollkommnete er die Salzbereitung in Allendorf, wobei ebenfalls Braunkohlen verwendet wurden, deren zunehmende Benutzung wiederum den Bergbau förderte. Sogar die Goldwäsche an der Eder ließ er nach seiner besonderen Anleitung betreiben. Auch beschäftigte er die Eisenwerke in Schmalkalden, veredelte die hessische Pferdezucht, verbesserte den Landbau und hatte, was insbesondere für Cassel von Bedeutung geworden ist, eine wahre Liebhaberei für den Gartenbau**). Die besten und seltensten Gemüse, die feinsten Obstsorten, und fremde Gewächse jeder Art verschrieb er aus allen Ländern und suchte sie in seinem Garten einheimisch zu machen. Dieser Garten, der sogenannte untere oder neue Baumgarten, lag auf der Landspitze zwischen der großen und der kleinen Fulda, und war etwa da, wo jetzt die Orangerie steht, durch einen Verbindungsgraben zwischen den beiden Fuldaarmen, von der übrigen Au getrennt, welche damals noch ganz zu der darin erbauten Meierei gehörte. Er bildete ein längliches, rings mit einer Mauer umgebenes Viereck, dessen eine schmälere Seite unmittelbar an jenen Verbindungsgraben stieß, während zwischen dem Brückenkopfe und dem Garten noch ein Rasenplatz war, und auch an jedem Arme der Fulda ein Weg her führte. An der Ecke des Gartens zwischen dem Graben und der großen Fulda hatte L. Wilhelm 1578 ein an den vier Ecken mit Thürmen versehenes Lustschloß erbaut, dessen Erdgeschoß

*) Ausführlichere Nachrichten über dies Unternehmen gibt Dr. Landau in der Zeitschr. für hess. Geschichte und Landeskunde. Bd. III. S. 295 ff.

**) Vergl. v. Rommel Hess. Gesch. Bd. V. S. 728 ff.

einen einzigen großen Saal bildete und in der Mitte einen Springbrunnen hatte, der das Wasser fast bis zur Decke trieb. Das erste und zweite Stockwerk enthielt die Wohnzimmer, während im Kellergeschoß ein mit Zinn ausgelegtes Badezimmer war. Als besonders merkwürdig wird erwähnt, daß die Orangen-, Citronen-, Granat- und Lorbeerbäume in freier Erde standen, nämlich in einem großen Treibhause, das alljährlich abgenommen und wiederaufgebaut wurde. Einer dieser von L. Wilhelm IV. gepflanzten Lorbeerbäume hatte, nach beinahe zweihundert Jahren, eine Höhe von 54 Fuß und eine Dicke von vier Fuß erreicht, als er während des siebenjährigen Krieges, wo die Franzosen, welche Cassel besetzt hatten, den Aufbau des Hauses unterließen, durch die Kälte zu Grunde ging*). — Zum Weinbau, den der Landgraf mit gleichem Eifer trieb, ließ er den Terrassengarten**) unter der jetzigen Bellevue anlegen, wo noch jetzt die besten Trauben in hiesiger Gegend gezogen werden. Im Jahre 1582 ließ er 35 Acker auf dem Weinberge und 28 Acker unter demselben nach der Au hin mit Reben bepflanzen. Außerdem werden in demselben Jahre noch 13 Weingärten vor dem Weserthore, 8 Acker vor dem Müllerthore, 34 Acker am Kratzenberge und 26 am Rothenberge bei Rothenditmold erwähnt. Trotz aller Mühe und Kosten hat sich jedoch von allen, leider, nur der „Kratzenberger Wein“ einen, wie es scheint, unvergänglichen Namen erworben.

Unmöglich konnte diese lebendige Anregung von Seiten des Landgrafen zu Verbesserungen aller Art ohne günstige Rückwirkung auf das gewerbliche Leben des Landes, und namentlich der Stadt Cassel bleiben, wo zugleich die bedeutenden Bauten desselben alle Gewerbe in Thätigkeit setzten. Eine auch nur einigermaßen erschöpfende Schilderung dieser gewerblichen Zustände damaliger

*) Der Stamm ist bekanntlich im Museum aufbewahrt.

**) Vergl. Landau a. a. O. S. 160. ff.

Zeit kann jedoch weder auf eine einzelne Stadt, noch auf einen so kurzen Zeitraum beschränkt werden, wie wir hier festhalten müssen, um nicht zu weitläufig zu werden. Auch tritt bei Cassel doch immer der Charakter als Residenz in den Vordergrund. Wir fassen daher jetzt nur diese Seite ins Auge.

Als Residenz war Cassel der Sitz des Hofes und der oberen Landesbehörden, welche damals weit mehr als gegenwärtig mit jenem in der engsten Verbindung standen. Der Mittelpunkt der gesammten Landesregierung war die „**fürstliche Kanzlei**“, von den Landgrafen meist: „Unser Rath“ genannt, während das Collegium selbst in seinen Erlassen sich als: „Statthalter, Kanzler und Räthe“ bezeichnete. Erst im folgenden Jahrhundert findet sich ein „Geheimer Rath“, als Collegium, getrennt von der „Regierungs-Kanzlei“. Im Jahre 1580 bestand diese Kanzlei außer acht Schreibern und drei Dienern aus folgenden Personen:

Einem Statthalter (damals Eckebrecht v. d. Malsburg, mit einer Besoldung von 200 Kammerfl., 32 Ellen Tuch und 28 Ellen Barchent, 28 Viertel Korn, 1 Reußen *), 6 Hämmeln, 2 Schweinen, 1 Achtel d. i. 11 Metzen Salz, 1 Fuder — 6 Ohm — Wein und 2 Fuder Bier. Außerdem hatte er für sich und seine (drei) Diener „die Kost am Hofe“. Die Naturalien waren also für die übrige Familie bestimmt.)

Einem Kanzler (Dr. Reinhard Scheffer d. Aelt. mit 200 fl. 25 T. 18 B.)

Einem Vice-Kanzler (Dr. Heinrich Hund mit 160 fl., 18 T., 12 B.)

---

*) So nannte man die beste Gattung Ochsen, welche in Polen gekauft und zu 16 fl. veranschlagt wurden, zum Unterschiede von den „Haidochsen,“ die aus Dänemark kamen und nur 6 fl. kosteten. Die geringste Gattung waren die inländischen, die „Reitochsen und Landrinder,“ letztere zu 3 fl. berechnet.

Zwei adeligen Räthen (Hans v. Berlepsch und Bernhard Keudel je mit 100 fl., 32 T., 28 B., 8 V. Korn und 8 V. Hafer.

Drei gelehrten Räthen (Doctoren der Rechte):

Dr. Nikolaus Theophilus mit 150 fl., 18 T., 12 B., 16 V. Korn, 12 V. Hafer, 6 V. Gerste, 8 Metzen Erbsen, 4 Hämmeln, 1 Achtel Salz.

Dr. Ludwig Feige mit 150 fl., 18 T. 12 B., 16 V. Korn, 12 V. Hafer, 1 V. Weizen, 6 V. Gerste oder 2 Fuder Bier, 8 M. Erbsen, 1 Rind oder 3 fl., 2 Schweinen oder 4 fl., 4 Hämmeln.

Dr. Jost Didamar mit 100 fl., 18 T., 12 B., 10 V. Korn, 2 V. Hafer, 5 V. Gerste, 8 M. Erbsen, 4 Hämmeln, 3 Metzen Salz.

Vier Sekretaren, nämlich:

Einem Kammersecretarius, (Heinrich Heßberg mit 40 fl., 20 T., 18 B., 8 V. Korn, 2 V. Hafer, 4 V. Gerste, 4 Hämmeln.)

Einem Landsecretarius, (wahrscheinlich Christoph Harsack mit 40 fl., 20 T., 18 B., 10 V. Korn, 3 V. Hafer, 3 V. Gerste, 4 M. Erbsen, 4 Hämmeln, 1 Achtel Salz.)

Einem Kanzleisecretarius, 40 fl., 9 T., 8 B., 4 V. Korn, 4 Hämmel, 1 Schwein, 2 Metzen Salz, 1 Fuder Bier.

Einem Gerichtssecretarius, 40 fl., 9 T., 8 B., 4 V. Korn, 3 V. Hafer, 4 Metzen Erbsen, 4 Hämmel, 1 Schwein, 2 Metzen Salz, 1 Fuder Bier und 12 fl. Zuschuß.

Einem Registrator, 40 fl., 9 T., 8 B., 4 V. Korn, 1 V. Hafer, 4 M. Erbsen, 1 Hammel, 2 Schweinen und 12 fl. Zuschuß.

Einem Fiscalis, 50 fl., 7 T., 0 B., 4 V. Korn, 1 V. Ha-

fer, 4 Metzen Erbsen, 4 Hämmel, 1 Fuder Bier und 12 fl. Zuschuß.

Einem Botenmeister, welcher das, vor Errichtung der Postanstalt sehr wichtige, Botenwesen beaufsichtigte, 30 fl., 9 T., 8 B.

Diese Kanzlei hatte Alles zu besorgen, was jetzt in das Bereich der Ministerien des Innern, der Justiz und des Auswärtigen, sowie auch des Obergerichts und der Regierung gehört. Nur für das Finanzwesen bestand eine besondere Behörde, die Rentkammer, mit folgenden zehn Personen:

Dem Kammermeister, (Eitel von Berlepsch mit 150 fl. 25 T., 18 B., 30 V. Korn und 30 V. Hafer.)

Einem Kammerrath, 100 fl., 14 T., 10 B., 12 V. Korn, 4 Hämmel, 2 Schweine, 2 Achtel Salz, 1 Fuder Bier.

Einem Kammerschreiber, 100 fl., 24 T., 24 B., 20 V. Korn, 6 V. Gerste, 4 Hämmel, 2 Schweine, 2 Achtel Salz, 1 Fuder Bier.

Einem Pfennigmeister, 50 fl., 18 T., 18 B., 12 V. Korn, 4 Hämmel, 2 Schweine, 1 A. Salz, 1 F. Bier.

Einem Gegenschreiber, desgl. und 4 V. Hafer.

Einem Buchhalter, 50 fl., 10 T., 10 B., 8 V. Korn, 2 V. Hafer, 4 Hämmel, 1 A. Salz, 1 F. Bier.

Einem Registrator, 30 fl. und außer den Naturalien wie der Buchhalter 2 V. Hafer, 1 Schwein.

Außerdem erhielt

ein „Kammermeistersschreiber" 20 fl., 9 T., 9 B.

ein „Kammerschreibersschreiber" 30 fl., 9 T., 9 B.

und ein „Junge in der Kammer" 10 fl., 5½ T., 4½ B.

Die Rentkammer hatte vorzugsweise die Verwaltung der Fürstlichen Domainen und Forste zu überwachen und die Einkünfte derselben, sowie die Zehnten, Zinsen und sonstigen Gefälle einzuzie-

hen und zu verrechnen. Es war dies um so schwieriger und verwickelter, als damals die Ländereien keineswegs verpachtet waren, sondern auf fürstliche Rechnung bewirthschaftet wurden. Zu Erhebung der so genannten (außerordentlichen) Steuern, z. B. der „Trankſteuer“ wurde den „Amtknechten“ (den fürstlichen Geld- und Fruchterhebern) von Seiten des betreffenden Stadtraths eine „Rathsperſon beigeordnet, welche ſich dieſen Geſchäften mitunterziehen mußte.

Der eigentliche **Hofſtaat** beſtand aus 30 Perſonen:

Dem Hofmarſchall, (Adam von Baumbach*) mit 150 fl., 48 T., 36 Ellen (wollen) Futtertuch, 32 Ellen Barchent, 16 Ellen Leintuch, 16 V. Korn, 10 V. Hafer, 1 Haidochſen, 8 Hämmeln, 2 Schweinen, 1 A. Salz, 1½ F. Bier.)

Dem Kämmerer, 100 fl., 48 T., 36 Ellen wollen (Futter-) Tuch, 32 B., 16 Leintuch, 20 V. Korn, 10 V. Hafer, 4 V. Gerſte, 1 Reuß, 6 Hämmel, 2 Schweine, 1 A. Salz.

Dem Hausmarſchall, 50 fl., 24 T., 24 B., 10 V. Korn, 6 Hämmel, 1 A. Salz, 2 F. B.

Dem Futtermarſchall, 40 fl., 16 T., 16 B.

Dem Forſtmeiſter, 100 fl., 32 T., 27 wollen Futter, 24 B., 12 Leinen.

Dem Stallmeiſter, 50 fl., 36 T., 27 w. F., 24 B., 12 L.

---

*) Dieſer Hofmarſchall von Baumbach erhielt außer vorſtehender Normalbeſoldung laut ſeines Beſtallungsbriefes noch 10 fl. Herbergsgeld — was uns auf den damaligen Miethwerth der Häuſer ſchließen läßt — und 10 Klaftern Holz „vor die Herberg zu ſchaffen“. Die obigen Naturalien an Tuch und Leinen werden darin bezeichnet: „Hofkleidung auf vier Pferde“ jährlich zweimal durch den Hofſchneider. Weshalb er und nach Verhältniß auch die andern Hofbeamten 48 Ellen Tuch bekommt, ſtatt 32 und außerdem wollenes Futtertuch und Leinentuch iſt nirgends erläutert.

Vier Kammerjunkern, jedem 30 fl. und Kleidung wie dem Stallmeister.

Zwölf „zweirosser Junkern“, (von denen jeder einen berittenen Diener hatte), und „acht Edelknaben“, welche sämmtlich keine Besoldung erhielten, sondern nur die Hofkost und die Hofkleidung.

Außerdem gehörten zum Dienste im „Frauenzimmer“ (zum Hofstaat der Landgräfin:)

Der Frauenzimmers-Hofmeister, (Georg Kammerer, genannt Preuß mit 50 fl., 36 T., 27 w. F., 24 B., 12 Leinen, 8 B. Korn, 4 B. Hafer, 4 Hämmel, 1 Rind, ½ F. Bier.)

Die Hofmeisterin, 40 fl., 9 Ellen Tuch, 17 Ellen Damast.

Die Kindshofmeisterin, desgl.

Sechs Jungfrauen, erhalten keinen Gehalt, sondern nur je 21 Ellen Taffet.

Die Kindswärterin, 20 fl., 8 Ellen Tuch und 16 Ellen Arras.

Die Köchin, 10 fl., 8 T. und 16 Arras.

Sechs Kammermägde, je 2½ fl., 8 T., 16 Arras.

Vier Knaben, ohne Gehalt für Kost und Kleidung; ein Thürknecht, 16 fl., 12 Ellen Tuch und ein Stubenheizer, 4 fl., 8 T.

Außerdem gehörten noch zur Hofhaltung:

Zwei Leibärzte, ein Apotheker und zwei Wundärzte	5	Personen
Die Marställer und der Hofschmidt	16	=
Die Kammerknechte, Thürknechte und Lakeien . .	8	=
Die Jäger und Waidleute	26	=
Die „Instrumentisten“ (Musiker)	12	=
Der Hofprediger und die Sänger (Hofkapelle) . .	15	=
Die Hofküche	32	=
Die Hofkellerei	8	=
Die Lichtkämmerei	3	=

Die Bäckerei	7	Personen
Die Schneider	5	=
Der Fruchtboden	3	=
Bau- und Handwerksleute	30	=

Mit Inbegriff der schon früher aufgezählten Personen des Militairetats und den Dienern derjenigen Beamten, denen solche gehalten wurden, waren es in der Regel 350 bis 360 Angestellte, welche täglich im Schlosse gespeist wurden; denn nur wenige erhielten keine Hofkost.

Begleiten wir nun einmal diese Beamtenwelt und Dienerschaft bei ihrem gewöhnlichen Tagewerk! Es ist ein Sommertag — und zwar begann der Kanzleisommer ohne alle Rücksicht auf das Wetter am 22. Februar (Petritag) und währte bis zum 29. September (Michaelis) — morgens sechs Uhr. Da war schon seit länger als einer Stunde in allen Beamtenwohnungen ein reges Leben und Treiben; denn sobald von der Schloßuhr, welche auf einem Thürmchen des dem Marställer Platze zugewendeten Flügel angebracht war, der Schlag sechs ertönte, wanderten alle Beamten vom Statthalter bis zum „Kanzleijungen“ in das von L. Wilhelm IV. neu erbaute und am 20. November 1580 feierlich eingeweihete Kanzleigebäude im Renthofe, welches durch einen Gang mit dem Schlosse in Verbindung gebracht war, damit der Landgraf um so leichter jederzeit in den Sitzungen erscheinen konnte. Alle gingen stets in schwarzer Hoftracht mit weißer Halskrause, wie sie auf dem Wandgemälde abgebildet sind, welches noch jetzt wohlerhalten den alten Kanzleisaal ziert und den Landgrafen, umgeben von neunundzwanzig seiner vornehmsten Beamten, in Lebensgröße darstellt. Wahrscheinlich waren sie auch von ihren Dienern gefolgt; wenigstens gingen diese täglich mit ihren Herren zu Hofe an den Tisch und hatten deren Pferde zu besorgen, welche in dem fürstlichen Marstalle standen und dort auf Anweisung des „Futtermarschalls“

täglich die erforderlichen Rationen erhielten*) Die entfernter Wohnenden kamen wohl auch geritten, weil die Straßen häufig sehr ungangbar sein mochten; doch suchten diese Beamten vorzugsweise die Nachbarschaft des Schlosses. Man ersieht das daraus, daß damals die Straße hinter dem Marstalle den Namen „Große Herrengasse“ führte; auch stiftete z. B. der Kanzler Scheffer in derselben ein Erbhaus für seine Familie, welches später als Posthalterei gedient hat und erst im Jahre 1802, mit Bewilligung aller Schefferschen Agnaten, für 2400 Thlr. von der Oberrentkammer zur Erweiterung des unmittelbar daran stoßenden Marstalles angekauft worden ist.

Alle Kanzleigeschäfte wurden in den täglichen Sitzungen erledigt, da die Ausarbeitungen in den eigenen Wohnungen und die Umhersendung der Akten**) noch gar nicht üblich waren. Außer den oben genannten Statthalter, Räthen und „Kanzleiverwandten“ hatte auch der Hofmarschall die Verpflichtung, den Sitzungen regelmäßig beizuwohnen, sofern ihn seine anderweitigen Berufsgeschäfte nicht in Anspruch nahmen, und, wenn der Statthalter verhindert war, statt dessen den Vorsitz zu führen.

In den Morgensitzungen, sowie auch in den Nachmittagssitzungen wurden zunächst die Bittgesuche vorgenommen, damit die Bitt-

---

*) Die Hofordnung schrieb vor, daß wer in eigenen Geschäften verreiste, Pferde und Diener mitnehmen mußte. Auch wurden vierteljährlich die Pferde aller Derer revidirt, denen der Landgraf den „Pferdeschaden“ vergütete.

**) Wie wenig damals schriftlich verhandelt wurde, das ersieht man aus den Schreibmaterialien, welche jährlich für die Kanzlei verabreicht wurden: Ein Dutzend „zweischreibige“ und ebensoviele „einschreibige“ Pergamenthäute (jene kosteten zusammen 3 fl., diese 1½ fl.); dazu ein Ries Frankfurter Papier (2½ fl.) und 1 Ries schlecht Papier (für 18 Batzen oder 1 fl. 10 Alb.)

steller ohne Verzug beschieden werden konnten. Jede Bittschrift mußte verlesen werden. Bei einfachen Sachen äußerte der Statthalter oder einer der Räthe seine Meinung, und wenn dagegen nichts erinnert wurde, verfaßte einer der Secretarien das Concept, welches dann öffentlich verlesen und corrigirt wurde. In wichtigen Sachen mußte jedes Mitglied um seine Meinung befragt werden, und dann übernahm einer der Räthe die Abfassung des Concepts. Besonders wichtige Sachen, oder auch solche, über die man sich nicht einigen konnte, gingen, jene mit einem Gutachten der Räthe, diese mit einer „Relation“ an den Landgrafen zur Entscheidung. Die amtlichen Schreiben wurden ebenso behandelt wie die Bittschriften. Die an den Landgrafen selbst adressirten Briefe hatte ihm der Kammersecretar jeden Morgen zur bestimmten Zeit zu überbringen; eilige jedoch zu jeder Stunde. In Abwesenheit des Landgrafen waren der Statthalter, der Kanzler und der Vicekanzler ermächtigt, alle Briefe, welche nicht „zu eigenen Händen des Landgrafen“ adressirt waren, zu erbrechen und ihm darüber gutachtlich zu berichten. Wenn es sich um Sachen handelte, welche das fürstliche Interesse betrafen, so mußte der Kammermeister gehört werden, bevor ein Beschluß gefaßt wurde. Montag und Dienstag waren den „gerichtlichen Audienzen“ (Verhandlungen der streitigen Gerichtsbarkeit), die vier andern Wochentage der „Anhörung und Verrichtung gütlicher Sachen“ gewidmet. Ehesachen, die „noch nicht ans Recht erwachsen“, sowie geistliche und Kirchensachen wurden nur Freitags, oder *nöthigenfalls* auch noch Sonnabends im Beisein des Superintendenten *und anderer* Prediger verhandelt (Consistorium). Jeden Sonnabend mußte zugleich der Fiscal über „fiscalische Criminalsachen“ und „was er die Woche verrichtet“ referiren, damit die Gefangenen nicht „inn die lengde uffgehalten“ wurden. — Bei Geschäftsüberhäufungen mußten die Räthe mehrere Abtheilungen bilden, in denen

die vertheilten Arbeiten gleichzeitig erledigt wurden. — Mit den bei dem Reichskammergerichte anhängigen Rechtssachen war insbesondere der Vice-Kanzler betraut, dem zu diesem Zwecke noch ein anderer Rath beigeordnet wurde. Diese hatten, unter dem Beirath nicht nur der betreffenden Advokaten, sondern auch des Kanzlers und der übrigen Räthe die erforderlichen Schriften anzufertigen und namentlich die Fristen zu wahren.

Waren indeß alle diese Verhandlungen auch noch so eifrig im Gange, so verstummten sie doch wie durch einen Zauberschlag, sobald die Glocke „zu Hofe läutete". Das war nämlich das Zeichen, daß die Morgen- oder Abendmahlzeit im Schlosse der Herren und der Diener warte. Es erfolgte dasselbe täglich zweimal: im Sommer Morgens um neun und Abends um vier Uhr, im Winter — der jedoch nach dem Küchenkalender nur vom 1. November (Allerheiligen) bis zum 2. Februar (Lichtmeß) dauerte — Morgens um zehn und Abends um fünf Uhr. Auf dieses Zeichen eilte Alles nach dem Schloßthore; denn es war in der Hofordnung besonders geboten, zur rechten Zeit zu kommen, „damit man mit dem Essen auf Niemand warten dürfe." Auch wurde das Hofthor alsbald wieder geschlossen, und wenn der Pförtner zum dritten Male geklopft hatte, durfte Niemand mehr eingelassen werden. Vom äußeren Hofe aus begab man sich durch das Schloßthor in der Mitte, des sog. „Küchenbaues" in den innern Hof, wo rechts in der Ecke das Treppenhaus war, welches in den großen Speisesaal führte, der gewöhnlich der „Küchensaal" genannt wurde, weil er unmittelbar über der großen Hofküche lag. Diese nahm nämlich sammt ihren verschiedenen Abtheilungen und sonst erforderlichen Räumen das halbe Erdgeschoß dieses Flügels ein, vom Haupteingange an bis an das bezeichnete Treppenhaus. In diesem einen Saale befanden sich in der Regel siebenunddreißig Tische, deren keiner für weniger als acht Personen gedeckt war.

Der Hausmarschall oder der Burggraf empfing die Kommenden und gab, sobald das Essen aufgetragen war, dadurch, daß er „mit dem Stecken klopfte“, das Zeichen zum Gebet (zur Anhörung des „Benedicite“). Uebrigens waren diese Tische, sowohl dem Range als dem Küchenzettel nach, nicht wenig verschieden. Die bevorzugteren waren 1) der Räthetisch; 2) der Tisch der Junker; 3) der des Küchenmeisters; 4) der Secretarien; 5) der Kammerjungen; 6) der Kanzleischreiber; 7) der Werkmeister und 8) des Futtermarschalls. Die übrigen werden in dem Küchenreglement als „gemeine Tische“ bezeichnet.*)

Da in dem Speisesaale selbst eine Art Vorhalle war, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß ein Theil dieser verschiedenartigen Gäste von den anderen auch räumlich etwas abgesondert saß; immerhin blieb die Gesellschaft so gemischt, daß es gewiß nicht überflüssig war, wenn die Hofordnung durch bestimmte Vorschriften und Strafen die Beobachtung auch des äußeren Anstandes sicherte.

---

*) Es werden deren 25 in folgender Ordnung namhaft gemacht: 1) der Köche in der Hofhaltung; 2) der Bäcker und Bierschenker; 3) des gemeinen Hausgesindes; 4) der Saalwächter; 5) der Schreiner; 6) der im Zeughause; 7) Gärtner und Steinkohlenführer; 8) Sänger; 9) Trompeter und Musikanten; 10) Marställer; 11) Einspännige; 12) Jägermeister; 13) Jägerknechte; 14) Hundejungen; 15) Schneider; 16) Büchsenmeister; 17) Rätheknechte; 18) Junkerknechte; 19) Räthejungen; 20) Stall- und Secretarienjungen; 21) Junkerjungen; 22) „Bernheuter“ (etwa Bärenhüter? da Bären im Schloßgraben gehalten wurden?); 23) Kutscherknechte; 24) Klosterwagenknechte und 25) Karrenknechte. An der Gesammtzahl von 37 Tischen fehlen demnach noch vier; die „Einspännigen“ füllten jedoch zwei Tische und die Junkerknechte deren sogar drei. Die „Reisigenknechttische“, welche in der Speiseordnung besonders bedacht worden sind, waren aber offenbar für diese Junkerknechte bestimmt. Wahrscheinlich wurde dann auch für die Diener fremder Herrschaften, woran es selten wird gefehlt haben, ein solcher Tisch bereit gehalten.

So ward zunächst „alles gotteslästerliche Fluchen und Schwören“ verboten und wurde jedesmal mit einer, in eine besondere Büchse zu erlegende Geldstrafe gebüst, „nämlich so es einer vom Adel oder dergleichen mannhafte Personen“ mit zwei Albus, „und so es sonsten gemein Gesinde war“ mit einem Albus. „Wer sich aber das zu erlegen verweigern wollte, den soll der Marschall oder Burggraf die folgende Mahlzeit im Maulkorb schließen und ihn den Anderen zum Spectakel und Abscheu darein gehen lassen, so lange die Mahlzeit währet.“ Jeden Sonnabend mußte der Burggraf an allen Tischen herumgehen und fragen, ob Jemand in dieser Hinsicht bußfällig geworden. In gleicher Weise wurden unsittliche Reden, Trunkenheit, Rufen, Pfeifen und ähnliche Ungehörigkeiten bestraft. Im äußersten Falle war es sogar dem Marschall und dem Burggrafen gestattet, gegen „den Haufen gemein Gesindes“ von ihren Stäben Gebrauch zu machen. Die Tische waren mit Tischtüchern belegt und man speiste von Zinn. Klagen über schlechtes Essen durften nicht laut oder öffentlich vorgebracht werden, sondern wenn etwa durch „der Köche oder Schenke Unfleiß“ verdorbene oder unschmackhafte Speisen oder Getränke vorgesetzt wurden, so sollte man durch einen oder zwei Abgesandte den Hausmarschall deshalb angehen und ihm „in der Güte und Stille“ die betreffende Speise oder das Getränk zeigen*). Auch war es streng verboten, Essen mit nach Hause zu nehmen; doch war denjenigen Bedienstete, welchen „der Schlaftrunk“ bewilligt war, gestattet, denselben mit nach Hause zu nehmen. Sobald man Abends „im Schlosse zuläutete“, mußte ein jeder „bescheiden sich erheben und aus dem Schlosse nach seiner Behausung oder Herberge begeben.“

*) Davon, daß L. Wilhelm IV. dergleichen Reclamationen auch derb zurückzuweisen keinen Anstand nahm, findet sich ein Beispiel in v. Rommels Gesch. v. Hessen, Bd. V, S. 751.

„Außerhalb Saals“ waren noch folgende Tische besonders zu zu bedienen: 1) die Fürstentafel; 2) der Tisch des „Truchses“ (wahrscheinlich die Tafel des Hofmarschalls); 3) „der Tisch in der Schule“ (des Prinzen Moritz und dessen Hofmeister); 4) der Jungfrauen (Hofdamen); 5) der Mägde, Thürknechte und Jungen; 6) in der Rentkammer; 7) der Leibtrabanten; 8) der Haustrabanten.

Zufolge des Speisezettels kamen auf jeden „gemeinen Tisch“ Sonntags, Dienstags und Donnerstags zu jeder Mahlzeit „zwei Essen Fleisch, zwei Essen Suppe und Zugemüse; und zwar auf den Tisch von acht Personen Mittags: 3 Pf. gekochtes Rindfleisch und 2½ Pfd. Gewürz (d. h. Pfeffer) von Wilpert oder Schwein und Abends 3 Pfd. gekochtes Kalbfleisch und 2 Pfn. Speck. Mit dem Kalbfleisch wechselte einmal gekochtes Geflügel (1½ Huhn).

Montags und Mittwochens gab es zu jeder Mahlzeit ein Gericht Fleisch und ein Gericht Fische; nämlich Morgens 3 Pfd. Gelünge oder gekochtes Kalbfleisch und 1¼ Pf. Stockfisch nebst „gebürendem Zugemüse“ und Abends 3 Pfd. gesalzenes Fleisch und 5 Heringe oder 3 Scholle.

Freitags und Sonnabends gab es nur einmal Fleisch und dreimal frische oder gesalzene Fische, oder Eier und Butter und Zugemüse; Morgens 3 Pfd. Gelünge oder Kalbfleisch und 1¼ Pfd. Stockfisch und Abends 1½ Karpfen und 5 Häringe oder 3 Scholle. Am Sonnabend Abend noch außerdem 8 Handkäse.

Ueberdies erhielten siebenzehn Tische*) Sonntags und Donnerstags zur Morgenmahlzeit „Ein Gebratenes“, und auf jeden

*) Nämlich: Mägde, Canzleischreiber, Werkmeister, Sänger, Trompeter, Marställer, 2 Tische Einspännige, Jägermeister, Jägerknechte, Schneider, Büchsenmeister, Räthe knechte, 3 Tische Junkerknechte und des Futtermarschalls (Knechte).

„Reisigen knecht Disch“ kam, außer den für die „gemeinen Tische“ bestimmten Speisen, noch Sonntags 3 Pfd. Kalbsbraten, Dienstags 3 Pfd. Wilpretsbraten und Donnerstags 1½ gebratenes Huhn; Montags und Mittwochens zu jeder Mahlzeit 1½ Karpfen und Freitags und Sonnabends zu Mittag 1½ Karpfen oder 6 Brathäringe, und zu Abend 1½ gekochtes Huhn oder 3 Pfd. gekochtes Wildpret.

Ferner heißt es in der Küchenordnung: „Aber nachbeschriebenen neun Tischen, als Fürstentafel, in der Schuel, Räthe, Junkern, Jungfrauen, Rentkammer, Leibarzt und Secretarien, Kammerjungen und Küchenmeister soll man überdas alle Mahlzeit ein Gebratenes nnd Weißfleisch, und die Fischtage ein Essen Karpfen oder andern grünen Fischen, gesotten oder im Gewürz abwechselnd, reichen, also daß sie alle Mahlzeit vier gute Hauptessen und zwei gute Zugemüse haben, reiniglich und wohl zugerichtet.“ Dies geschah nun laut Speisezettel in folgender Abwechselung:

Sonntag, Dienstag und Donnerstag Morgens, 3 Pfd. „gesottenes“ Rindfleisch 2½ Pfd. „gewürztes“ Wildpret, 1½ Stück „gesottenes“ Geflügel und 3 Pfd. Kalbs- oder Wildpretsbraten; oder 1½ gebratenes Geflügel.

Abends, 3 Pf. Rindfleisch, 2 Pfd. Speck oder 2½ Pfd. gewürztes Wildpret, 1½ Stück gesottenes Geflügel und Braten wie am Morgen.

Die übrigen Wochentage Morgens, 3 Pfd. gesottenes Kalbfleisch oder Gelünge, 1¼ Pfd. Stockfisch, 1½ St. Karpfen, 3 Pfd. Kalbsbraten oder 1½ Huhn.

Abends, 3 Pfd. gesalzenes Fleisch, 5 Häringe oder 3 Scholle, 1½ St. Karpfen, und 3 Pfd. Kalbs- oder Wildpretsbraten. Auf die Fürstentafel endlich kamen täglich zu jeder Mahl-

zeit 5 Pfd. Rindfleisch, 5 Pfd. „Kälberweißfleisch“ und 5 Pfd. Kalbsbraten.

Dazu Sonntag, Dienstag und Donnerstag Morgens, 4 Pfd. gesalzenes Wildpret, 5 Pfd. frisches Wildpret, 3 gebratene Hühner, und am Donnerstag noch 5 Pfd. Speck.

Abends, 4 oder 5 Pfd. frisches Wildpret, 3 gebratene Hühner oder 5 Pfd. Speck, 3 gesottene Hühner.

Montag und Mittwochen Morgens, 5 Pfd. gesalzenes Fleisch, 2 Pfd. Stockfische, 2 Karpfen.

Abends, 5 Pfd. frisches Wildpret, 3 gebratene Hühner, 8 Häringe oder 5 Scholle, 2 Karpfen.

Freitag Morgens, 3 gesottene Hühner, 2 Pfd. Stockfische, 2 Karpfen.

Abends, 3 gebratene und 3 gesottene Hühner, 8 Häringe oder 5 Scholle, 2 Karpfen.

Sonnabend Morgens, 5 Pfd. frisches Wildpret, 3 gebratene Hühner, 2 Pfd. Stockfische, 2 Karpfen.

Abends, 3 gebratene Hühner, 8 Häringe oder 5 Scholle, 2 Karpfen.

Dazu täglich 16 Maaß Wein und 20 Maaß Bier. Auf 42 der übrigen Tische wurden täglich 120 Maaß Wein und 480 Maaß Bier gerechnet.

In Beziehung auf „der Räthe und Schulen Disch“ war noch besonders verordnet, daß man „nach Möglichkeit jede Mahlzeit ein gut Essen zum wenigsten von Bellarien zugeben“ solle, „als da sind: Capaunen, Vögel, Hasen, Rehe, Lämmer, Zieglein, wilde Enten, junge Gänse, Kalbs- und Hirschlebern, Kalbs- und Lammsköpfe, Kampanien, allerlei Pasteten, junge Tauben ꝛc. Item Forellen, Hechte, Grundeln, Urfen (Weißfische), Krebse, Aale u. dergl. gute Fische; item von rohem und gebratenem Obste, und mit harter Kost, als dürr und gesalzen Rindfleisch, item Speck und Häringen, unangesehen, daß es in der Ordnung ist, der zweien Tische verschonen, auch dero keins in der Wochen über ein- oder

zweimal aufs Höchste auf die beiden Tische kommen lassen, sonderr ihnen verdauliche Speise wie obgemelt, an dessen Statt geben."

Bei dieser Gelegenheit sei uns noch gestattet, der sorglichen und weisen Einrichtung zu gedenken, welche L. Wilhelm IV. für seinen Erbprinzen hinsichtlich „des Tisches in der Schule" getroffen hatte. Seinem Hofmeister, Burkhard von Calenberg, war es ausdrücklich zur Pflicht gemacht, die Aufsicht über das Essen zu führen und dahin zu sehen, „daß es reinlich und wohl gekocht und zugerichtet" auch der „Leibesbeschaffenheit" des Prinzen angemessen sei. Zu dem Ende solle oft ein „Medicus" zum Essen gebeten werden. „Desgleichen solle er jederzeit Einen von den Räthen, fremde Adelige oder sonst verständige gelehrte Leute zur Mahlzeit ziehen, damit sie von anständigen und ernsten Dingen, feinen, nützlichen und lustigen Historien reden und darin Unsern Sohn exercitiren. Die mit ihm essen und auch seine Jungens (Gespielen) sollen jederzeit lateinisch reden."

In jetziger Zeit dürfte es einem solchen Hofmeister unter dieser letzteren Bedingung allerdings schwer werden, in seine Tischgesellschaft die hier beabsichtigte Abwechselung zu bringen, aber die ganze Einrichtung zeugt doch von großer pädagogischer Einsicht und hat sich, was die wissenschaftliche und gesellschaftliche Bildung des Landgrafen Moritz betrifft, glänzend bewährt.

Zum Beschlusse lassen wir noch für unsere verehrten Leserinnen — die Herren Leser dürfen es überschlagen — ein genaues Verzeichniß aller derjenigen Suppen, Gemüse, Beiessen, Braten, Salate und Backwerke folgen, welche vor dreihundert Jahren in der Hofküche zu Cassel bereits bekannt und in Uebung waren.

1. Suppen: 1) Weißfleischsuppe; 2) gesottene Kapaune auf gebähetem Brod; 3) Hühner-; 4) Gänse-; 5) gestoßene Hühner-; 6) Speck-; 7) gesalzene Hechtsuppen; 8) Suppen von

Bratfett; 9) Mandel-; 10) Kirschen-; 11) Cibeben-; 12) dürre Kirschen-; 13) Erbsen-; 14) Petersilienſuppen; 15) Wein-; 16) Bier-; 17) Milch-; 18) Grütze-; 19) Eiergerſten-; 20) geſchälte Gerſten-; 21) Guſſel (?) ſuppen.

II. Gemüſe und Beieſſen „von allerlei Früchten und Gewächſen: 1) Aepfel; 2) Birnen; 3) Quitten; 4) Kirſchen; 5) Zwetſchen; 6) Johannistrauben; 7) Erdbeeren; 8) Stachelbeeren; 9) Mandeln; 10) Kürbis; 11) Erbſen; 12) Bohnen; 13) Reis; 14) Hirſe; 15) Hafer; 16) Rothkohl; 17) Weißkohl; 18) Sauerkohl; 19) Savoyenkohl; 20) Brunnenkreſſe; 21) Briskohl (Schnittlauch?); 22) Cauli fiori (Blumenkohl); 23) Rapi Cauli (Kohlrabi); 24) Spinat; 25) Gelbe Rüben; 26) Artiſchocken; 27) Klettenſtengel; 28) Servienwurzel (?); 29) Onanthewurzel (?); 30) Arteckeln (?); 31) Scorzioneren; 32) Rettig; 33) Meerrettig; 34) rothe Rüben; 35) die Grüſe von Korn.

Von Eiern und Milchwerk: 36) Maigemüſe; 37) aufgeblaſene Milch mit kleinen Roſinen und Zucker; 38) Schneemilch; 39) Eierkäſe; 40) gebrannte Milch; 41) Schmandfladen, oder gebackene Milch mit Eiern; 42) gedämpfte Eier; 43) gebackene Eier; 44) Eiermuß; 45) Eierkuchen.*)

III. Salat: 1) Spargeln; 2) Hopfen; 3) Lattich; 4) weiße Endivien; 5) Portulack; 6) Rapunzel; 7) Dragon; 8) Kreſſe; 9) Spinat; 10) Foeniculum marinum (Fenchel); 11) Winterkreſſe; 12) Kapern; 13) Oliven; 14) „Lemonien“; 15—17) rothes, weißes, grünes Kappeskraut.

IV. Braten: 1) Rehkeulen; 2) Rehrücken; 3) Hirſch- oder Wildziemer; 4) Hirſch- oder Wildrippen auf dem Roſte gebraten; 5) Dammhirſch; 6) Haſen; 7) Wildſchweinskopf; 8) Frieſch-

*) Der jährliche Bedarf an Eiern betrug 2000 Steigel!

lingskeule; 9) Kalbsbraten; 10) Hammelskeule; 11) Spanferkel; 12) Lammbraten; 13) junge Geislein; 14) Wildkalb; 15) „Gebratenes vom Hirsch“; 16) „Lämmer und ander Gebratenes“; 17) Braten von zahmen Schweinen; 18) Ochsenlummer; 19) Topfgebratenes; 20) Kalbskopf auf dem Rost gebraten; 21) „Kälbervogel“ (?); 22) „Kalbs-Priesel“; 23) Carbonaden; 24) Rampanien am Spieß gebraten; 25) Hirschleber mit Speck auf dem Rost gebraten; 26) Kalbs- und Hammelmagen mit Butter gebraten und gefüllt; 27) Kuheuter. 28) Auerhahnen; 29) Birkhahnen; 30) Reiher; 31) Haselhühner; 32) Feldhühner; 33) Schnepfen; 34) Wachteln; 35) Lerchen; 36) Kramtsvögel; 37) „Grobvögel“ (?); 38) kleine Vögel; 39) Gänse; 40) große wilde Enten; 41) kleine wilde Enten; 42) junge Dohlen; 43) Ringeltauben.
44) Pfauen; 45) Truthähne; 46) Schwäne; 47) Gänse; 48) Kapaune; 49) Hähne; 50) Hühner; 51) Tauben; 52) zahme Enten.

V. Weißfleisch (Ragouts?): 1) Rindfleisch; 2) Hammel-; 3) Kalb-; 4) Lämmerfleisch; 5) Zieglein; 6) Schweinefleisch; 7) Hirschwildpret; 8) Schweinshochrück; 9) Truthähne; 10) Kapaune; 11) Hühner; 12) Tauben; 13) Feldhühner; 14) Schweinsfüße; 15) gesottener Kalbskopf; 16) Kalbsgekröse, gelb oder weiß; 17) Kälberknoten; 18) Kalbs- oder Hammelmagen in Butter gesotten; 19) gesottene Kalbsfüße; 20) gesottene Rampanien; 21) Ochsenfüße;

VI. Gesalzenes Fleisch: 1) Solperfleisch; 2) geräuchertes Hammelfleisch; 3) Schinken; 4) Speck; 5) Schweinskopf; 6) geräucherte Hirsch- und Ochsenzungen; 7) Knackwurst; 8) Solmisten (Salami?); 19) Weißwurst; 20) Rothwurst.

VII. Fische, Bratfische: 1) Forellen; 2) Aschen (Lachsforelle); 3) Urfen (Weißfische); 4) Salmen; 5) Buben (?); 6) Karpfen;

7) Hechte; 8) Kohlhechte; 9) Braſſen (auch eine Art Weißfiſche); 10) Schleyen; 11) Lampreten; 12) Aale; 13) Naſen (?); 14) gedörrte Forellen.

Geſalzene Fiſche: 1) Stockfiſche; 2) Häringe; 3) Bückinge; 4) Cablian; 5) Schellfiſch; 6) geſalzener Lachs; 7) geſalzener Hecht; 8) dürrer Lachs; 9) Bricken; 10) „Platteiſen" (Scholle); 11) Weißling.

Weißfiſche: 1) Forellen; 2) Aſchen; 3) Salmen; 4) Barſche; 5) Barben; 6) Karpfen; 7) Hechte; 8) Aale; 9) Kaulbarſche; 10) Grundeln; 11) Erlitzen; 12) Aalraupen; 13) Krebſe; 14) „Steinbeißen"(?); 15) Hechtsauſtern; 16) gebackene Hechte; 17) Krebsauſtern; 18) gebackene Krebſe; 19) gefüllte Krebſe; 20) Krebs-„Itter" (Euter); 21) Krebs im Gewürz oder Paſteten.

VIII. „Gewürze" (Pfeffer): 1) Von Schweinewildpret (friſch oder geſalzen); 2) von Hirſch-; 3) von Reh-; 4) von Dammwildpret; 5) Haſen; 6) Wildkälber; 7) Feldhühner; 8) Wachteln; 9) Lerchen; 10) Grobvögel; 11) Kleinvögel; 12) wilde Enten; 13) Ringeltauben; 14) junge Tauben; 15) Hähne und Hühner; 16) gebratene Kalbsleber mit kleinen Roſinen; 17) „Hirſchmorchen"(?); 18) Hirſchohren und Gurgel; 19) Wildſchweinfüße im Pfeffer, wie Bärenfüße zugerichtet; 20) polniſche Hechte; 21) Karpfen mit einer Nägelbrühe; 22) Barben; 23) Lampreten; 24) Forellen; 25) Aale; 26) Grundeln; 27) friſche Bricken; 28) Salmen.

IX. Paſteten: 1) Paſtoregal; 2) Hirſch-; 3) Damm-; 4) Rehpaſteten; 5) Schweinewildpret; 6) Truthahnen; 7) Schwäne; 8) zahme und wilde Gänſe; 9) zahme und wilde Enten; 10) Schnepfen; 11) Waldvögel; 12) Schinken; 13) Rindfleiſch; 14) Kalbfleiſch; 15) Schweinefleiſch; 16) Ochſenzun-

gen; 17) Hirschzungen; 18) von Markbeinen; 19) von gehacktem Kalbfleisch mit harten Eiern; 20) Schmandfladen.
21) Von Hechten; 22) Karpfen; 23) Forellen; 24) Barben; 25) Lampreten; 26) Aalen; 27) Salmen; 28) Buben (?); 29) Barschen; 30) Stockfischen; 31) frischen Bricken; 32) Brassen.
33) Von Quitten; 34) Aepfeln; 35) Birnen; 36) Kirschen; 37) Erdbeeren; 38) Pflaumen; 39) Mispeln; 40) Birnenlatwerge; 41) Apfellatwerge; 42) Pflaumenlatwerge; 43) Johannistrauben; 44) Zwetschen.

X. Gelatinen: 1) Von Schweinsfüßen; 2) Spanferkeln; 3) Kalbfleisch; 4) Hühnern; 5) wilden Enten; 6) Hechten; 7) Karpfen; 8) Forellen; 9) Barben; 10) Buben (?).

XI. Gebackenes: 1) Brandgebackenes mit kleinen Rosinen; 2) gebrannte Strauben; 3) Nonnen ..... (gebackenes); 4) Butter-Strauben; 5) Schneebälle; 6) breite Schnitten; 7) „Affen-Mohn" (?); 8) Haferstroh; 9) gefüllte Wecke mit Kirschenmuß; 10) gefüllte Obladen mit Aepfeln; 11) gefüllte Obladen mit Mandeln; 12) gefüllte Feigen; 13) gefüllte Zwetschen; 14) weiße und braune Strauben mit Eierklar; 16) Aepfelwurst; 16) gebackener Hollunder; 17) gebackene Mergenmünz; (Frauenmünze); 18) gebackene Kirschen; 19) Krepeln von Feigen; 20) Krepeln von Mandeln; 21) Hohlsippen; 22) Zwiebäcke; 23) Zuckergebackenes; 24) Marcipan; 25) Zuckersippen, gelb, braun, lichtfarb und weiß; 26) braune und weiße Muskate; 27) braune Kuchenmuscavit; 28) braune Mandeltorten; 29) Apfeltorte; 30) Zwetschen-; 31) Johannistrauben-; 32) Stachelbeeren-, 33) Brod-; 34) Eier-; 35) Kirschentorte; 36) Mandeltorte von Anis und Coriander; 37) Cibebentorte; 38) Rosinen-; 39) Feigen-; 40) Erdbeerentorte 41) Spanische Torte von Kapaun mit Reis.

Sonette.

Aus dem Berliner Tagebuche

von

Julius Levin Rodenberg

(Julius von Rodenberg).

I.

An K. A. Varnhagen von Enſe.

So lieblich iſt mir keine Zeit geſchwunden,
Als jene, die ganz voll der ſchönſten Feſte;
Du aber biſt das Liebſte mir und Beſte
Was ich im Rauſch ſo vieler Luſt gefunden.

Mir war in den durch Dich geweihten Stunden,
Als ſchaut' ich großer Vorzeit heil'ge Reſte;
Wenn Deine Hand zum Abſchied meine preßte,
Dann hab' ich's oft, wie Geiſtergruß, empfunden.

Und nun, da ich der fernen Zeit gedenke,
Umſchwebt mich Deiner Seele hoher Adel,
In den ich meine ſehnſuchtsvoll verſenke.

Und kühner trotz' ich Andrer Spott und Tadel — —
Ich weiß beſtimmt, wohin mein Schiff ich lenke,
Du gabſt dem Irrenden die ſichre Nadel.

II.

Bewegtes Leben.

Wenn Leben Lernen heißt, so lern' ich Vieles,
Denn bunt und voller Wechsel ist mein Treiben;
Und Herz und Auge können kalt nicht bleiben,
Beim Anschau'n dieses reichbewegten Spieles.

Längst gab ich hin den Frieden des Exiles,
Nicht seh' ich mehr die Welt durch trübe Scheiben — —
Das ächte Leben läßt sich nicht beschreiben,
Es rinnt sein Strom nicht durch den Spalt des Kieles.

Nein, frisch von seiner Quelle mußt Du's schlürfen,
Eh' es sein duftiges Arom verloren.
Denn nur die Kraft kann Kraft in Dir erzeugen.

Fürwahr, das sind die Schwächlichen, die Toren,
Die erst sich ängstlich fragen, ob sie dürfen,
Und dann sich nach dem trocknen Sande bengen.

III.

Das ganze Leben iſt Liebe.
Bettina v. Arnim

Wie ſoll ich dies unſtäte Drängen nennen,
Dies Schwanken in Genießen und Entſagen?
Bald fühl' ich's in der Bruſt beruhigt ſchlagen,
Und bald mein Herz zu wildem Wunſch entbrennen.

Was geiſtig iſt, ſoll Raum und Zeit nicht trennen,
Und doch kann ich dies Sehnen nicht ertragen;
In dieſem Uebermaß von Luſt und Klagen
Vermag ich kaum das Weſen recht zu kennen.

O Herz, ſei ſtill und trag' die ſüße Bürde!
Es iſt das ſchönſte Räthſel; und wo bliebe
Der Reiz des Lebens, wenn gelöſt dies würde?

Nein, freue Dich der Luſt, freu' Dich des Leides;
Denn der nur weiß, der ſchon erfahren Beides,
Daß Liebe Leben iſt und Leben Liebe!

IV.

Nicht Jeder wandelt nur gemeine Wege;
Du siehst die Spinnen bauen luft'ge Stege.
Goethe.

Von Herzen ist mir Eines recht zuwider:
Das unselbstständige Schlendern mit den Massen;
Nicht gern treib' ich auf breitgetretnen Gassen
Mit dem gemeinen Schwarme auf und nieder.

Zwar nennt man der Gesellschaft beste Glieder,
Die sich am fertigsten gebrauchen lassen;
Die nach der Vorschrift lieben oder hassen,
Das sind die Glücklichen. Ihr nennt sie bieder.

Ich will es nicht sein. Laßt mir meine Wege.
Fragt nicht nach mir, ich will nach Euch nicht fragen,
Und gönnt mir, daß ich meiner Tugend pflege.

Wenn es gewagt ist — gut, ich will es wagen!
Viel lieber sinken, wenn der Geist noch rege,
Als sich an Eurer Torheit müde tragen.

V.

Einem Künſtler.

Dein Weſen iſt Natur; mit heitrem Sinne
Haſt Du Dich ganz verſenkt in ihre Schöne;
Dafür zum Danke weiht ſie Deine Töne,
Und krönt Dein Werk mit blühendem Gewinne.

Im Kampf der Tage wurdeſt froh Du's inne,
Daß nur der Frieden mit ſich ſelbſt verſöhne;
Und unbeſorgt, daß Unverſtand Dich höhne,
Sangſt Du vom Wein und Duft geheimer Minne.

Doch ob Dein Himmel auch in heitrer Bläue
Die Sonne trägt des fröhlichen Genuſſes:
Du haſt Gefühl in Dir ſchon für das Neue.

Denn oft wird plötzlich Deine Rede bitter,
Oft ſtrömt Dein Tonfall wildbewegten Fluſſes,
Und fernhin dröhnt's, wie ſteigendes Gewitter!

VI.

Einer Freundin in's Album.

Wer, ſo wie Du, am Schönen hat Gefallen,
Wird Denen auch gefallen, die es lieben;
Denn nie ward Unfug mehr mit ihm getrieben,
Als nun, wo ihm gehuldigt wird von Allen.

An jedem Ort hörſt Du ſein Lob erſchallen,
Zu ſeinem Preis wird Buch auf Buch geſchrieben;
Und doch, wo iſt die Frömmigkeit geblieben,
Bei Allen, die zu ſeinem Altar wallen?

Ich ſage Dir, und bitte Dich's zu glauben:
Scheinandacht iſt es, der die Meiſten fröhnen,
Und ihre Heiligkeit ſteht ganz auf Schrauben.

Du ſiehſt nur da ſie beten vor dem Schönen,
Wo Volksgewühl und Auflauf es beſtauben,
Derweil ſie's in der Heimlichkeit verhöhnen!

Historische Skizzen aus den Zeiten des Königreichs Westphalen *).

Von

Karl Lyncker.

III.

Jerome's Leben bis zu seiner Thronbesteigung.

1784 — 1807.

Der vormalige König von Westphalen ist theils mit, theils ohne Grund, theils gegen besseres Wissen und selbst ohne alles Wissen fast noch ärger verschrieen worden, als das Königreich Westphalen und seine Staatseinrichtungen. Und beide hatten doch unleugbar ihre guten Seiten; von den schlimmen aber finden gar manche genügend Entschuldigung in Zeit und Umständen, was freilich die Unduldsamkeit der auf den Sturz der Napoleoniden folgenden Jahre rundweg in Abrede stellte. Trotzdem haben sich, nachdem der Sturm der Leidenschaften ausgetobt, hin und wieder Stimmen erhoben, welche dem Könige, dem Staate und seinen Würdenträgern Gerechtigkeit widerfahren lassen und an manches Gute erinnern, was damals keimte und blühete. Auch wir wollen in den nachfolgenden Blättern versuchen dem vielgeschmähten, „Baltimorer Ladendiener" gerecht zu werden.

Wir mögen einem deutschen Königreiche Westphalen unter einem

*) Man s. vorigen Jahrgang, S. 63.

fremden und zumal einem französischen Herrscher nicht das Wort reden; es lassen sich aber Ereignisse und Personen, welche doch nun einmal aus der Geschichte unseres Landes nicht wieder wegzustreichen sind, weil sie sechs volle Jahre darin ausfüllen, leidenschaftslos besprechen, und nachdem fast ein halbes Jahrhundert lang ihre Fehler und Schwächen breit genug ausgetreten und mit ehrbarem Abscheu verurtheilt worden, wird es wohl vergönnt sein, auch auf die Tugenden und Vorzüge, die sie etwa besaßen, einiges Licht fallen zu lassen.

Der Leser wird nicht erwarten, daß wir ihm die geläufigen Schandstücke, welche ein halbes Dutzend Schmähschriften über Jerome und seinen Hof berichten und welche Eduard Maria Oettinger mit vielen neu erfundenen Stücken vermehrt, erst vor drei Jahren unter dem Titel: „König Jerome Napoleon und sein Capri“ (Dresden 1851 u. 52.) in drei Theilen wieder aufgelegt hat, von neuem vorführen, noch weniger, daß wir uns die Mühe nehmen werden, dieselben zu widerlegen. Wir halten uns an Thatsachen, die uns theils von glaubwürdigen Schriftstellern, theils mündlich von zuverlässigen Zeitgenossen überliefert worden sind, und verfolgen unsern Weg unbekümmert um das aberwitzige Geschwätz des großen Haufens.*)

*) Außer den spärliche Ausbeute gewährenden Werken der Herzogin von Abrantes, von Bourienne, Bausset, Constant, Lascasas, Norvins, Bignon, Thiers und anderen französischen Quellen, Bredow und Venturini, Chronik des 19. Jahrhunderts, Reichard, moderne Biographien, Hassel und Murhard, Westphalen unter Hieronymus Napoleon ꝛc., war uns ein kleines 1814 ohne Druckort erschienenes Büchlein: „Das Haus Buonaparte; ein geneal. Versuch“ von Fr. Cotta, recht nützlich, da sich eine Menge sorgfältig gesammelter und kritisch gesichteter Angaben über die Lebensverhältnisse der einzelnen Glieder der Napoleonischen Familie darin zusammengestellt finden. Alle Quellen speziell anzuführen gestattet hier der Raum nicht.

Gerolamo Bonaparte

ist am 15. November 1784 zu Ajaccio in Corsica geboren und ward, kaum 3 Monate alt, schon eine vaterlose Waise. Die älteren Brüder waren bereits dem elterlichen Hause entflogen oder verließen dasselbe doch bald nachher; so wuchs er zwischen Mutter und Schwestern auf und ward als jüngstes Kind der Familie verhätschelt und verzogen. Er war acht Jahre alt, als die Bonapartes in Folge ihrer Zerwürfnisse mit Paoli und seiner Partei sich genöthigt sahen die Insel zu verlassen und ein Asyl in Frankreich zu suchen. Nur Gerolamo, oder, wie er sich später nannte, Jerome blieb zu Calvi in dem Hause des dortigen Commandanten, Generals Casabianca zurück, war aber 1793 zu Marseille wieder mit der Mutter vereinigt. Einige Jahre nachher bezog er das College von Juilly. Hier erhielt er von den in Paris weilenden Gliedern seiner Familie, wozu seit 1799 auch seine Mutter Lätitia gehörte, häufig Besuche, noch öfter aber ging er selbst zu Besuch nach der Hauptstadt, vernachlässigte seine Studien und machte schon als vierzehnjähriger Jüngling Hortensien von Beauharnais den Hof. Bis zu seinem 16. Jahre, in welchem er aus dem Collegium entlassen wurde, war die Neigung zu Thorheiten und Schuldenmachen die vorherrschende in seinem Charakter.*) Er hatte den Leichtsinn und die Unbesonnenheit der ganzen Familie zusammengenommen, dabei aber ein gutes Gemüth. Lätitia, welche ihn unter allen ihren Söhnen am zärtlichsten liebte, sah ihm jede Thorheit nach und

---

*) Nach seiner Rückkehr von Marengo wurde dem ersten Consul eine Menge von Rechnungen für seinen Bruder, der damals erst 15 Jahre alt war, vorgelegt. Es befand sich darunter ein Posten von 8 oder 10,000 Francs für ein kostbares in Gold, Silber, Elfenbein und Ebenholz gearbeitetes Reisebesteck, welches alle möglichen Rasirbedürfnisse enthielt, während Jerome noch keine Spur von einem Barte im Gesichte trug.

nahm bei jeder Gelegenheit seine Partei, indeß seine Brüder und Schwestern es an Ermahnungen nicht fehlen ließen. Napoleon war stets unzufrieden mit ihm, tadelte seine schlechte Erziehung und pflegte ihn einen „Taugenichts von Jerome“ oder einen „kleinen Gassenbuben“ — un petit polisson — zu nennen. Er bestimmte ihn endlich zur Marine. (Abrantes, Bourienne ꝛc.)

Was den ersten Consul bewog, seinen Bruder gerade diese Laufbahn betreten zu lassen, war nicht sowohl die Ueberzeugung, daß derselbe sich für das Seewesen eigne oder die Hoffnung, daß er auf diesem Wege einst zu besonderer Auszeichnung gelangen werde, als vielmehr der Wunsch, ihn dem leichtsinnigen Lebenswandel, dem er sich ergeben hatte, den verführerischen Lockungen, welche sich ihm täglich darboten und denen er nicht widerstehen konnte, zu entziehen. Auch wehrte sich Jerome mit aller ihm zu Gebote stehenden Energie gegen diese Bestimmung und erklärte rund heraus, daß er für den Seedienst nicht tauge. Die Marinebeamten, welche ihn vor seiner Aufnahme zu examiniren hatten, waren derselben Meinung. Allein Napoleon beharrte bei seinem Willen. Constant hat uns in seinen Denkwürdigkeiten eine hierauf bezügliche Unterredung zwischen den beiden Brüdern aufbewahrt. Nachdem Jerome einige Zeit von seiner Abneigung gegen den Seedienst gesprochen, sagte er zum ersten Consul: „Anstatt mich vor langer Weile auf dem Meere umkommen zu lassen, hätten Sie mich lieber zu ihrem Adjutanten machen sollen.“ — „Sie Gelbschnabel,“ antwortete Napoleon heftig, „warten Sie, bis Ihnen eine Kugel auf dem Gesichte herumgefahren ist, dann wollen wir sehen.“*)

Er begann seine Laufbahn im Dezember 1800 als Cadet und

---

*) Die Herzogin von Abrantes nimmt zwar die Priorität des Einfalls, einen Seemann aus Jerome zu machen, für ihre Mutter in Anspruch und läßt diese zum ersten Consul sagen: „Jerome ist ein ächter Seemann, lassen

diente unter den Admiralen Gantheaume, Latouche-Treville und Villaret-Joyeuse bis zum März 1802, wo er Fähnrich wurde. (Cotta.)

1801 ging er mit einem französischen Geschwader nach St. Domingo, wohin der erste Consul seinen Schwager Leclerc als General-Capitain abgeschickt hatte. Mit Depeschen des letzteren nach Frankreich zurückgekehrt, hielt er sich im Juni 1802 zu Brest auf und führte dort ein flottes Leben. Bourienne erzählt uns: „Im Jahre 1802 war Jerome bis zum Schiffsfähnrich gestiegen und befand sich zu Brest, wo er einen Aufwand machte, der, ohne in seiner Stellung erforderlich zu sein, weit über sein Vermögen ging. Er zog oft Wechsel auf mich, die der erste Consul nur mit Unwillen berichtigte. Einen seiner Briefe, in welchem Jerome mir von seinen Vergnügungen und von den ihm gegebenen Festen schrieb, und sodann meldete, daß er einen Wechsel von 15,000 Francs auf mich bezöge, erregte die Galle Napoleons; er schrieb ihm: Ich habe Ihren Brief gelesen, Herr Schiffsfähnrich! Mich verlangt es, Sie auf Ihrer Corvette zu wissen, und Sie mit dem Studium eines Berufes beschäftigt zu sehen, der einst der Schauplatz Ihres Ruhmes werden soll. Sterben Sie jung, ich werde mich darüber trösten, aber nicht, wenn Sie 60 Jahre ohne Ruhm und ohne Nutzen für das Vaterland leben und ohne Spuren Ihres Daseins zu hinterlassen. Besser wäre dann, nie gelebt zu haben. Paris den 6. Messidor im Jahre X. (27. Juni 1802). An Jerome,

---

Sie ihn auf dem Meere sich ausbilden und er wird Ihnen als ein Tupay-Trouin oder als ein Duquesnoi zurückkehren." Die Wahrheit dieser Angabe zugegeben, würde damit im Widerspruch mit andern Erzählungen der Herzogin von Abrantes bewiesen, daß Frau von Permon eine sehr verkehrte Vorstellung von dem Charakter und den Fähigkeiten ihres Lieblings Jerome gehabt haben muß.

Schiffsfähnrich." — Jerome fuhr, nachdem er den Brief seines Bruders erhalten hatte, auf dem „Sperber" (l'Epervier) ab. Er kam den 6. November nach St. Pierre und war damals Schiffslieutenant geworden. Den 23. November schrieb er mir von dort, daß er einen Wechsel von 20,000 Francs auf mich bezöge. Der Brief lautet: „J. Bonaparte, Schiffslieutenant, Commandeur des Sperbers. Ich benachrichtige Dich, mein lieber Bourienne, daß ich einen Wechsel von 20,000 Francs auf Dich bezogen habe. Ich habe dem ersten Consul mit dem letzten Schiffe geschrieben und ohne Zweifel wird er mit Dir davon gesprochen haben. Ich habe einen Deiner Freunde zu St. Pierre getroffen, den General Castella, welcher daselbst Commandant ist. Ich bin seit dem 15. Brumaire (5. November) hier, indem ich mich nur 7 Tage im Fort de France aufgehalten habe. Adieu, mein lieber Bourienne, ich umarme Dich. J. Bonaparte. Post. scrp. Alle Europäer, m. l. Bourienne, sterben in diesem Lande; ich habe hier schon 23 Mann weniger auf meiner Corvette, welche ein sehr schlechtes Fahrzeug ist. Darnach beurtheile, ob ich mich auf dem Sperber*) wohlbefinde. Ich mache mich diese Nacht segelfertig, um die englischen Inseln zu besuchen. Bei dieser Fahrt werde ich 20 bis 30 Tage in See sein. Adieu ꝛc." — So weit Bourriennes Mittheilungen. Im Wesentlichen stimmen andere Nachrichten mit den angegebenen Thatsachen überein. Jerome kreuzte Ende 1802 vor der Rhede von St. Pierre und der Insel Tabago und floh bald nachher im Sommer 1803, von den Engländern gejagt, nach Nordamerika. Wie es scheint, war der Sperber, als ein „sehr schlechtes Fahrzeug", nicht zu retten. Ehe die Corvette von dem verfolgenden britischen Schiffe genommen werden konnte, ging

*) Auf dem „Sperber" machte am 15. Juli 1815 Napoleon die verhängnißvolle Fahrt von der Insel Aix nach dem Bellerophon. (Las Cases, Tagebuch.)

Jerome an Bord eines ihm begegnenden Handelsschiffes, welches dem Kaufmann Wilhelm Patterson in Baltimore gehörte, lief mit demselben in die Chesepeake-Bai ein und ging einstweilen nach Baltimore.

Die in Baltimore verlebte Zeit ward unglückbringend für Jerome; sie bot ihm so überschwängliches Glück, daß der unerfahrene Jüngling wonnetrunken das Unheil nicht ahnte, das ihm daraus erwachsen sollte, das ihm später so manche bittere Stunde bereitete. Auf der andern Seite ward sein dortiger Aufenthalt die Quelle jener hämischen Gerüchte, welche, in Europa entsprungen und in Deutschland genährt und fortgesponnen, in den Schmähschriften von 1813 und 1814 zuerst laut wurden, welche selbst achtungswerthe Historiker, von blindem Franzosenhasse getrieben, als effectvollen, häufig aber ihren aristokratischen Standpunkt verrathenden Einschlag benutzten. Jerome ist auf Martinique oder in Baltimore so wenig „Ladendiener" gewesen, wie belfernde Pasquillanten ihm nachsagten, noch war er ein „Baltimorer Tuchhändler", wozu Hormayrs franzosenfresserische Feder ihn gemacht hat. Jerome war nach wie vor französischer Marine-Offizier, stand mit seiner Familie fortwährend in Verbindung und hatte in Paris von der schnell wachsenden Größe derselben und besonders seines Bruders Napoleon, dem ganz Frankreich zujauchzte, vor dem Europa zitterte, zuviel gesehen und mitgenossen, war auch selbst viel zu eitel, als daß es ihm hätte einfallen können, eine dem hochstrebenden Fluge seiner Brüder so sehr entgegengesetzte Richtung einzuschlagen und jenseits des Oceans sich in niederer Bürgerlichkeit zu verlieren.

In Baltimore fand Jerome in der Familie des Kaufmanns Patterson, einer der ersten dieser Stadt, die gastlichste Aufnahme und machte hier die Bekanntschaft der Tochter vom Hause, Miß Elisabeth Patterson, deren Liebenswürdigkeit und feine Bildung seine Neigung so sehr fesselte, daß er Frankreich, seinen strengen Bruder und seine eigene Zukunft im Taumel der Liebe verträumend —

er war ja kaum 19 Jahre alt geworden — am 24. Dezember 1803 sich mit ihr verheirathete. Ueberhaupt scheinen die Verhältnisse der Flüchtlinge vom Sperber zu der Familie Patterson bald sehr intim geworden zu sein, da schon zwei Monate früher, im Oktober, der Oberst Reubel, nachmals Adjutant Jeromes, sich mit einer jüngeren Tochter derselben verbunden hatte. (Cotta).

Die Verheirathung Jerome's, welche ohne Zustimmung seiner Verwandten, namentlich des ersten Consuls geschehen war, erweckte den ganzen Zorn Napoleons, und er ließ es dem Chevalier Pichon, Gesandten Frankreichs in Nordamerika, übel empfinden, daß er dieselbe nicht verhindert hatte. Ein Protest Pichons gegen diese Verbindung war erst im Januar 1804, mithin zu spät erfolgt. (Cotta, Zinserling.) Und war es denn eine Mesalliance? Hatten denn die Brüder und Schwestern Jerome's, hatte Napoleon selber anders gewählt?

Obgleich noch nicht als Familienhaupt anerkannt, eine Würde, welche ihm erst der Senatsbeschluß vom 18. Mai 1804 und das daraus hervorgegangene Familienstatut vom 30. März 1806 verlieh, und mithin nicht berechtigt, den Willen der andern Familienglieder dem seinigen unterzuordnen, verlangte Napoleon die sofortige Auflösung dieser ohne seine Einwilligung eingegangenen Verbindung. Einstweilen wurde Jerome, als Napoleon am 18. Mai 1804 die erbliche Kaiserwürde annahm, unter die zur Erbfolge berufenen Prinzen nicht aufgenommen, ein Schicksal, das er mit Lucian theilte, dessen starrer Republicanismus dem Ehrgeize seines Bruders unbequem war.

Indessen bot Jerome Alles auf, den Zorn Napoleon's zu besänftigen und bemühte sich ihn zu bewegen, seine Gattin nur zu sehen. Ein so großes Vertrauen setzte er in die geistigen und körperlichen Vorzüge derselben, daß er durch eine persönliche Zusammenkunft den unbeugsamen Willen des Kaisers zu ändern hoffte. Allein Napoleon war so weit davon entfernt, daß er vielmehr durch

ein Decret vom 2. März 1805 den französischen Civilstandsbeamten förmlich verbot, diese „angeblich eheliche Verbindung" in ihre Register einzutragen (Cotta), und an alle Hafenplätze von Frankreich, Holland, Spanien und Portugal den gemessensten Befehl gab, die Frau, welche sich die Gemahlin seines Bruders Jerome nenne, nicht an das Land zu lassen. Nachdem der Letztere vergeblich an verschiedenen Punkten zu landen versucht hatte und zuletzt in Lissabon, wo Serrurier als General-Consul Frankreichs residirte, abgewiesen worden war (April 1805), entschloß er sich, da das Landungsverbot nicht auf seine Person sich erstreckte, allein zum Kaiser zu gehen.

Jerome, welcher mit aufrichtiger Liebe an seiner Gattin hing, eilte von Pierre Alexander Lecamus, nachmaligem Grafen Fürstenstein, begleitet (Abrantes), durch Portugal, Spanien und Frankreich nach Mailand, wohin Napoleon, zu seiner Krönung als König von Italien, sich begeben hatte. In Alexandria traf er den Kaiser, welcher dort den Jahrestag der Schlacht von Marengo (14. Juni) feierte, und machte demselben einen Besuch. Was zwischen beiden verhandelt wurde, ist zwar nicht bekannt geworden, geht aber aus dem spätern Verhalten Jerome's genügend hervor.

Der Palastpräfect Herr von Bausset, welcher zum Gefolge des Kaisers gehörte, erzählt in seinen Denkwürdigkeiten: „Den folgenden Tag (d. h. den 15. Juni) befand ich mich mit dem General Lemarrois, dem Grafen von Thiars und dem General Defrance im Vorzimmer, als ich aus dem Salon des Kaisers einen jungen Mann von ansprechender Gestalt treten sah, der sehr bewegt schien. Ich erfuhr, daß es der Prinz Jerome sei. Man versicherte mich, daß die Zusammenkunft von der einen Seite sehr lebhaft, von der anderen höchst verlegen gewesen; übrigens verlautete nichts Näheres und die italienischen und französischen Tagesblätter schwiegen von diesem Besuche. Der junge Fürst reiste unmittelbar nach dieser

Zusammenkunft ab, und wir fanden ihn einige Monate später in Genua wieder."

Sicher ist, daß der noch nicht 21 Jahre zählende Schiffs-Lieutenant, welcher sich die letzten 4 Jahre hindurch auf dem Meere und fern von Frankreich in der neuen Welt umhergetrieben hatte von all' dem Glanze, der Macht und Hoheit, welche seinen kaiserlichen Bruder umgaben, geblendet, berauscht und wankend gemacht wurde. Nachdem er sich dem Willen des Kaisers gebeugt hatte, ernannte ihn derselbe zum Schiffskapitain, schickte ihn nach Genua, dem er sich gnädig erweisen wollte, denn es hatte sich eben freiwillig unter seinen mächtigen Scepter gestellt, und trug ihm auf, von dem Dei von Algier alle Genueser zu reclamiren, welche sich dort in Gefangenschaft befanden. Am 7. August 1805 bestieg Jerome zu Genua die Fregatte Pomona und ging mit einer kleinen Flotille von 2 weitern Fregatten und 2 Briggs in See. Seine Erscheinung vor Algier war so wirksam, daß es ihm gelang, 250 Gefangene von dort nach Genua zurückzubringen, wo er zum erstenmale das befriedigende Gefühl genoß, von dem aufrichtigen Jubel eines Volkes begrüßt zu werden. *)

Napoleon war zufrieden mit der Art und Weise, wie sein Bruder den ihm gegebenen Befehl ausgeführt hatte. Constant erzählt uns, daß der Kaiser bei dieser Gelegenheit gesagt habe: „Jerome ist noch sehr jung, sehr leichtsinnig und muß nachdenken, jedoch hoffe ich, etwas aus ihm zu machen."

Nach Paris zurückgekehrt, ging er im November 1805 nach Brest und erhielt nunmehr am 27. November das Commando auf

*) Ein Schmeichler Namens Bruguière, wahrscheinlich derselbe, welcher Kabinets-Secretar Jerome's und Oberintendant des Hoftheaters in Cassel war, verarbeitete diese Begebenheit zu einem Schauspiele, welches zu Cassel am 15. November 1808, dem 25. Geburtstage des Königs von Westphalen in dessen Gegenwart mit großem Pomp aufgeführt wurde.

dem Veteran, einem Linienschiffe von 74 Kanonen. Am 13. Dezember 1805 segelte er mit einer kleinen Flotte von zusammen 6 Linienschiffen und 2 Fregatten aus dem Hafen von Brest abermals nach Martinique, um auf englische Schiffe Jagd zu machen. Doch hatte Napoleon nicht ihm, sondern dem Contreadmiral Willaumez den Befehl über das Geschwader anvertraut. Dasselbe behauptete sich im Februar und März 1806 mit vielem Glücke in den Gewässern um St. Helena, ging darauf, um auszubessern und Erfrischungen einzunehmen nach Brasilien und verweilte 17 Tage im Hafen von San Salvador. Im Juni erreichte es Martinique, kreuzte zwischen den Antillen bis zum 28. Juli und war an diesem Tage in der Verfolgung einer englischen Handelsflotte begriffen, als der Sturm die Schiffe trennte, so daß zwei, der Veteran, unter Jerome Bonaparte, und die Valeureuse am 29. Juli ganz aus dem Gesichtskreise verschwunden waren. Willaumez gab die Jagd auf, um zunächst seine Schiffe wieder einzuholen, segelte aber vergeblich bis auf die Höhe von Newyork und fand nachher auf dem im Voraus bestimmten Sammelplatze zwar die Valeureuse, nicht aber den Veteran wieder. Das ganze Geschwader wurde durch den unheilvollen Orkan, welcher in der Nacht vom 18. auf den 19. August in der Nähe der Antillen losbrach, nach allen Richtungen hin zerstreut und in den jämmerlichsten Zustand versetzt. Ein Schiff lief in der Chesepeake-Bai auf den Strand; die übrigen kehrten nach und nach einzeln nach Europa zurück. Jerome Bonaparte war mit dem Veteran bis zur Bank von Neufundland hinauf verschlagen worden, und hatte von hieraus den nächsten Weg nach Frankreich genommen. Er erreichte schon in der zweiten Hälfte des August die Küste der Bretagne, fand aber den Hafen von Lorient durch englische Schiffe gesperrt und sah sich genöthigt, in der Bai von Concarneau vor Anker zu gehen, wo die Engländer ihn bald dergestalt eingeschlossen hatten, daß der Veteran nicht wieder aus-

laufen konnte und in der Folge abgetakelt werden mußte. Sein Befehlshaber begab sich nach Paris, um mit diesem gerade nicht glücklichen Kreuzzuge seine seemännische Laufbahn für immer zu beschließen. Er wurde zwar am 19. Dezember zum Contre-Admiral ernannt, hat jedoch niemals an eines Schiffes Masten seine Flagge wehen lassen. (Reichard, Cotta, Thiers, Bredow.)

In die Trennung von Elisabeth Patterson, da der Kaiser sie gebieterisch verlangte, hatte Jerome, schwächer als Lucian, dem Beispiele Ludwigs folgend und ohne Zweifel von Lecamus gedrängt, welcher einen unbeschränkten Einfluß auf ihn ausübte, eingewilligt. Er erkannte die gesetzliche Nichtigkeit seiner Ehe Ende Juni 1805 selbst an. Der Kaiser hatte mit Lecamus gesprochen, und ihm gesagt, daß diese Frau unter jeder Bedingung entfernt werden müsse. Lecamus unterzog sich der schlimmen Mission, sie nach England zu führen, wo sie kurz darauf, am 6. Juli 1805 auf dem Landsitze Camberwells in Parkplace bei London von einem Knaben entbunden wurde, welcher in der Taufe den Namen Jerome erhielt. Die unglückliche junge Frau kehrte nachmals mit ihrem Kinde nach Amerika zurück.*)

Napoleon hatte auf das Bestimmteste die nachträgliche Einwilligung zu der, wegen der Minderjährigkeit seines Bruders nach den Gesetzen Frankreichs ungültigen Verbindung verweigert und wollte dieselbe als einen unbesonnenen Knabenstreich Jerome's angesehen wissen. Der Pabst aber widersetzte sich ebenso bestimmt und hartnäckig dem Ansinnen, die Trennung dieser Ehe förmlich auszu-

*) Jerome hatte sehr glücklich mit ihr gelebt und die Trennung verursachte ihm bitteres Leid, das er in wüsten Schwelgereien zu vergessen suchte. Auch unterließ er später nicht Erkundigungen über sie und seinen Sohn einzuziehen. Von dem letzteren besaß er ein Bild, das diesen als einen schönen 4 bis 5jährigen Knaben darstellte. Dies Bild hing noch im Herbst 1814, wo Jerome sich zu Triest aufhielt, über seinem Bette.

ſprechen (Thiers), zum großen Verdruſſe des Kaiſers, welcher ſeinen Bruder mit einer deutſchen Fürſtentochter zu vermählen gedachte. Er hatte zu dem Ende unter den Prinzeſſinnen der ihm alliirten Rheinbundsfürſten gewählt, und ließ am 29. September 1806 (Bredow) durch eine außerordentliche Botſchaft dem Senate das Project einer Vermählung Jeromes mit der Prinzeſſin Katharina von Würtemberg anzeigen. Der Kaiſer war damals allmächtig und der König von Würtemberg mußte wohl oder übel die ihm dargebotene Ehre einer Verbindung ſeines Hauſes mit dem des „corſiſchen Emporkömmlings“ annehmen.

Am 26. Auguſt war Jerome von ſeiner Expedition nach Martinique in Frankreich wieder eingetroffen, ward am 7. September zum franzöſiſchen Prinzen und Prinzen von Italien ausgerufen — nicht durch Abſtimmung der Nation wie Joſeph und Ludwig, aber durch den Machtſpruch des Kaiſers —, mit dem Prädikat „kaiſerliche Hoheit“ ausgeſtattet, und mit einem ſeinem nunmehrigen Range entſprechenden Hofſtaate umgeben, in welchem jedoch Lecamus die Hauptperſon blieb. (Bredow, Cotta.) Da die Rüſtungen gegen Preußen und ſeine Verbündeten bereits in vollem Zuge waren, ſo erhielt er neben Vandamme das Commando des meiſt aus Bayern und Würtembergern zuſammengeſetzten 9. Armeecorps, mit welchem er ſich bereits Anfangs November in Schleſien befand. Er nannte ſich: **Commandant en chef des troupes françaises et alliées de S. M. l'Empereur Napoleon le Grand en Silésie.** Als Chef des Generalſtabs hatte Napoleon ihm ſeinen Kammerherrn, General Hedouville, als Adjutanten den General Lefebvre Desnouettes beigegeben.

Während der Kaiſer ſich nach der Schlacht bei Jena dem Herzen der preußiſchen Monarchie näherte, und ſeine ſiegreichen Armeen eine Feſtung und eine Provinz nach der andren bis zur Oder eroberten, der überwundene König aber, in der Hoffnung auf ruſſiſche Hülfe, immer noch zauderte, ſeinem Beſieger entgegenzu-

kommen, erhielt der Prinz Jerome, welcher beim Einrücken der Franzosen in Polen bereits bis Kalisch vorgedrungen war, den Auftrag, die völlige Unterwerfung der Provinz Schlesien zu bewirken. Glogau hatte schon am 9. November dem General Vandamme seine Thore geöffnet, welcher darauf am 6. Dezember die Belagerung von Breslau begann, wo Jerome wieder zu ihm stieß. Der Platz capitulirte nach vierwöchigem Widerstande am 5. Januar 1807 und der Bruder des Kaisers hielt einen pomphaften Einzug in die Hauptstadt Schlesiens. Hier erholte er sich von den Strapatzen des Feldzugs und führte, mit seinem größtentheils aus jüngeren französischen Offizieren bestehenden Generalstabe einige Zeit hindurch ein lockeres lustiges Leben.*) Unterdessen wurde Schlesien durch Eroberung der übrigen Festungen Brieg, Neisse, Schweidnitz und Glatz völlig unterworfen. Ohne Zweifel würde Vandamme auch ohne den Prinzen zum Ziele gelangt sein. Die Siegesberichte, welche die dem Commando Jerome's untergebenen Truppen und den Ruhm Vandamme's verkündigten, gedachten eigentlich seiner nur nebenbei; doch belobte ihn der kaiserliche Bruder wegen seiner vor Breslau bewiesenen Bravour und Einsicht und der König von Würtemberg gab ihm, gleich den Generalen Vandamme und Lefebvre, das Commandeur-Kreuz seines Militair-Verdienst-Ordens.

Durch ein Decret vom 14. März 1807 ernannte der Kaiser den Prinzen Jerome, Contre-Admiral in der Flotte, zugleich zum Divisionsgeneral in der Landarmee und am 16. Juli legte dieser,

*) Er hatte hier ein Verhältniß mit einer schlesischen Dame von Rang angeknüpft, bei deren Vater er sein Quartier genommen. Die junge Dame kam später nach Paris und ward dort von einer Tochter entbunden. In spätern Jahren befand sich das Kind in einem Pensions-Institut zu Paris, wo der König es erziehen ließ und es auch mehrmals besuchte. Diese natürliche Tochter Jerome's lebt noch, so viel mir bekannt, und ist mit einem deutschen Edelmanne, dessen Vater eine hohe Charge am Hofe Jerome's hatte, verheirathet.

nach geschlossenem Frieden und nach Auflösung des 9. Armeecorps, das seit Oktober 1806 geführte Ober-Commando nieder. (Cotta.)

Während dieser Zeit war Napoleon vielfach mit dem Glücke seines Bruders beschäftigt; man hatte trotz der projectirten Verbindung mit Würtemberg daran gedacht, Jerome dem Könige von Sachsen zum Nachfolger zu geben und mit der einzigen Tochter desselben, der Prinzessin Auguste (geb. 21. Juni 1782), zu vermählen. Bei genauer Erwägung fand der Kaiser jedoch dies Project seiner Politik nicht angemessen und er wies dasselbe in einer am 4. Juli 1807 dem Kaiser Alexander übergebenen Note ausdrücklich von der Hand.*) Drei Tage später besiegelte der Tilsiter Friedensvertrag die Bildung eines Königreichs Westphalen, und Rußland und Preußen erkannten den Prinzen Jerome als Beherrscher desselben ausdrücklich an. Der sächsischen Heirath ward nicht weiter gedacht und Napoleon kehrte, als wäre nichts vorgefallen, zu dem früheren Plane mit Würtemberg zurück.

Sobald der Kaiser von Tilsit zurückgekehrt war und nach so vielen Siegen Muse fand, den friedlicheren Gedanken an eine Verheirathung seines Bruders wieder aufzunehmen, sandte er den Marschall Bessières nach Stuttgart, mit Vollmacht den König von Westphalen bei der Verlobung, welche am 12. August 1807 stattfinden sollte, zu vertreten, und die Prinzessin sogleich nach Paris zu führen.

Die fürstliche Braut, welche von der nicht einmal der Form nach aufgelösten Ehe Jerome's mit Elisabeth Patterson Kenntniß gehabt haben mag und mit schweigender Ergebung sich der ganzen Schwere des Opfers bewußt war, zu dem die Politik sie, eine deutsche Prinzessin, ausersehen hatte, fand sich, kaum auf französi-

*) Nach der Trennung von Josephine war Napoleon bekanntlich einige Zeit geneigt, sich selbst mit dieser Prinzessin zu verbinden; doch entschied er sich zuletzt für Marie Louise von Oesterreich.

schem Boden angelangt, selbst des Trostes ihrer deutschen Umgebung beraubt. Es war dies der Befehl des Kaisers, der ihr aus seinem eigenen Hofstaate den Herrn von Villoudrec als Stallmeister, den Baron August von Talleyrand als Kammerherrn und Herrn von Bausset, den kaiserlichen Palastpräfecten, als Ehren- und Palastdamen aber die Gräfin v. Lucay und die Frauen von Brignol und von Segur entgegengeschickt hatte. Mit diesem Ehrenhofstaate führte Marschall Bessières die Prinzessin bis in die Nähe von Paris, wo sie jedoch früher ankam, als der Kaiser — welcher einen geräuschvollen Einzug nicht wünschte — angeordnet hatte. Man lenkte also nach Raincy, einem Lustschlosse Junots, ein, woselbst die Prinzessin schon um 9 Uhr Vormittags, am 21. August 1807, eintraf. Der würtembergische Gesandte, Graf Winzingerode, welcher ihr entgegenkommen sollte, langte erst eine Stunde nach ihr in Raincy an. Dem Willen des Kaisers gemäß sollte die Prinzessin hier bis 7 Uhr Abends aufgehalten werden. Kurz vor diesem Zeitpunkte erschien der königliche Bräutigam in Begleitung seiner Hausbeamten worunter sich namentlich Lecamus und der Kardinal Maury befanden. Sein Zusammentreffen mit der Prinzessin zeigte Verlegenheit und Zwang auf beiden Seiten. Es wurden nur wenige Worte gewechselt, worauf sich Jerome wieder empfahl, indem er sagte, daß er sehnlich wünsche seinem Bruder die neue Schwester zuzuführen. Die Prinzessin begleitete ihn bis zur Thür und fiel, sobald er den Saal verlassen, in Ohnmacht. Erst nachdem sie sich erholt hatte, konnte sie von Bessières und Junot begleitet, ihrem künftigen Gemahle nach Paris folgen. Herr von Bausset, welcher in seinen Denkwürdigkeiten sich dieser Reise ebenfalls erinnert, sagt davon: „Ich erhielt nebst mehreren andern Hofbeamten Befehl, zum Empfang der Prinzessin Katharine von Würtemberg, die dem Könige von Westphalen vermählt werden sollte, mich nach Straßburg zu begeben. Diese Prinzessin voll Geist und Güte verbreitete

während ihrer Reise in ihrer Nähe ein Glück, welches ihre tiefe Schwermuth sie nicht selbst genießen ließ. Sie kannte den Mann nicht, der ihr bestimmt war. Die Zusammenkunft der beiden Verlobten fand in dem Schlosse zu Rainey statt; sie dauerte kaum eine Viertelstunde. Nach einigen Thränen, welche nach Jerome's Abreise die Augen der Prinzessin benetzten, mußte ich schließen, daß sie mehr Herzlichkeit erwartet hatte."

In Paris fand die Prinzessin die ganze kaiserliche Familie versammelt. Napoleon ging ihr bis an die große Treppe entgegen, verhinderte galant den Fußfall, den sie im Begriff war zu thun, um seine Hand zu küssen, schloß sie in seine Arme und führte sie in den Thronsaal, wo sie von der Kaiserin und allen anderen anwesenden Gliedern der Familie mit größter Freude und Herzlichkeit empfangen und geliebkost und zuletzt vom Kaiser den versammelten Deputirten des Königreichs Westphalen vorgestellt ward.

Friederike Katharine Sophie Dorothea von Würtemberg, am 21. Februar 1783 geboren, also fast zwei Jahre älter als der König, stand damals in ihrem 25. Lebensjahre. „Ihr Kopf zeigte," erzählt die Herzogin von Abrantes, welche zu Rainey ihre Wirthin war, „einen Ausdruck edlen Stolzes, welcher herrlich zu ihrer Stirn paßte und sie noch besser gekleidet haben würde, wäre ihr Hals, sowie ihre Taille und ihr ganzer Körperbau nicht zu kurz gewesen. Sie war nicht hübsch im buchstäblichen Sinne des Wortes, dennoch waren alle ihre Züge vortrefflich, und ihr Blick konnte selbst schmeichelnd werden, aber er wurde es nie, was ihrem Gesicht einen, wenn auch nicht unangenehmen, doch mindestens sehr hochmüthigen Ausdruck verlieh. Ihr Kopf, welchen sie sehr aufrecht trug, um nichts von ihrem nicht allzugroßen Wuchse zu verlieren, steckte etwas tief zwischen den Schultern. Sie lachte wenig und der Ausdruck ihres Gesichts war mehr ernst und würdevoll, als heiter und anmuthig. Sie war außerordentlich frisch. Ihre blonden Haare,

blauen Augen und sehr weißen Zähne, die Anmuth und Würde, womit sie den Kopf bewegte, alles dies waren Vorzüge, welche sie gering zu schätzen schien. An ihrem Halse trug sie zwei Reihen sehr schöner Perlen, an welchen das in Diamanten gefaßte, aber durch den kostbaren Rahmen allzugroß gewordene Portrait des Königs herabhing."

„Jerome besaß dagegen von allen Brüdern Napoleons die wenigsten äußern Vorzüge. Wie alle jüngeren Bonapartes trug auch er den Kopf tief zwischen den Schultern und zu jener Zeit war er weder von Angesicht noch in seiner Haltung eine angenehme Erscheinung." Gerade damals entsprach sein Leben am meisten dem Bilde, welches 9 Jahre später Napoleon auf St. Helena davon entwarf: „Jerome war ein Verschwender, dessen Ausschweifungen schreiend gewesen sind. Er hatte sich der unordentlichen Lebensweise bis zum Ekel ergeben. Seine Entschuldigung kann nur in seiner Jugend und in der Umgebung gesucht werden, welche er sich gewählt hatte."*)

---

*) Von seinem spätern Leben urtheilte der Kaiser besser, denn er fuhr fort: „Bei der Rückkehr von Elba schien er mir jedoch viel gewonnen zu haben und große Hoffnungen für die Zukunft zu gestatten. Außerdem war es ein schönes Zeugniß für ihn, daß er die Liebe seiner Gemahlin zu gewinnen gewußt hatte. Das Verhalten der Letzteren, als ihr Vater auf Scheidung drang, ist bewundernswerth; sie hat dadurch ihren Namen eigenhändig in das Buch der Geschichte eingetragen" (Las Casas, Tagebuch s. d. 19. Mai 1816). Ein anderes Mal sagte der Kaiser: „Jerome würde bei reiferen Jahren das Regieren gelernt haben; ich entdeckte Eigenschaften in ihm, die mir die beste Hoffnung gaben" (ib. s. d. 4. Nov. 1816). Die Engländer, welche die Napoleoniden so schmachvoll verunglimpften, daß alle Erfindungen der deutschen Pamphletisten Kindereien dagegen sind, beurtheilten Jerome mit vieler Nachsicht. Lewis Goldsmith, welche 1810 „Beiträge zur Charakteristik und der geheimen Geschichte Napoleon Bonapartes" erscheinen ließ, sagt von Jerome Bonaparte: Dieser junge Mensch hat eben keinen schlechten Charakter und viel Uebereinstimmung mit dem

Die Civiltrauung durch den Erzcanzler Cambacérès fand am 22. August statt. Die kirchliche Einsegnung der Ehe ward am folgenden Tage in der Kapelle der Tuilerien durch den eigens zu diesem Zwecke nach Paris eingeladenen Fürsten Primas vollzogen. Zur Feier der Vermählung gab der Kaiser zu Fontainebleau eine lange Reihe von Hoffesten, welche an Glanz und Pracht Alles übertrafen, was Frankreich an den verschwenderischen Höfen seiner Könige gesehen hatte.

Napoleon hatte durch ein aus den Tuilerien erlassenes Decret vom 19. August 1807 den Umfang des Königreichs Westphalen festgesetzt und die französischen Staatsräthe Beugnot, Siméon und Jollivet beauftragt, nach Cassel abzugehen und in Gemeinschaft mit dem seitherigen General-Gouverneur von Hessen, Divisionsgeneral Lagrange, die Polizei und Verwaltung des Königreichs provisorisch zu übernehmen und die Organisation auf Grund eines ihnen mitgetheilten Verfassungsentwurfs vorzubereiten. Diese Regierungs-Commission trat zu Cassel am 28. August ihre Funktionen an. Der König, welcher die nach Paris berufenen ständischen Deputirten mehrmals bei sich empfing, sollte am 1. Oktober von seinen Staaten Besitz nehmen; da jedoch Napoleon erst am 15. November, dem Geburtstage Jerome's, die Verfassung unterzeichnete, bei deren Abschluß, wie vorauszusehen, die Wünsche der westphälischen Deputirten ganz unberücksichtigt geblieben waren, so verzögerte sich die Abreise des Hofes noch einige Zeit. Am 7. Dezember traf endlich das königliche Paar, von einem glänzenden Hofstaate umgeben und von einer

---

seiner Brüder Joseph und Louis. Ich bin völlig überzeugt, daß er seine Gattin Patterson, die er in Amerika heirathete, nur mit Widerwillen verließ. Es ist seine Schwachheit, daß er sich den Befehlen seines Bruders Napoleon nicht zu widersetzen wagte.

Legion polnischer Lanciere begleitet, zu Wilhelmshöhe ein und hielt drei Tage später seinen pomphaften Einzug in Cassel, wo der König und die Königin vom Volke mit Vivatrufen, von Deputationen mit feierlichen Reden, von weißgekleideten Mädchen mit Blumen und Gedichten begrüßt wurden — fast so wie 7 Jahre später der zurückkehrende Kurfürst.

Das große Glück, das Jerome binnen 6 Jahren vom Schiffsfähnrich im Dienste der französischen Republik bis zum Könige und Herrscher über 2 Millionen Deutsche erhoben hatte, führte schon in Paris und später in Cassel eine nicht geringe Anzahl von Genossen seiner früheren Laufbahn und seines Leichtsinns ihm wieder zu, welche Anstellung an seinem Hofe und in der Administration und Armee suchten und fanden. Da kamen Offiziere von der Marine, welche mit ihm gedient hatten, wie der Kapitain Meyronnet, ein geborner Provençale, welcher zum Grafen von Wellingerode und zum Großmarschall des Palastes aufstieg; der Lieutenant Salha, welcher Pagenhofmeister, Großmeister des Hauses der Königin, Brigade-General, Graf (von Höne) und endlich Kriegsminister wurde; — Freunde aus Martinique und Baltimore, wie Pierre Alexander Lecamus, der Sage nach vormals Gewürzkrämer (nach Andern Pflanzer) auf Martinique, der stete Begleiter Jerome's von seiner Rückkehr von Amerika an, welcher sich zum Grafen (von Fürstenstein), Kammerherrn, Garderobemeister und Minister-Staatssecretair emporschwang und zugleich Bruder und Schwager versorgte: August Lecamus ward Kammerherr und Alexis Jean François Pothau erst Cabinetssecretair, dann in Cassel Polizeipräfekt, später General-Director der Posten und Staatsrath; der Oberst Reubel (ein Sohn des berühmteren Directorial-Mitgliedes), dessen Gattin eine jüngere Schwester der Miß Patterson war, ward General, General-Adjutant des Königs und Divisions-General; — Bekanntschaften aus Genua, wie der Banquier Laflèche, welcher

dem damaligen Schiffskapitain Jerome gefällig gewesen war, dessen Frau, Bianka Carregha, eine italienische Kokette von außerordentlicher Schönheit, den König in ihren Netzen gefangen hielt. Laflèche ward zum Baron (von Keudelstein), zum General-Intendanten des königlichen Hauses und Staatsrath, seine Frau zur Palastdame erhoben. Beide zogen ihre Brüder mit sich: Lazare Laflèche, welcher Stallmeister wurde und sich nachher als Eskadronchef in Spanien auszeichnete, Marseille Laflèche, welcher Kammerherr und Carregha, welcher Cavallerie-Lieutenant, Ordonnanz-Offizier des Königs und Kammerjunker wurde; — Kriegsgefährten aus dem schlesischen Feldzuge, wie der Oberst Morio, ein verdienstvoller Offizier, welcher Adjutant des Königs wurde, sich mit einer Schwester des Grafen Fürstenstein verband und bis zum Divisions-General und Kriegsminister aufstieg; der General Hedouville, welcher, so lange der Pariser Aufenthalt noch dauerte, Oberkammerherr des Königs war; der General Lefebvre Desnouettes, Adjutant des Königs, welcher aber schon Anfangs 1808 nach Frankreich zurückkehrte; auch andere Bekanntschaften aus dem Hauptquartier zu Breslau, darunter eine schöne Schauspielerin, die den Prinzen Jerome fast arm und krank, ein jüdischer Arzt, Namens Abraham Zadig, der ihn wieder gesund gemacht hatte. Jene verheirathete der König an einen seiner Kammerdiener, dieser ward Leibarzt, erst des Königs, dann der Königin; — endlich eine Menge von Menschen, welche in Paris den Leidenschaften des an Selbstbeherrschung nicht gewöhnten jungen Prinzen Vorschub geleistet und seinen Gelagen beigewohnt hatten, an deren Spitze Pigault Lebrun, der französische Romanschreiber, Jerome's Mephystopheles, als Stern erster Größe glänzte, gegen dessen Anstellung in Westphalen aber der Kaiser selbst Einsprache that. Auch der Kardinal Maury, dessen Bekanntschaft Jerome in Genua gemacht, gehörte in Paris zu dessen Hof, von dem Napoleon ihn aber wegwies, weil er die

Königin von Westphalen beleidigt, indem er etwas anmaßend von ihren religiösen Pflichten zu ihr gesprochen hatte.

Diese mit wenigen Ausnahmen eines Königs durchaus unwürdige Umgebung, von welcher wir nur beispielsweise einige Persönlichkeiten hervorgehoben haben, halfen nun noch einige Neufranzosen und ehemalige Emigranten vergrößern, die ihr Vaterland aufgaben, in der Hoffnung, daß ihre Mittelmäßigkeit gerade an einem solchen Hofe noch für Talent gelten würde. Männer von gediegenem Wissen, Gesinnungstüchtigkeit und feiner Bildung, mit welchen der König seinen Deutschen hätte imponiren können, waren sehr dünne gesäet. Es waren fast nur diejenigen, welche Napoleon ausgewählt hatte, die Organisation des neuen Königreichs durchzuführen, und die, welche er von Zeit zu Zeit aus einer Art von Ungnade aus Frankreich nach Westphalen verwies.

Und mit dieser bunt zusammengewürfelten, ihre innere Hohlheit, Verworfenheit, Unwissenheit und zweideutige Herkunft mit französischem Hochmuth umhüllenden Gesellschaft, sollte sich nun der alte Adel, die hohe Beamten- und Gelehrten-Aristokratie Westphalens vermengen!

Eine solche Zusammensetzung seines Hofstaates, welche ganz dem bisherigen Leichtsinne Jerome's entsprach, bei welcher die schmutzigsten Motive, die zweideutigsten Empfehlungen mitgewirkt hatten, befriedigte den Kaiser keineswegs. Doch hoffte dieser, daß sein Bruder, nachdem er nun einen Ehemann und einen König aus ihm gemacht hatte, die tollen Hörner bald ablaufen und das Regieren lernen werde. Er selbst aber behandelte ihn nach wie vor als Schüler, als Taugenichts und trug kein Bedenken, auf eine die Würde des jungen Königs keineswegs schonende Weise diesen Ton sogar vor Zeugen beizubehalten.

Eine wissenschaftliche und literarische Bildung ging dem Könige gänzlich ab, doch fehlte es ihm neben seinen vielen Schwachheiten nicht

an gutem Willen, an natürlichem Verstande, Scharfsinn, schneller Auffassungsgabe, Gerechtigkeitsliebe und Wohlthätigkeitssinn. Jerome ist jedoch nachmals mit so maßlosen Schmähungen und Verläumdungen überschüttet worden, daß wir ernstlich besorgen, man wird uns keinen Glauben schenken, wenn wir selbst für dies bescheidene Lob nicht unverwerfliche Autoritäten anführen. Dr. Ludwig Wachler, während der westphälischen Periode Professor der Geschichte an der Universität zu Marburg, welcher sowohl hier, als auf dem Reichstage zu Cassel, dessen Mitglied er war, Gelegenheit hatte, sich ein Urtheil über den König zu schaffen, entwirft uns folgendes Bild von ihm: „Ueber Hieronymus Bonaparte kann die öffentliche Meinung wohl nicht getheilt sein und seine Schwächen und Verirrungen sind weltbekannt. Die armseligste Eitelkeit in fortschreitender Steigerung bemächtigte sich seiner, seitdem er als blindes Werkzeug fremder Macht, von deren Abglanz er lebte, zu einer Hoheit und Gewalt gelangt war, deren Versuchung vielleicht auch kräftigere Gemüther unterlegen haben würden. Bei seinem Regierungsantritte zeigte er sich furchtsam und gutmüthig; die Aeußerung seiner Mutter gegen J. v. Müller, daß Hieronymus unter allen ihren Kindern das beste Herz habe, schien keiner Rechtfertigung zu bedürfen. Bald genug, und früher als selbst Mißtrauen gemuthmaßt hatte, war der Schwache umstrickt von Freuden und prunkenden Gaukeleien des Machtlebens; er trotzte auf Rechte, deren Zweideutigkeit er auch nicht entfernt ahnte und selbst dem Ernstesten seiner Umgebung mochte nicht bequem und nothwendig erscheinen, den jungen Wüstling an Pflichten zu erinnern. Das ganze westphälische Hofwesen lief auf eine Bildungs- und Versorgungs-Anstalt fanatischer Eitelkeit in vielgestaltiger Mannigfaltigkeit hinaus. Die wenigen Edlen zogen sich in die Einsamkeit des Geschäftslebens zurück und suchten in ihrem Kreise, soviel sie vermochten, Unheil zu verhüten und den Druck der Zeit zu mildern; die schwüle Hofluft war ihnen ein

Gräuel; mehrere wußten mit kalter Besonnenheit ihren Eigennutz zu befriedigen; die Menge verlor ihr besseres Selbstgefühl in Glanz und Pracht und im zauberischen Wesen rauschender Lustbarkeiten. — Bei Alt und Jung herrschte die allgemeinste und vollständigste Verblendung; erst wie der Vorhang gefallen war, bemerkten sie, daß das Schauspiel zu Ende sei; vorher ahnten sie nicht, daß es jemals enden könne. Regent im edleren Sinne des Wortes war Hieronymus wohl nie und vermochte es nicht zu sein, nach den Vorbereitungen zu seinem Königsspiele. Doch hatte er Anfangs mehr Achtung für seine Rolle, als in den letzten Jahren, wo selbstsüchtige Sinnlichkeit und ein mit zaghafter Unterwürfigkeit gepaarter Trotz auf Napoleons Glück und Macht die seltenen Aufwallungen besserer Gefühle schnell unterdrückten; erst da verhöhnte er kindisch sein Regentenamt und suchte sich zu überreden, daß er es verachten und entbehren könne. Religion war ihm fremd, ob er gleich die äußeren Kirchengebräuche eifrig mitmachte. Er besaß natürlichen Scharfsinn und konnte gut und wohlgeordnet ohne lange Vorbereitung sprechen; im Staatsrathe zeichneten sich in den ersten Jahren seine Vorträge durch scharfe Bestimmtheit und durch Festhalten und Herausheben des Mittelpunktes einer Verhandlung sehr vortheilhaft aus; später nahm er oft in mehreren Monaten an keinen Sitzungen Theil. Seine Anfangs unverkennbare Achtung für Deutsche wurde von einer Person untergraben, die Naturberuf hätte haben sollen, sie zu pflegen und zu erkräftigen; von der deutschen Sprache hatte er nichts weiter erlernt, als einige gemeine Umgangswörter. Mit Mathematik und den französischen Hauptwerken über dieselbe war er nicht unbekannt; daß Kriegswissenschaft von ihm nicht gefaßt worden sei, hat sich anschaulich genug beurkundet. — Ob Hieronymus sich der schönen Literatur der Franzosen befreundet gehabt habe, ist unentschieden; was davon bei ihm haftete, konnte im öffentlichen Leben und im Schauspielhause leicht gewonnen worden

sein. Er soll nichts weiter gelesen haben, als die Amtszeitungen und Bulletins. Von gründlicher wissenschaftlicher Bildung war nichts vorhanden; er schien Liebe und Achtung dafür eine Zeitlang vorzugeben, weil es ein wesentlicher Bestandtheil des ihm vorgeschriebenen Regierungssystems war; der Gelehrtenstand sollte gewonnen werden, um das Volk zu stimmen und zu leiten. Daher hielt er sich bei seinen Reisen im Lande besonders mit Universitätsangelegenheiten auf und schien diesen eine ausschließliche Aufmerksamkeit zu schenken. Aber sehr bald fiel er aus dieser Rolle und erklärte schon 1809 dem Studien-Director Joh. v. Müller unverhohlen, daß er Soldaten brauche und keine Studenten. — Geschmack kann dem Exkönige nicht zugestanden werden. — Der äußere Anstand wurde von Hieronymus nicht verletzt; er bewährte in dieser Beziehung einen zarten Sinn.“ —

Dies Urtheil ist streng und einigemal selbst hart. Für uns Deutsche klingt es für Jerome um so nachtheiliger, als wir nicht gewohnt sind unsere legitimen Fürsten mit solcher Gewissenhaftigkeit und Ungenirtheit charakterisirt zu sehen. Wir dürfen dabei, um gerecht zu sein, nicht vergessen, daß wir in Deutschland Fürsten genug gehabt haben, welche viel weniger gute und viel mehr schlimme Eigenschaften besaßen und dabei weit weniger Vorurtheile gegen sich hatten, als dieser illegitime König von Westphalen.

Der Graf Malchus, Finanzminister des Königreichs von 1811 bis 1813 fügt dem von Wachler entworfenen Bilde noch einige Züge hinzu, welche den strengen Ausdruck desselben *schon etwas* mildern: „Der König widmete sich, vorzüglich bis zum Feldzuge in Rußland, den Geschäften mit großer Anstrengung, versäumte keine Sitzung des Staatsrathes, in welcher er der Diskussion mit größter Aufmerksamkeit folgte, selbst in Fällen, wo diese für einen Gegenstand mehrere Sitzungen in Anspruch nahmen und resumirte am Ende die Ergebnisse der Berathung in einer solchen Vollstän-

digkeit und mit solcher Präzision, die über die Aufmerksamkeit, mit welcher er den Debatten gefolgt war, keinem Zweifel Raum ließ. Mit großer Gutmüthigkeit, die in manchen Fällen an Schwäche hinstreifte, verband er großen Gerechtigkeitssinn und that und duldete wissentlich kein Unrecht. Eine seiner Schwächen war die Manie, den Kaiser, seinen Bruder nachzuäffen, sodann die Ueberzeugung, daß ein Fürst in seiner Lage durch äußern Glanz imponiren müsse, wovon er erst in den letzten Jahren mehr zurückgekommen war. Er liebte das Vergnügen mehr als sich mit der Behauptung seiner Würde vereinbar und für seine Finanzen gut war. Dabei vermied er jedoch sorgfältig Alles, was öffentlichen Anstoß hätte geben können, namentlich auch in seinen Liebesintriguen, wobei zugleich nicht unerwähnt bleiben darf, daß er keiner seiner Favoritinnen jemals auch nur den geringsten Einfluß auf öffentliche Angelegenheiten verstattet hat." Auch Schlosser, welcher als aufmerksamer Beobachter während der westphälischen Zeit in Frankfurt lebte, hat sein Urtheil über den König abgegeben: „Der König war jung, wie seine leichtfertigen Genossen ausschweifend, sobald er es unbemerkt sein konnte, knabenhaft und kindisch; aber bei alle dem benahm er sich öffentlich mit Anstand, war großmüthig und mild, gab sich ernstlich Mühe das Regieren zu lernen und erlaubte den vielen vornehmen Damen, die ihm zu Gebote standen so wenig als den noch zahlreicheren Dirnen, die er bezahlte, irgend einen Einfluß auf die Regierung."

Nach diesen Aeußerungen über die Persönlichkeit des Königs, denen wir auch noch das vollgültige Zeugniß Strombecks und einiger Andern hinzufügen könnten, ohne uns bei den Franzosen Raths zu erholen, fürchten wir nicht mehr, daß man uns die unter aller Kritik stehenden, dem großen Haufen allerdings geläufigeren Schmähschriften und Pamphlete vorhalten wird, welche in dem Könige nur einen ehemaligen Ladendiener, dann einen andern Sardanapal er-

blicken und ihn, den gutmüthigen, milden, weichherzigen Jerome, zu einem blutgierigen Tyrannen machen.

Niemand wird behaupten wollen, daß die Männer, deren Urtheile wir dem Leser vorführten, dem Könige geschmeichelt hätten. Seine Fehler und Schwächen sind rückhaltslos aufgedeckt, aber es sind auch seine guten Eigenschaften gerecht gewürdigt worden.

Um das Charaktergemälde, welches wir zu zeichnen versuchten, möglichst vollständig zu machen, müssen wir noch auf einen Punkt zurückkommen und zu dem Ende der Zeit, mit welcher diese Skizze schließen sollte, um einige Jahre vorgreifen. Man hat von dem persönlichen Muthe des Königs ebenwohl nicht vortheilhaft geurtheilt, ihn sogar geradezu feig genannt. So wenig wir uns berufen fühlen hier als Vertheidiger Jeromes aufzutreten, möchten wir doch in jeder Beziehung der Wahrheit die Ehre lassen.

Wer drei, vier Jahre hindurch den Gefahren und Schrecknissen des weiten Oceans ins Auge geblickt hat, der lernt wohl die Gefahr gering schätzen, und ganz ohne Nutzen wird in dieser Hinsicht dem Könige seine Seemannslaufbahn nicht gewesen sein. Aus dem schlesischen Kriege liegen uns keine Beweise von Feigheit vor. Napoleon belobte seinen Bruder, den er doch sonst nicht zu loben pflegte, wegen der vor Breslau bewiesenen Bravour und Einsicht. Während der Insurrection in Westphalen im Frühjahr 1809 zeigte sich der König entschlossen, klug und versöhnlich, und die Unsicherheit in seinen Operationen während des Feldzugs in Sachsen im Sommer desselben Jahres, die ihm als Feigheit zur Last gelegt worden, hatte ihren Grund ebensowohl in der Unfähigkeit des General-Stabs-Chefs, Divisions-Generals Reubel als darin, daß er das eigene Land nach kaum gestilltem Aufruhr hatte verlassen müssen, indeß in ganz Norddeutschland der Funke der Insurrection fortglimmte. Napoleon war freilich der Meinung, daß es ihm nicht viel verschlage, wenn die Insurgenten im Norden momentan Vor-

theile erringen, wenn er nur mit aller Macht Sieger an der Donau bliebe. Jerome fand jedoch nichts Tröstliches und nichts Ehrenvolles darin, seine Staaten den Insurgenten zu überlassen, während er die Operationslinie der französischen Armeen an der Donau decken half, obgleich er hoffen durfte, demnächst seinen Thron wieder zu erhalten. So war mitten unter den Lustbarkeiten, welche im Hauptquartier vorzüglich von Reubel begünstigt, viel Unordnung hervorriefen, seine Sorge stets getheilt zwischen Westphalen, in dem er gern in Frieden regiert hätte, das er jetzt, in gefahrvoller Zeit schutzlos hinter sich gelassen, und den Befehlen des Kaisers, die ihn mit seinen Truppen an den Grenzen Böhmens festhielten. Sein plötzliches Verschwinden vom Kriegsschauplatze, worüber man lange ohne allen Grund als über ein feiges, schimpfliches Davonlaufen zu urtheilen geneigt war, ist motivirt durch die ihm zugekommene Nachricht von dem Ausbruche der Emmerich-Sternbergschen Insurrection, deren Bedeutung und Umfang im ersten Augenblicke sehr übertrieben wurden.

Was den russischen Feldzug betrifft, so haben uns vaterländische Militairschriftsteller, unter denen wir nur den Freiherrn von Hohenhausen (Biographie des Gen.-Lieut. v. Ochs) und den Gen.-Lieutenant von Loßberg (Briefe in die Heimath) nennen, längst darüber belehrt, daß dem das 8. Armeecorps commandirenden Könige von Westphalen weder Feigheit noch tactische Fehler vorgeworfen werden können, und daß derselbe lediglich aus Unmuth über die ihm vom Kaiser widerfahrene unwürdige Behandlung sein Commando niederlegte und in seine Staaten zurückkehrte.

Jerome war zum Feldherrn und zum Helden nicht geboren; es war auch gar nicht unsere Absicht zu beweisen, daß er bei den verschiedenen Anlässen Tapferkeit an den Tag gelegt habe, obgleich gewiß ist, daß er in den Schlachten von Ligny und Waterloo mit Bravour gekämpft und viel persönlichen Muth gezeigt hat; wir

wollten nur an einem Beispiel deutlich machen, wie grundlos und leichtfertig so manches Urtheil über den König und das Königreich Westphalen in die Welt hinausposaunt worden ist.*)

*) Es war unsere Absicht, einen zweiten Abschnitt der Regierungszeit des Königs Jerome und einen dritten den ferneren Schicksalen desselben zu widmen; wir müssen aber die Ausführung späterer Muse vorbehalten.

Gedichte

von

Reinhard Otto.

Waldlied.

Ob Wolken berſten, ob die Donner rollen,
Ob auch des Blitzes Gluth den Weg gefunden
Zu ihrer Bruſt: nicht achtend ihrer Wunden
Steht feſt die Eiche bei des Wetters Grollen.

Vom ew'gen Grün des Epheu's eng umfangen,
Daß zarte Arme ſanft die Wunden ſchließen,
Seh' ich ſie froh und ſtolz den Frühling grüßen
Mit neuer Zweige ſehnendem Verlangen.

Und wie die Lüfte durch die Blätter rauſchen,
Tönt mir ein Lied, das einſt auch ich geſungen,
Ein ſchönes Lied, das einſt auch ich geſungen,
Und ſchmerzerfüllt muß ich den Klängen lauſchen.

Von treuer Liebe bringt es mir die Kunde,
Die nimmer wankt, wie sich auch drohend thürmen
Des Schicksals Wolken, die nach Wellenstürmen
Mit sanfter Hand verschließt die tiefste Wunde;

In deren Armen Frühlingsblüthen sprießen
Dem Menschenherz mit ewig frischen Trieben —
Verstumme Lied! Tod ist das treue Lieben,
Und nur der Tod kann meine Wunden schließen.

Wanderlied.

Hinaus, hinaus, es glüht die Welt
Im Morgensonnenschein,
Die Berge dampfen und durch's Feld
Zieh'n lust'ge Melodein.

Sie singen mir ein Reiselied,
Mein Herz singt lustig mit,
Und wie ich wandre, grünt und blüht
Mir's froh bei jedem Schritt.

Bleib' nur daheim, Philisterthor
Fein still bei Deinem Weib,
Wieg' mit der Schlafmütz' auf dem Ohr
Dein Kind zum Zeitvertreib.

Dich ruft des Frühlings Grüßen nicht,
Der Lüfte lindes Weh'n,
Vor Deinem trüben Angesicht
Muß Lieb' und Luft vergeh'n.

Ein Herz nur, was macht froh und frei
Und voll von Liebesluft,
Ruft als Gespiel der Lenz herbei
An seine warme Bruft.

Hinaus, hinaus, es glüht die Welt
Im Morgensonnenschein,
Mit dir, o Lenz, durch Berg und Feld
In's weite Feld hinein!

Wunsch.

Dürft' ein Schmetterling ich sein,
Und als Blume weilen
Könntest Du im Sonnenschein:
Wollt' ich zu Dir eilen,

Sanft gewiegt von linder Luft
Mit den Blumen kosen,
Leben wenn der Frühling ruft,
Sterben mit den Rosen.

Abſchiedsſchmerz.

Umfängt die ſinkende Sonne
Die Erde zum letzten Gruß,
So fühl' ich auf meinen Lippen
Den glühenden Scheidekuß,

So ſeh' ich in jedem Strahle
Den letzten Liebesblick,
Den deine treuen Augen
Mir ſandten von fern zurück.

Seh' ich den Morgen die Blüthen
Des Frühlings glänzend bethau'n,
So glaub' ich die ſtillen Thränen
In deinen Augen zu ſchau'n;

Und wenn am Abend die Lüfte
Durch flüſternde Zweige geh'n,
So hör' ich wie Geiſterſtimme
Dein Lebewohl mich umweh'n.

So fühl' ich in jeder Stunde
Aufs Neue den Abſchiedsſchmerz
Und Friede kann's nimmer werden
In meinem verlaſſenen Herz.

Bis einſt auf meinem Grabe
Die Abendſonne glüht,
Bis meines Grabes Blüthen
Der Lüfte Hauch durchzieht!

Der Willitanz.

Sahſt Du wohl ſchon auf grünen Waldesmatten
Das üpp'ge Riedgras ſtehn in dunklen Kreiſen? —
Eil' ſchnell vorüber, Jüngling, dorten tanzen
Die Elfen nach geheimnißvollen Weiſen!

Und Bräute ſind zu ihrem Feſt geladen,
Die der Geliebte grauſam einſt betrogen
Und deren Herzen in der Blüthe brachen,
Weil Liebesſchwüre ihnen nur gelogen.

Nahſt Du dem Kreiſe, biſt Du ſchon verfallen,
Umſchlungen ſchnell von ihren Zauberketten,
Nichts kann aus dem geheimnißvollen Banne
Des Elfenfeſts den Sterblichen erretten.

Es reißen Dich die feenhaften Töne
Bezaubernd fort, und wie im Wirbelwinde
Treibt's Dich zum Tanz der Elfen, feſtumſchlungen
Von einem bleichen, myrthgeſchmückten Kinde.

Die Sinne ſchwinden, doch ſie läßt Dich nimmer,
Du haſt gelebt, wenn die Muſik verklungen,
Sie aber hat in Dir, die einſt verlaſſen,
Aufs Neue den Geliebten ſich errungen.

Konrad von Boineburg
(Kurt von Bemmelberg), der kleine Hesse,

von

H. L. Bezzenberger.

In einer der schönsten Gegenden Niederhessens, ohnweit der Werra, nicht fern von dem Weißner erheben sich auf einem über 1600′ hohen Berge, von dessen Gipfel man weit in die Berge und Thäler Thüringens und Hessens hinausschaut, die gewaltigen Trümmer der Boineburg.*) Ursprünglich der Sitz eines mächtigen Grafengeschlechtes, fiel sie später an das Reich und war namentlich ein Lieblingsaufenthalt des mächtigen Hohenstaufen Friedrich I. Im J. 1292 aber gab Kaiser Adolf dieselbe dem ersten Landgrafen von Hessen, Heinrich I., zu Lehen, nachdem dieser seine Stadt Eschwege, sonst auch eine Reichsstadt, dem Kaiser zu Lehen aufge-

---

Anm. Zu vorstehendem Lebensbilde sind außer anderen gedruckten Quellen insbesondere mehrere Aufsätze und briefliche Mittheilungen des Herrn Major a. D. Freiherrn von Boineburg-Lengsfeld zu Weiler mit dessen Erlaubniß benutzt worden.

*) Ursprünglich: Boumeneburg — Bomeneburg — Boimeneburg — Boymeneburg; später: Bömelburg — Bemmelburg — Bömmelburg — Bemmelberg; endlich: Boyneburg oder Boineburg.

tragen hatte, um die Würde eines Reichsfürsten zu erlangen. Freilich ertrugen die bisherigen Reichsburgmannen es sehr schwer, daß das Schloß aus dem unmittelbaren Reichsverbande treten sollte, doch endlich fügten sie sich und nahmen 1460 den ersten hessischen Lehnbrief an. Um diese Zeit aber war auch die Macht der zahlreichen Burgmannschaft bereits gesunken; die alten Geschlechter, sonst den Fürsten gleich an Besitz und Ansehn, konnten nicht mehr mit diesen in die Schranken treten; endlich sank auch die Burg, welche noch bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts bewohnt war, in Trümmer. Doch der Ruhm des Geschlechts, welches von derselben den Namen führt, hat sich nicht gemindert, und es findet sich unter den Nachkommen desselben manch ein glänzender Name von Männern, die im Dienste deutscher Reichsfürsten oder als Feldherrn und Räthe des Kaisers sich hohe Ehre erwarben und in Ansehn ihrer Thaten, ihrer Verdienste im Felde und Rathe, sowie durch ihre Gelehrsamkeit unter den ersten zählen.

Von einem dieser Männer nun wollen wir hier ein Bild geben, von **Konrad von Boineburg**, oder wie er bei seinen Zeitgenossen heißt: Kurt von Bemmelberg, Reichsfreiherr, kaiserlicher Kämmerer, geheimer Kriegsrath, Feldoberst über die deutschen Landsknechte, Pfandherr der kaiserlichen Graf- und Herrschaften Schälklingen, Ehingen und Berg in Vorder-Oesterreich. Der Sohn des hessischen Hofmeisters und Rathes Reinhard von Boineburg und der Katharina von Brandenstein, wurde er zu Bischhausen bei Eschwege wahrscheinlich 1487 geboren,*) in demselben Jahre, da das letzte allgemeine deutsche Turnier gehalten ward, und Kaiser Maximilian I. zur Wehr des Reiches die frommen Landsknechte aufbrachte, deren ruhmvoller Führer Konrad v. B. später

*) Andere geben mit minderer Wahrscheinlichkeit das Jahr 1494 als Geburtsjahr an.

werden sollte. So fällt die Jugend unseres Helden in eine Zeit, da die Keime zur Bildung der Zustände der „neueren Zeit“ in allen Richtungen mächtig der Entwicklung entgegenstrebten. Denn die Auflösung, welche seit dem 14. Jahrhundert in alle Verhältnisse eingedrungen war, war nicht zum Tode, sondern zu neuem Leben Dies zeigt sich unter anderem auch in der Umgestaltung des Kriegswesens. War auch mit Maximilian, dem letzten ritterlichen Kaiser, die militärische Bedeutung des Lehen-Ritterthums für immer gesunken, seitdem die Vervollkommnung der Feuerwaffen eine andere Kriegführung heischte, und die Kriegsschaaren der Bürger und Bauern in den bedeutendsten Schlachten den Ausschlag gaben: so fand doch auch bei der neuen Ordnung der Dinge der kriegstüchtige Adel einen vollen Wirkungskreis in der Führung der unter dem Namen der Landsknechte bekannten Söldner, mit deren Errichtung eine neue Periode deutscher Waffenrüstigkeit und deutschen Schlachtenlobes beginnt, das erst im 30jährigen Kriege mit so vielem anderem auf lange Zeit verloren geht.

Ueber die inneren ganz zünftigen Einrichtungen der Landsknechte zu reden, und wie sie zusammengebracht wurden, wie sie besoldet und bewaffnet waren, wie sie lebten u. s. w. zu schildern, ist hier nicht der Raum. Nur das sei gesagt, daß wir, wenn von Werbung die Rede ist, nicht an ein Werbesystem denken dürfen, wie es im vorigen Jahrhunderte im deutschen Reiche im Schwange war; daß also die Haufen nicht durch Verführung und Hinterlist der schlimmsten Art oder durch Gewalt zusammengebracht wurden, noch aus allerlei losem Gesindel, Galgenstricken und Gaunern bestanden. Mochten auch nicht alle die ehrlichsten sein, und besonders, wenn der Sold nicht gezahlt wurde oder die Haufen sich auflösten, mancher Frevel geübt werden; Spaniern, Italienern und Franzosen gegenüber gebührte ihnen doch wohl der Ehrentitel der „frommen Landsknechte“ auch noch in anderer Bedeutung als der

der tapfern. Darum gingen auch, zumal da Maximilian selbst gern zu Zeiten in Landsknechttracht einherging, manche Fürsten und Herren verständig auf die neue Art ein; war doch zumal durch Führung solcher Schaaren besserer Ruhm zu erwerben als durch Wegelagern und Raub. Freilich ein Recht auf die Führerstellen hatte der Adel nicht; es finden sich eben so viele nichtadelige Hauptleute, denn Tüchtigkeit und Verdienst entscheidet, nicht der Name. Und so entwickelte sich hier eine ganz neue Kriegskunst, denn jeder Vortheil im Kriegshandwerk, von Fremden erfunden, ward angenommen und mit deutschem Geschicke weiter ausgebildet. Ueberall waren die deutschen Landsknechte gesucht: in Frankreich und England, in Rußland und Schweden, in Neapel und Ungarn waren Deutsche die Kriegsführer, und in ihrer Hand ruhte die Entscheidung der Schlachten, obgleich ihre Thaten sich vielfach unserer Kunde entziehen, da die Fremden nur zu gern die Verdienste der Deutschen verschweigen und deren Ruhm sich selbst beilegen.

Einer der ausgezeichnetsten Führer nun solcher Landsknechthaufen war Konrad von Boineburg. In seinem 12. Jahre verließ er das elterliche Haus, um an dem Hofe des Herzogs Eberhard II. von Würtemberg Ritterbrauch zu lernen. Hier ward er — sei es, weil er einen längeren Bruder hatte, oder im Gegensatz zu Treusch von Buttlar (dem langen Hess) — der kleine Hesse genannt, unter welchem Namen er bei den Geschichtschreibern jener Zeit häufiger erwähnt wird, als mit seinem Familiennamen. Dort ward auch Eberhards Neffe, der Herzog Ulrich erzogen, den Konrad 1503 nach Innsbruck zum Kaiser Maximilian begleitete, welcher damals jenen in seinem 16. Jahre für majoren erklärte, damit er die Regierung seines Landes antreten könne. Mit Ulrich von Würtemberg that Konrad auch seinen ersten Waffendienst in dem pfalzbaierschen Erbfolgekrieg (Fladenkrieg) 1504, da Maximilian denselben samt dem Landgrafen Wilhelm II. von Hessen und dem Herzog Alexander

von Zweibrücken zu Vollstreckern der Reichsacht an Ruprecht vo der Pfalz ernannt hatte. Eben so begleitete Konrad den Herzog Ulrich 1508 in jenem übel angelegten Kriegszuge des Kaisers gegen Venedig, aus welchem Zuge Max schon nach kurzer Zeit nur Schaden und Spott heimbrachte. Freilich mochte auch das Reich wenig oder keinen Theil an des Kaisers Kriegen haben, die meist um leere, für Deutschland schädliche Ansprüche geführt wurden, zumal da Max in seiner Politik gar zu oft wechselte und seine Pläne ohne Berechnung seiner Geld- und Streitmittel machte. So war es auch mit dem Kriegszuge, welchen Max 1513 mit großer Heeresmacht, namentlich Schweizern, gegen Frankreich unternahm, dessen Feind er aus einem Bundesgenossen geworden war. Auch der Herzog Ulrich war mit einigen tausend Reitern in des Kaisers Sold getreten. Verwüstend drang dieses Heer, darunter auch Konrad von Boineburg, bis Dijon vor, hob aber, durch die betrügerischen Versprechungen des französischen Anführers la Tremouille vermocht, die Belagerung alsbald auf und wandte sich heimwärts. Wichtigere Dienste als auf diesen Zügen leistete Boineburg dem Herzog Ulrich in dem folgenden Jahre 1514. Denn gegen diesen, welcher damals schon seine Unterthanen auf's äußerste bedrückte, Bürger und Bauern durch Dienste, Lasten und Steuern preßte, den Adel durch Schuldenmachen und eigenmächtiges Verfahren erbitterte, erhob sich endlich das arme, zur Verzweiflung gebrachte Landvolk, und es kam zu dem Bauernkriege, welcher unter dem Namen des armen Konrad — kein Rath — bekannt ist. Nun ward zwar durch den Tübinger Vertrag der Willkürherrschaft des Herzogs gegen Prälaten, Adel und Städte ein Ziel gesetzt; aber für die Bauern ward dadurch nichts gewonnen. Und da diese sich zu demokratischen Bewegungen hatten verleiten lassen und wilde Greuel, ja wahrhafte Schreckensherrschaft über alle vermögenden Klassen ausübten, so wandten sich gegen sie die Waffen aller der anderen, und schon bald erlagen sie

dem Herzoge und seinen Helfern. Zum Danke für die in diesem Kampfe geleisteten Dienste belehnte Ulrich seinen Waffengefährten Boineburg mit der Burg Grafeneck. Als aber Ulrich seine Tyrannei immer weiter trieb und sich mit den greulichsten Unthaten befleckte; als er den Ritter Hans von Hutten, mit dessen Frau er auch nachher noch Buhlschaft trieb, mit eigener Hand ermordete: wandte auch Konrad v. B. mit dem übrigen schwäbischen Adel sich von dem Herzoge ab und trat in den schwäbischen Bund, welcher jenen dann 1519 landflüchtig machte, was er blieb, bis endlich Philipp von Hessen ihm, dem Gebesserten, wieder zu Land und Leuten verhalf. Freilich hatte Ulrich nach Konrads v. B. Abfall die diesem früher geschenkten Lehngüter wieder eingezogen, doch erhielt er dafür später von König Ferdinand I. reiche Entschädigung im Würtemberger Lande, und Ulrich mußte, als er sein Land wieder erhielt, diese Belehnungen anerkennen. Denn als Konrad v. B. sich von dem Herzog Ulrich abgewandt hatte, trat er in des Kaisers Dienst, und damit sehen wir ihn zu höheren Ehren, zu größerem Ruhme gelangen.

Von den verwickelten Verhältnissen der damaligen Politik jedoch und von den vielfachen Kriegen zwischen Karl V., in dessen Hand die ganze habsburgisch-spanische Macht vereinigt war, und Franz I., dem allerchristlichsten Könige und Bundesgenossen des schrecklichen Sultans Suleiman berühren wir hier nur das, was auf die Laufbahn unseres Helden von Einfluß war, wodurch wir dann doch mitten in die bedeutendsten Begebenheiten jener Zeit werden geführt werden.

Schon seit 1521 war Kaiser Karl mit Franz in Krieg verwickelt. Während der Zug gegen Frankreich, in die Picardie, unter Georg von Frundsberg und Friedrich von Fürstenberg mit den Landsknechten, Konrad v. B. unter ihnen, anfangs glänzend war, dann aber gänzlich scheiterte — der Rückzug aber war eine herr-

liche Kriegsthat —: kämpften auch die Franzoſen in Italien unglücklich. Da wandte ſich Lautrec, der franzöſiſche Anführer, nachdem er ſeine Streitkräfte von allen Seiten verſtärkt, gegen Mailand, dieſes in raſchem Angriffe zu nehmen. Doch Georg von Frundsberg, kaum aus den Niederlanden zurückgekehrt, eilte auf die Bitten des Kaiſers mit einer Schaar deutſcher Söldner zu Hilfe. Mitten im Winter, Februar 1522, überſtieg er das Wormſer Joch in Graubünden, einen damals auch in beſter Jahreszeit ſehr unwegſamen Paß; Boineburg bildete mit ſeinem Haufen die Vorhut. Glücklich gelangte man in die Ebene Lombardiens. Auf dieſe Kunde hin gab Lautrec die Belagerung von Mailand auf und wandte ſich gegen Pavia; aber auch hier mit ſchwerem Verluſte zurückgewieſen, ſuchte er nun durch künſtliche Bewegungen und Zögern die Abſichten der kaiſerlichen Generale zu vereiteln, die ihm aber mit ſcharfem Auge folgten und bei Bicocca, einem alten Jagdſchloſſe, ½ Meile von Mailand, feſte Stellung nahmen. Da verlangen Lautrec's Schweizer Söldner, voll Trotz auf ihre Unüberwindlichkeit, eine entſcheidende Schlacht, die franzöſiſchen Führer geben endlich dem ſtürmiſchen Andringen nach und beſtimmen den folgenden Sonntag, Quaſimodogeniti, 27. April 1522, zum Kampf der Entſcheidung (bei Bicocca). Wohl hatten die franzöſiſchen Anführer, die ein tüchtiges, kriegsgeübtes Heer, darunter 15,000 Schweizer, befehligten, kluge Anordnungen getroffen. Aber bei den Kaiſerlichen vereinigte ſich wälſche Kunſt mit deutſcher Streittüchtigkeit, und ſie harrten in feſter Ordnung des ſtürmiſchen Angriffs, welchen die Schweizer in hochmüthiger Verachtung des Feindes begannen. Als nun der fromme Frundsberg den ernſthaften Sturm merkt, redet er den Seinen zu, fällt mit allen auf die Knie und betet zu Gott, wie er immer that, um Sieg und Glück. Und ſogleich als die Schweizer in breiten Zügen heranſtürmen, gerathen ſie auch in das Feuer der Deutſchen und Spanier, welche kühn den Angreifern

entgegengehen. Konrad von Boineburg ist unter den ersten, welche in den verwegenen Feind eindringen. Da sinken Albrecht vom Stein, der tollkühne Oberst der Schweizer, und sein Lieutenant Arnold von Winkelried unter den Hellebarden der Deutschen, und mit ihnen 22 Hauptleute; da liegen mehrere tausend Eidgenossen erschlagen, und die übrigen können sich nur mit Mühe zurückziehen. Und vor allen sind es die deutschen Landsknechte, welche die Niederlage des französischen Adels und der Schweizer Bauern entschieden, denn die Reihen der Spanier waren von den Schweizern durchbrochen worden, und Frundsberg, den sie den „Leutfresser“ hießen, blieb der Schrecken der Schweizer. Lautrec aber zieht ab aus Italien, mit ihm der Rest der Schweizer. Daß Konrad v. B. an dem Siege bei Bicocca bedeutenden Antheil hatte, sehen wir daraus, daß der Kaiser ihn bald nachher zum Kriegsrath und Locotenente (General-Lieutenant) Georgs von Frundsberg ernannte. Lodi, Pizzighetone, Cremona werden darauf von den Kaiserlichen mit stürmender Hand genommen; selbst Genua, die feste, reiche Stadt erliegt diesem Schicksale und befriedigt die Beutegier der Spanier, Italiener und Deutschen, welche sich mit den Kostbarkeiten der Kirchen und Paläste bereichern und Sammet und Seide mit der längsten Elle, dem Spieße, messen. Hier, vor Genua, ward Konrad v. B., als er die Mauer stürmend ersteigen will, stark verwundet, und dies mag denn auch die Ursache sein, weshalb wir aus der nächsten Zeit nichts von demselben zu berichten haben. Erst im Herbste des Jahres 1524 finden wir ihn wieder im Felde.

Damals hatte König Franz persönlich ein gewaltiges Heer, Franzosen und Italiener, Schweizer und Landsknechte, nach Italien geführt, während des Kaisers Feldherren, der von Franz und dessen ränkesüchtiger, wollüstiger Mutter Louise von Savoyen schmählich behandelte, geächtete und nun auf des Kaisers Seite stehende Karl

von Bourbon und der Marchese Pescara Marseille vergebens belagerten. Raschen Zuges war Franz durch Piemont gerückt, um in der Besetzung Mailands seinen Feinden zuvorzukommen. Zwar Pescara war noch schneller; doch erkennend, daß er Mailand, wo die Pest wüthete, nicht behaupten könne, überließ er es den Franzosen und zog eilig ab. Statt ihn zu verfolgen, wandte sich Franz gegen Pavia und begann diese feste Stadt am 28. Oktober zu belagern. Doch auch die geringe Besatzung, darunter ein Haufen von 500 Deutschen unter Konrad v. B., von dem Spanier Anton v. Leyva befehligt, der auch im siechen Körper außerordentliche Kraft und Ausdauer trug, vertheidigte die Stadt mit dem ausdauerndsten Muthe, bis die versprochene Hilfe aus Deutschland herankäme. Innerhalb 4 Monaten unternahmen die Franzosen 13 Stürme, alle vergebens. Denn die Landsknechte hatten einen Eid geschworen: „klein oder groß, reich oder bloß, sich ritterlich zu wehren", und ihre Führer Konrad v. B., Sebastian Schärtlin, Kaspar von Frundsberg, Georgs Sohn, Eitel Friedrich von Hohenzollern, wetteiferten in Waffenfreudigkeit und Tüchtigkeit. So hörten denn auch die heftigen Angriffe der Franzosen bald auf, und an deren Stelle trat eine regelrechte Umlagerung, welche der Besatzung, die schon empfindlichen Mangel litt, große Sorge bereitete. Auch die Lage der anderen kaiserlichen Feldherren, welche mit aufgelöstem Kriegsvolke über die Adda gewichen waren, war schlimm genug, und schon freute man sich in Italien der Vernichtung der Deutschen und Spanier. Nur von Deutschland her, nur von Frundsberg war Rettung in der Noth zu erwarten. Und nachdem mit Mühe Geld von allen Seiten zusammengebracht worden war, ließ auch der Vater der Landsknechte, gedrängt von der Noth seiner Landsleute in Italien, namentlich der in Pavia, unter denen ja sein eigener Sohn war, gedrängt von der bitteren Verlegenheit des Erzhauses Oesterreich, da das deutsche Reich an dem Kriege keinen Theil

haben wollte, aber auch getrieben von Haß gegen den Pabſt, der wieder böſe Praktiken mit Franz I. angeſponnen hatte, nicht länger auf ſich warten. Freudig ſtellte ſich der edle Georg an die Spitze des geſammten deutſchen Fußvolks und zog, auf zahmem Maulthier reitend, mit einem ſtattlichen Heere im Januar 1525 durch Tirol über die Alpen. Bald merkte man im Lager der Kaiſerlichen den anderen Geiſt; Spanier und Deutſche ließen ab von ihren ungeſtümen Soldforderungen und wurden mit freudiger Kampfbegier durchdrungen, zum kühnſten Unternehmungsgeiſt erweckt. So rückte der Entſcheidungskampf vor Pavia am 24. Februar 1525 heran. Konrad v. B. führte am erſten ſeine Haufen über die Mauern des Thiergartens, und die Seinigen ſtritten unmittelbar mit König Franz und ſeinen auserleſenen Rittern. Vergebens war der Löwenmuth des franzöſiſchen Adels; das ritterliche Schwert vermochte nichts gegen die gemeine Kunſt ſpaniſcher Hakenſchützen und die Spieße der Landsknechte. Vergebens war auch die Aufopferung der ſchwarzen Banden; ſie alle bedeckten als Leichen die Wahlſtatt, ſo hatten die Landsknechte ſie wie mit einer Zange gepackt. Die Schweizer aber vermochten nirgends ſich zu halten. Und als nun König Franz von dem Grafen Niklas von Salm niedergeworfen ward, da hatten die Kaiſerlichen den ſchönſten, vollkommenſten Sieg erfochten; ganz Italien ward von Furcht vor des Kaiſers Gericht erfüllt.

Georg v. Frundsberg kehrte wieder über die Alpen heim; Konrad v. B. aber blieb in Italien, nachdem er mit dem Kaiſer eine neue Capitulation auf 3 Jahre abgeſchloſſen hatte. Doch wird uns ſein Name nicht eher wieder genannt, als in dem Treffen, welches die Kaiſerlichen unter G. v. Frundsberg, den man, von neuer Noth bedrängt, wieder nach Italien gerufen hatte, Ende November 1526 der päbſtlichen und venezianiſchen Armee unter dem Herzoge von Urbino vor Mantua lieferten. Dieſes Treffen koſtete Italien durch Frundsbergs glücklichen Schuß ſeinen beſten

Heerführer, Giovanni de' Medici und brachte den Pabst Clemes VII., welcher, aller Ränke voll, mit Venedig, Mailand, Florenz und England einen neuen Bund geschlossen hattte, zu welchem auch Franz I. allen in Madrid geschworenen Eiden zum Trotz getreten war, in die äußerste Verlegenheit. Aber Verträge schienen damals in Italien nur geschlossen zu werden, um sie desto schneller wieder zu brechen. So erklärte denn auch der Pabst, der ja schon Franz I. seiner in Madrid geschworenen Eide entbunden hatte, den in der Noth geschlossenen Stillstand für erzwungen, kam aber nun sowohl von Neapel als von Mailand her durch die Kaiserlichen ins Gedränge. Von dem Vicekönige von Neapel freilich erlangte er einen neuen Waffenstillstand und war darauf hin so thöricht, seine Truppen, welche er ebensowenig als der Kaiser die seinigen zu bezahlen vermochte, zu entlassen. Nicht so leicht aber war Karl von Bourbon, welcher bisher im Mailändischen stand, zu gewinnen. Denn in dessen aus Spaniern und Deutschen — diese unter G. v. Frundsberg — bestehenden Armee war der Geldmangel auf das Aeußerste gestiegen, die Soldrückstände höher und höher angewachsen und weder Aussicht, daß der Kaiser die Söldner befriedigen, noch daß aus dem ausgesogenen Lande die nöthigen Summen gezogen werden konnten.

So stattlich die Kriegsmacht des Kaisers in Italien war, so konnten doch seine Feldherren, so lange den Forderungen der Söldner nicht Genüge geleistet worden, nichts mit derselben ausrichten; auch die deutschen Landsknechte, oft von den Wälschen hintergangen, von ihren eigenen Mitkämpfern, den Spaniern, übervortheilt, wurden immer schwieriger. Endlich mochten die Söldner, welche an allem dem Nöthigsten Mangel litten und jetzt gar von ihren Führern sich betrogen glaubten, die Unzufriedenheit nicht länger verhalten. In wilder Wuth, mit furchtbarem Gebrülle volle Löhnung fordernd, stürmten Spanier und Italiener gegen Bourbon's Zelt; doch er hatte sich zu rechter Zeit in Frundsbergs Herberge

geflüchtet. Auch die Deutſchen waren, von dem Taumel angeſteckt, zuſammengelaufen, ſchrieen nach Geld und wollten ohne Bezahlung keinen Schritt weiter ziehen. Nur auf kurze Zeit ließen dieſe, die Spanier aber gar nicht ſich beruhigen. Alle Bemühungen, Geld zu erborgen, ſcheiterten. Frundsberg berief alſo die ganze Gemeine der Landsknechte und hielt eine Anſprache an ſeine „lieben Söhne und Brüder.“ Aber obgleich er milde und ernſtlich ſprach, „daß er ſollte einen Stein bewegt haben,“ ſo machten doch ſeine Worte keinen Eindruck auf die erbitterten Gemüther, ſondern alle riefen nur Geld! Geld! ja ſenkten die Spieße gegen ihre Hauptleute. Da brach der Schmerz die rieſige Natur dieſes Mannes, lautlos ſank er auf eine Trommel nieder und verfiel bald in ſchwere Krankheit. Doch nun ergriff Scham und Trauer die Deutſchen; auch die Spanier und Italiener, durch Unwetter verhindert, fortzuziehen, ließen ſich, da man ſie nothdürftig befriedigte, willig finden, und Alle erklärten, Karl von Bourbon folgen zu wollen. Frundsberg aber hatte das Commando niedergelegt und ſeinen Locotenenten, Konrad von Boineburg zum oberſten Anführer der deutſchen Haufen verordnet. Hieraus können wir entnehmen, daß Konrad v. B. eine große Bedeutung unter den deutſchen Führern gehabt habe, und dürfen alſo wohl ſchließen, daß er auch an den kriegeriſchen Unternehmungen einen wichtigeren Antheil gehabt habe, wo ſein Name nicht ausdrücklich genannt wird. Für die nächſte Zeit aber tritt er in den Vordergrund.

Karl von Bourbon mußte durchaus vorwärts, wollte er anders das unbeſchäftigte Heer zuſammenhalten; und was er that, entſprach den Wünſchen des Kaiſers. Nur die Greuel nicht, mit welchen Bourbons Heer ſeinen Weg in den Kirchenſtaat bezeichnete.*) Aber

*) Eine ausführliche Darſtellung des Zuges und der Thaten vor und in Rom findet ſich in **Barthold** Georg von Frundsberg oder das

kein Feldherr in der Welt würde das Heer, wie die Verhältnisse einmal waren, von Raub und Brand haben abhalten können. Noch hätte Pabst Clemens VII., ein Mann voll Geiz und tückischer Arglist, immer schwankend zwischen Krieg und Frieden, der durch sein Wort wie durch Wortbruch so viel Unheil über Italien und ganz Europa gebracht hatte: noch hätte er das schlecht vertheidigte Rom retten können. Aber die günstige Zeit verstrich, und von Stunde zu Stunde wuchs die Gefahr, welche Niemand in Rom in ihrem ganzen Umfange erkannte. Schon am 5. Mai 1527 stand Bourbon, welchem das italienische Bundesheer auf dem Fuße nachfolgte, mit seinen furchtbaren Haufen vor Rom. Wollte er nicht die doppelte Gefahr bestehen, so mußte der Sturm alsbald unternommen werden. Also rückten Spanier, Italiener und Deutsche schon am 6. Mai in der Frühe des Tages, durch dichten Nebel gegen die Mauern der ewigen Roma. Den Deutschen war rechts des Torrione — der heutigen Porta de' Cavalli leggieri — ihr Sturmplatz angewiesen. Konrad von Boineburg schickte einen verlorenen Haufen von 5 Fähnlein voraus. Nicht mit Sturmleitern versehen, bedienten sie sich in Eile zusammengeraffter Bretter oder banden Gartenhürden und Gitter mit Weidenruthen zusammen. Doch der erste Sturm mißlang. Als Konrad die wiederholte fruchtlose Anstrengung erkannte, schickte er den zweiten Sturmhaufen, 10 Fähnlein unter den bewährtesten Hauptleuten, gegen die stark mit Schützen besetzte Mauer. Ungebrochenen Muthes laufen die Deutschen bei der steilen Pforte San Spirito an, während die Spanier links vom Torrione Stunde um Stunde sich abmühen und der Prinz von Oranien, ein anderer fürstlicher Abenteurer, an der Spitze des dritten Sturmhaufens bei der Porta pertosa ver-

---

deutsche Kriegshandwerk zur Zeit der Reformation. Hamburg, Perthes. 1833. S. 416 ff.

geblich arbeitet. Da, als ein neuer Angriff der Spanier zurückgeschlagen wird, springt Karl v. Bourbon, dem nur die eine Wahl zwischen Sieg oder Tod bleibt, vom Pferde, ergreift eine Sturmleiter und eilt todesentschlossen den Schamerfüllten voran. Indem er schon die Leiter ersteigt, trifft ihn eine Kugel und er empfängt da, wo Schenkel und Bauch zusammenstoßen, eine tödtliche Wunde. Er sinkt und läßt sich forttragen. Die Spanier aber erneuern den Kampf mit furchtbarem Ungestüm. Doch noch ist hier die Entscheidung fern, als den Deutschen, welche mit solcher Verzückung vorwärts drangen, daß etliche aussagten: „Gott sei ihnen im Nebel vorausgegangen und habe sie über die Mauern gezogen," ihr Wagestück bereits gelungen ist. Die Pforte San Spirito wird gesprengt und Konrad v. B. trifft sogleich Maßregeln, den Spaniern Luft zu machen.

Während Clemens VII. in der sixtinischen Capelle zugleich den Himmel mit Gebeten bestürmt und machtlose Bannstrahlen gegen seine Feinde sendet, haben diese in wenigen Stunden den Sitz der Hierarchie eingenommen, und in derselben sixtinischen Capelle haucht Bourbon um Mittag desselben Tages seinen Geist aus. Der Pabst war mit wenigen Cardinälen und der nächsten Dienerschaft durch einen verschlossenen Corridor in die Engelsburg entkommen; bald spielten von da auf Befehl des verblendeten Mannes die Kanonen von neuem und erinnerten die Kaiserlichen, was noch zu thun sei. Sogleich wurden die zerstreuten Haufen gesammelt und Kriegsrath gehalten. Als man in demselben überlegte, ob man sofort die Erstürmung der Stadt vollenden oder den kommenden Morgen erwarten solle, war Konrad v. B. der einzige, welcher gegen die spanischen und italienischen Befehlshaber für das erste stimmte, indem er darauf hinwies, daß der Herzog von Urbino zum Entsatze der Stadt heranrücke. So ward der augenblickliche Sturm beschlossen. Konrad ordnete also seine Fähnlein und ließ ausrufen, bei Lebens-

ſtrafe ſolle Niemand zum Plündern aus Reihe und Glied treten. Und willig gehorchten die Knechte ſo klugen und kräftigen Maßregeln; ohne Sättigung und Ruhe zu ſuchen, gingen ſie zum Kampfe, um die noch übrige Stadt einzunehmen. Doch diesmal wartete ihrer nicht ſo blutige, mühevolle Arbeit, denn Schrecken und Angſt hatte ſich der Soldaten und Bürger von Rom bemächtigt. Von allen Seiten drangen die Kaiſerlichen, die deutſchen Hauptleute und allen anderen Konrad von Boineburg voran, denn Keiner wollte dahinten bleiben, ſiegreich vor, und noch vor Einbruch der Nacht waren ſie Herren der Stadt.

So ward faſt in denſelben Tagen, da Philipp der Großmüthige die erſte evangeliſche Univerſität in Marburg ſtiftete, als ein Bollwerk gegen die Geiſtesdeſpotie des Pabſtes, unter der Führung eines Heſſiſchen Vaſallen, eines treuen Sohnes der römiſchen Kirche, der irdiſchen Gewalt des Pabſtes auf Jahrhunderte hin eine unheilbare Wunde geſchlagen. Denn nirgends faſt iſt darnach ein päbſtliches Kriegsheer, mit dem Schmachnamen infamia di milizia belegt, mit Ehren auf einem Schlachtfelde erſchienen.

Wie nun nach eroberter Stadt von den ergrimmten Schaaren, die kein Führer im Zaum hielt, denen ſeit Monaten Rom als Siegespreis zu Beute und Luſt vorgeſchwebt hatte, die um ſolches Preiſes willen Entbehrungen aller Art im Kampf und auf dem Marſche Monate lang erduldet hatten, dort gehauſt worden ſei, das läßt ſich in kurzen Worten nicht ſchildern. Seit der gothiſchen und vandaliſchen Eroberung hatte Rom ſolche Tage nicht geſehen wie dieſe, die als le sac de Rome bezeichnet werden, in denen aber römiſche Schriftſteller ſelbſt ein wohlverdientes göttliches Strafgericht ſahen. Doch zur Ehre der meiſt lutheriſchen deutſchen Landsknechte wird berichtet, daß ſie im Morden innehielten, als der Kampf gegen den Feind es nicht mehr forderte, daß ſie nicht, wie Spanier und Italiener, in zügelloſer Beute- und Wolluſtgier ſo unmenſch-

liche Greuel übten, sondern erst, nachdem sie Sättigung für lange unbefriedigten Hunger und Durst gesucht hatten, nach Geld und Geldeswerth trachteten, wie der Kriegsgebrauch es erlaubte, und auch da noch den unglücklichen Einwohnern Roms von dem Gewonnenen wieder mittheilten. Manche deutsche Führer bereicherten sich außerordentlich, so Schärtlin von Burtenbach. Georg von Frundsberg, welcher damals noch in Ferrara weilte, schickten die Hauptleute eine Schale von feinem Golde, mit durchsichtigen Beryllen geschmückt und mit 400 Ducaten gefüllt, als Beutepfennig. Konrad's von Boineburg einzige Siegesbeute war ein — sonst wunderthätiges — Marienbild, das er aus den Händen der plündernden Landsknechte rettete, und welches er später der Pfarrkirche zu Eroldsheim bei Memmingen schenkte, wo es sich noch befindet.

Erst am 5. Juni kam mit dem endlich verzagenden Pabste, nach manchen vergeblichen Unterhandlungen, während welcher das Unglück der Stadt sich nur vergrößerte, ein Vertrag zu Stande, den auch Konrad v. B. unterzeichnete. 400,000 Goldscudi sollte der gefangene Pabst zahlen, um der Feinde ledig zu werden, dieselbe Summe, um welche er 2 Monate früher gemeinsam mit dem reichen Florenz den Fluch des Krieges hätte abwenden können. Am 8. Juni wehte die kaiserliche Fahne von der Engelsburg, deren Besatzung zunächst Deutsche bildeten. Doch die Gefahr war noch nicht ganz vorüber. Denn der Pabst konnte jene Summe nicht sofort aufbringen, Versprechungen und Bürgen aber wollten die Söldner nicht annehmen, und die Deutschen erklärten, sie würden die Stadt nicht eher verlassen, als bis sie volle Bezahlung erhalten hätten. Nur auf kurze Zeit ward der Friede hergestellt: denn da die Zahlungen dann nur langsam und in schlechter Münze erfolgten, erhob sich neuer Aufruhr, so daß Philibert v. Oranien, welcher nach Erstürmung der Stadt durch stillschweigende Uebereinkunft als Generalissimus an Bourbon's Stelle getreten zu sein scheint, eilig

floh, um nur sein Leben zu retten. Auch Konrad v. B. sah sein Ansehen bei den Landsknechten schwinden, ward in seiner Herberge überfallen und entritt den Haufen, welche, Mord und Brand drohend, den Pabst endlich zu eiligeren Anstalten schreckten. Aber auch diese zeigten sich wieder betrüglich; überdieß nahmen mehrere von den Städten, wo die Haufen Quartier finden sollten, um nur aus der „stinkenden Mördergrube“ — die Pest wüthete schon seit mehreren Wochen in Rom — zu kommen, dieselben nicht auf. Von neuem tobte der Aufruhr; den Führern ward mit dem Tode gedroht. Zum zweiten Male mußte Konrad, der sich wieder herzugewagt hatte, die Flucht ergreifen, als die Tobenden zerstörend in sein Zelt drangen. Bald aber kehrte er, jedoch erst nach feierlich ausbedungenem sicherem Geleite zurück, berief die ganze Gemeine der Landsknechte und erklärte; „er sei bereit, sich gegen jede Klage zu rechtfertigen; da aber bereits zum vierten Male während seines Commandos sein Leben auf dem Spiele gestanden, so wolle er sein Locotenentenamt niederlegen und sie möchten einen andern wählen, unbeschadet jedoch der Rechte des Herrn Georgs.“ Diese Rede verfehlte nicht ihren Zweck und brachte die Störrigen, welche schon mehrere Tage nichts zu essen gehabt hatten, zur Besinnung. Sie entschuldigten sich und baten ihn, ferner ihr Anführer zu bleiben, für Bezahlung Sorge zu tragen und ihr Versprechen der Treue und des Gehorsams entgegenzunehmen.

Darauf setzte das Heer den Marsch fort und kam vor Narni, welches aber den Einlaß weigerte und die Kriegsfahne auf die Mauer steckte, dafür jedoch von demselben Schicksal wie Rom heimgesucht wurde. Nicht lange, so waren die Vorräthe in Narni aufgezehrt; darum und weil überdies aus Rom von den dort zurückgebliebenen Haufen schlimme Botschaft eintraf, verlangten die Knechte, wieder nach Rom geführt zu werden. Als Konrad v. B. dieses standhaft verweigerte, sagten sie ihm abermals den Gehorsam auf

wählten einen Ausschuß von 20 Hauptleuten, welche ihre Interessen wahren und sie führen sollten, und zogen, von 17,000 auf 5000 Mann zusammengeschmolzen, ein abenteuerlicher, räuberartiger Haufen, den 23. September wieder gen Rom, wo nun nichts ihren Plünderungen und Ausschweifungen Einhalt thun konnte. Unterdessen war aber auch der Vicekönig von Neapel gestorben, und dieser Umstand verzögerte abermals die Erlösung des Pabstes und die Befriedigung der Deutschen. Auch war ein neues französisches Heer unter dem Marschall von Lautrec über die Alpen gekommen und die Kriegsfackel leuchtete wiederum über dem unglücklichen, ausgeplünderten, an allen Orten von der furchtbaren Seuche heimgesuchten Italien. Das vermochte die zerstreuten Deutschen, nach und nach zu ihren Fähnlein nach Rom zurückzukehren. Da sie aber einsahen, daß ohne ein deutsches Oberhaupt noch weniger zu erlangen sei, so baten sie Konrad v. B., das Commando doch wieder zu übernehmen. Dieser ließ sich dazu auch willig finden und schloß darauf, nachdem die Deutschen allein die Bewachung der Engelsburg übernommen hatten, mit dem Beirathe der vornehmsten Hauptleute, am 15. November einen neuen Vertrag mit dem Pabste, durch welchen die von dem Kaiser bewilligte Befreiung desselben an die Zahlung von 108,160 Goldkronen, der Abzug aus dem Kirchenstaate aber an die Bedingung geknüpft ward, daß zuvor die völlige Soldzahlung mit 449,489 Goldkronen erfolgt sei. Zur Sicherheit wurden Bürgschaften und Geiseln gegeben. Als aber dennoch wieder die erste Frist ohne Zahlung vorüberging, brach auch der Sturm der Knechte gegen ihre Hauptleute, von denen sie sich hintergangen glaubten, von neuem los. Konrad von Boineburg verließ Rom noch in der Nacht und fand eine Zuflucht in dem Schlosse **Rocca di Papa**, wohin auch die übrigen Hauptleute sich begaben, so daß die Deutschen in Rom eine Zeit lang ganz ohne Führer waren, und Rom unter ihren Drohungen er-

zitterte. Da trat endlich der Cardinal Pompeo Colonna ins Mittel und es gelang ihm, die Landsknechte vorläufig zu befriedigen. Diese forderten ihre Hauptleute wieder zu sich und gelobten Gehorsam und Treue im Dienste des Kaisers. Die Engelsburg ward nun den päbstlichen Söldnern übergeben, die römischen Obrigkeiten traten wieder in ihr Amt. Der Pabst aber, scheu vor den Blicken seiner Peiniger, zog es vor, wenige Stunden vor dem zu seiner Befreiung angesetzten Termine heimlich aus seinem Kerker zu entweichen. Freilich wurden auch jetzt die festgesetzten Zahlungsfristen nicht immer eingehalten und konnten es nicht werden, wodurch die Leiden der Römer nur um so länger dauerten. Deshalb begehrten die Landsknechte, deren Dienstzeit abgelaufen war, ihre Abschiedsbriefe und verhehlten gar nicht, daß sie sich in den Sold der Liga begeben wollten, in deren Diensten schon andere deutsche Haufen waren. Diesem zuvorzukommen, eilten der Prinz v. Oranien, der nach Rom zurückgekehrt war und das Obercommando wieder übernommen hatte, und Konrad v. B. im Anfang des Jahres 1528 nach Neapel, stellten dem Statthalter Hugo von Moncada die Gefahr vor und kehrten an dem bestimmten Tage mit bedeutenden Summen zur Tilgung des letzten rückständigen Soldes zurück. So ward denn endlich dem armen Kriegsvolke der sauer erworbene Lohn zu Theil, und am 17. Februar 1528 sah die verödete Weltstadt ihre Peiniger, die Gebeine Karls v. Bourbon mit sich führend, in Eilmärschen nach Neapel ziehen, in der Absicht, Lautrec zuvorzukommen. Von dem einst so zahlreichen Heere waren nur noch 5600 Mann übrig.

Konrad v. B. war es, auf dessen Rath man beschloß, sich mit den Franzosen nicht in eine offene Feldschlacht einzulassen, sondern sich in die Stadt Neapel, die noch in den Händen der Kaiserlichen war, zu werfen, um dieselbe, welche bald zu Wasser und zu Land angegriffen ward, für den Kaiser zu erhalten. Daß die kaiserliche Flotte unter dem Marchese del Guasto von der französischen

oder eigentlich genueſiſchen unter Philipp Doria, dem Sohn des Andreas Doria, geſchlagen wurde, war kein ſo großes Unglück für die Kaiſerlichen; denn del Guaſto, der gefangen worden war, fand Gelegenheit zu unterhandeln und Doria auf die Seite des Kaiſers zu ziehen. Ueberdieß kam nach Entfernung des widerwilligen Spaniers mehr Einheit in das Commando, welches weſentlich in den Händen Konrads v. B. lag, wenn auch Philibert v. Oranien es dem Namen nach führte. Zugleich aber fanden während dieſer Zeit der Umlagerung Tauſende der Franzoſen in Folge der durch Mangel und Klima verurſachten Seuchen vor Neapel ihr Grab; auch Lautrec ſtarb. Nur mit einem kläglichen Reſte wandte der Marcheſe di Saluzzo, der an Lautrec's Stelle trat, ſich von Neapel zurück. Boineburg übernahm an der Spitze der deutſchen Landsknechte ſeine Verfolgung. Saluzzo ward bei Averſa ereilt, geſchlagen, verwundet und als Gefangener nach Neapel gebracht, wo er bald an ſeinen Wunden verſchied.

Auf ſolche Weiſe war Italien endlich dem Kaiſer wieder gewonnen, die Liga vernichtet, Frankreich zu Schanden geworden. Vier Heerhaufen, deren einen Konrad v. Boineburg befehligte, durchſtreiften die Halbinſel, dieſelbe ganz dem Kaiſer zu ſichern, zu deſſen Vortheil denn auch die Friedensſchlüſſe zu Barcellona und zu Cambray im Sommer 1529 den unſeligen Krieg endigten, welcher ſo viele Opfer gekoſtet, Italien ſo unſägliche Leiden auferlegt hatte.

Nur die Republik Florenz wollte ſich dem ungünſtigen Schiedsſpruche des Kaiſers nicht fügen und gedachte, auch allein ihre Freiheit mit den Waffen zu vertheidigen. Allein der Kaiſer ſchickte ſeine beſten Truppen in das Gebiet von Toscana. Auch hier leiſtete Konrad v. B. unter Oranien's Obercommando wieder weſentliche Dienſte, indem er ſowohl durch Einſicht und Erfahrungen auf die kriegeriſchen Unternehmungen einwirkte, als auch die Zwietracht ſchlichtete, welche noch immer zwiſchen Oranien und del Guaſto herrſchte,

und die oft genug jeden glücklichen Erfolg hinderte, so daß die Florentiner 5 Monate lang glücklich kämpften. Doch am 2. Aug. 1530, als Karl V., vorher vom Pabste zu Bologna zum Kaiser gekrönt, bereits nach Deutschland gegangen war, erlitten die Florentiner eine vollständige Niederlage, welche sowohl Ferrucci, einem Anführer der Florentiner, als auch Philibert v. Oranien das Leben kostete. So nahm denn auch dieser Krieg, welcher Florenz Millionen gekostet, ganz Toscana verödet hatte, ein Ende; die Florentiner ergaben sich.

Nun konnte auch Konrad v. B. nach Deutschland zurückkehren — nur 1500 der Landsknechte sahen die Heimath wieder —, um mit der kaiserlichen Kammer wegen der vielen Forderungen, die er aus den italienischen Feldzügen zu machen hatte, abzurechnen. Der Kaiser, welcher sich noch auf dem Reichstage zu Augsburg aufhielt, verpfändete ihm dafür die Herrschaften Schälklingen, Ehingen und Berg in Vorder-Oesterreich.

Von Augsburg begleitete Konrad v. B. den Kaiser nach Köln, wo dessen Bruder Ferdinand zum römischen Könige erwählt ward. Dieser bestellte ihn hier am 2. Januar 1531 zu seinem Rathe und Diener als Feldhauptmann über 12,000 Landsknechte, welche er gegen die Türken führen sollte. Denn diese drangen wieder einmal Donau aufwärts heran. Mord und Brand bezeichnete ihren Weg, Schrecken ging vor ihnen her, Wehklagen folgte ihnen nach. Schon schien der Weg nach Wien ihnen offen, da hemmte das Städtchen Güns ihren Siegeslauf, und Suleiman, durch Mangel an Lebensmitteln, die erlittenen Verluste und andere Gründe vermocht, wandte sich wieder rückwärts. Nur einzelne türkische Truppenabtheilungen streiften weiter, verheerend, plündernd, mordend. So Kasim Beg, welcher am 19. September 1532 von den Reichstruppen unter dem Pfalzgrafen Friedrich als oberstem Feldhauptmann — Boineburg hatte die Ausgänge der Thäler des Wiener Waldes, durch welchen

Kasim Beg bei Baden herausbrechen wollte, besetzt; Schärtlin von Burtenbach trieb die Feinde ihm entgegen — so empfangen wurde, daß nur wenige von seinen Rennern und Brennern entkamen.

Wenn wir bis jetzt unseren Helden fast immer als siegreichen Anführer kennen gelernt haben, so mußte er doch auch einmal eine recht schlimme Niederlage erleiden. Dies geschah im Jahre 1534, als er an der Spitze von 17 Fähnlein Landsknechte das Herzogthum Würtemberg gegen den Landgrafen Philipp von Hessen vertheidigen sollte, der nach so vielen vergeblichen Vermittlungsversuchen entschlossen war, seinem Vetter Ulrich das Land seiner Väter mit Waffengewalt wieder zu gewinnen. Der Landgraf, welcher selbst das Commando führte und seinen Gegnern an Mannschaft überlegen war, der aber auch wohl wußte, daß bei dem fast tollkühnen Unternehmen alles auf einen glücklichen Ausgang des ersten Schlages ankam, hatte so zweckmäßige Anstalten getroffen, daß die Kaiserlichen unter dem Pfalzgrafen Philipp, der einst so wacker gegen die Türken gefochten hatte und jetzt österreichischer Statthalter über Würtemberg war, und unter Konrad v. Boineburg am 12. Mai 1534 bei Lauffen am Neckar vollständig geschlagen wurden. Beide Feldherren wurden, der Pfalzgraf lebensgefährlich, verwundet und entgingen nur mit Mühe der Gefangenschaft.*) In wenigen Tagen hatte der Landgraf das ganze Herzogthum den Kaiserlichen entrissen und drang bis an die Donau vor. Aber auch diese Niederlage Boineburg's hatte ihre welthistorischen Folgen; denn sie hat nicht wenig dazu beigetragen, daß Karl V. seine Pläne, Deutschland in einen

*) Ein Spottlied auf die Schlacht bei Lauffen enthält folgende Strophe:

„Der lange und der kurze Hess'
Die fingen auch an zu fliehen;
Der Stanser floh auch aus der Eff',
Da mußten die Landsknecht' ziehen."

Theil der habsburgisch-spanischen Monarchie zu verwandeln, nicht ausführen konnte.

Im Anfang des Jahres 1536 bekam Konrad v. B. aus Neapel von Kaiser Karl den Bestallungsbrief, 8000 Mann Fußvolk zu dem bevorstehenden französischen Kriege zu werben, und da man vernommen, daß der dänische König Christian III. nach der Eroberung Kopenhagens und Beendigung der sog. Grafenfehde so viel Fußvolk entlassen wolle, diese zu übernehmen. Dies Vorhaben aber zerschlug sich nach dreimonatlichen Schreibereien, weil Christian III. fürchtete, der Kaiser möchte, als Schwager des gefangenen Königs Christian II., das Volk gegen ihn selbst verwenden. Darauf erlaubte der Kurfürst Johann Friedrich v. Sachsen, durch welchen mit dem Könige von Dänemark unterhandelt worden war, daß Konrad den Werbeplatz in seinen Landen aufschlage. Und nicht lange, so waren 11 Fähnlein Landsknechte angeworben. Konrad aber eilte nach Italien zu dem Kaiser, welcher bereits am 5. April 1536 nach Rom gekommen war, von Pabst und Volk mit großen Feierlichkeiten empfangen und wegen der Eroberung von Tunis als Besieger der Ungläubigen gepriesen. Als der Kaiser hier nach altem Herkommen auf der Tiberbrücke den Ritterschlag ertheilte, war Konrad v. B. der erste vor allen Fürsten und Herrn, Deutschen und Wälschen, welchen er zum Ritter schlug. Der Kaiser soll gesagt haben: „Derjenige, der Rom erobert, solle auch zuerst den Lohn der Tapferkeit aus seinen Händen empfangen.“ So ward Konrad v. B. eques auratus. Das Schwert, mit welchem der Kaiser ihm den Ritterschlag ertheilt hatte, war bis 1635 im Besitze der Boineburgschen Familie; bei der Plünderung durch die Croaten in jenem Jahre ging es verloren.

In dem Kriege, welchen der Kaiser noch 1536 gegen Franz I. unternahm, scheint Konrad v. B. mit jenen Fähnlein Landsknechte, die er geworben, nach den Niederlanden geschickt worden zu sein,

während der Kaiser persönlich die Hauptmacht, dem Rathe seiner Generale und den früher gemachten Erfahrungen zum Trotze, durch Piemont in das südliche Frankreich führte. Doch können wir von Konrad von B. weder aus dem J. 1536 noch aus 1537, in welchem in den Niederlanden glücklich gegen die Franzosen gekämpft wurde, etwas Besonderes berichten. Wir erfahren nur, daß er stark verwundet worden sei. In einem Briefe an den Herzog Wilhelm von Baiern, welcher ihm sein Beileid bezeigt hatte, und dem er dafür dankt, d. d. Brüssel 4. Septbr. 1537 erzählt er, wie er 11 Wochen lang regungslos auf dem Rücken habe liegen müssen, ehe die fünfzehn Knochensplitter aus dem Arme hätten genommen werden können.

Nach geschlossenem Frieden ernannten ihn die herzoglichen Brüder Wilhelm und Ludwig von Baiern zu ihrem Rathe. Diese verpfändeten ihm auch für 8000 Gulden, die er ihnen vorgestreckt, die Schlösser und Städte Friedberg und Rain, wohin auch Konrad sich begab, und wo er bis 1546 blieb. Doch wurde die Ruhe, deren er sich hier erfreute, zweimal, durch den türkischen Feldzug von 1542 und den französischen von 1544, unterbrochen.

Der Krieg gegen den Sultan Suleiman, in dessen Gewalt sich ganz Ungarn befand, war 1541 von neuem entbrannt und eine der schwersten Sorgen für König Ferdinand. Dieser berief also den Reichstag zu Speier 1542 mit dringender Mahnung um Türkenhilfe. Auch wurde, da man den Evangelischen Zugeständnisse machte, einstimmig beschlossen: „zur Rettung des christlichen Blutes und gemeinen Vaterlandes und zu ersprießlichem Widerstande gegen gemeiner Christenheit Erbfeind, den Türken, die beharrliche Türkenhilfe also vorzunehmen, daß der Türke durch eine Feldschlacht besiegt und Ungarn wieder erobert werde.“ So kam ein gewaltiges Kriegsheer zu Stande. Kurfürst Jodchim II. von Brandenburg, dem es aber an allen zu solcher Führung nöthigen Eigenschaften

fehlte, stand als Generalissimus an der Spitze, ihm zur Seite 8 Räthe, deren einer Konrad von Boineburg. Dieser erhielt auch den Oberbefehl über 84 Fähnlein Fußvolk. Anfangs machte man glückliche Fortschritte, man rückte bis vor Pest. Als hier die Frage entstand, ob man Ofen oder Pest zuerst belagern solle, entschied sich der Kriegsrath gegen die Ungarn für die sofortige Belagerung von Pest, und namentlich wird bemerkt, daß der kleine Hesse diesen Beschluß hervorgerufen habe. Demnach ward die Belagerung sofort unternommen. Am 29. Septbr. 1542 kämpfte das deutsche Fußvolk unter Konrad v. B. glücklich mit den Janitscharen, welche in die Stadt zurückgetrieben wurden. Am 3. Oktober ward mit 40 Geschützen Bresche geschossen, und der Sturm begann, die Italiener und Ungarn voran, die Deutschen unter K. v. B. als Reserve. Letztere aber leisteten wegen der zwischen ihnen und den italienischen Truppen bestehenden Uneinigkeit wenigen Beistand, und das ganze Unternehmen schlug fehl. So getheilter Rath und Unfähigkeit des Oberbefehlshabers hinderten Einheit und Erfolg der That. Schon am siebenten Tage trat das vielköpfige Belagerungsheer den Rückmarsch an, und die 8000 Belagerten blieben Sieger über die 80,000 Belagerer mit ihren 8 Räthen; diese zogen zum Spotte der ganzen Christenheit heim.

Lange Ruhe aber war Konrad v. B. auch jetzt nicht vergönnt; denn der Kaiser, diesmal mit Heinrich VIII. von England verbündet, war bereits seit 1542 in seinen vierten Krieg mit Franz I. verwickelt. Während nun der König von Frankreich 1544 seine Kräfte hauptsächlich gegen Italien richtete, faßte der Kaiser den kühnen Gedanken, jenen in seiner eigenen Hauptstadt zum Frieden zu zwingen. Mit einem 50,000 Mann starken Heere, bei welchem sich Konrad v. B. mit 22 Fähnlein befand, zog Karl über Luxemburg nach Frankreich. Dizier, bei dessen Belagerung Konrad v. B. unter des Kaisers Augen commandirte, ward genommen, desgleichen

Epernay und Chateau-Thierry; Meaux von Konrad, der nur noch 15 Fähnlein hatte — denn Dizier hatte dem Kaiser viele Leute gekostet — erstürmt, Soissons eingenommen, und schon glaubten die Deutschen, Paris so nahe, die fast wehrlose Stadt, in welcher bereits die größte Verzweiflung herrschte, mit leichter Mühe nehmen zu können. Da schloß der Kaiser, vom Könige von England in Stich gelassen und nicht mehr stark genug, um allein den Krieg im feindlichen Lande fortzuführen, am 18. September 1544 mit Franz I. den Frieden zu Cresphy. Die meisten Haufen wurden abgedankt und entlassen. Konrad v. B. aber folgte dem Kaiser zuerst nach Brüssel, dann zu dem Reichstage nach Worms 1545. Denn jetzt endlich konnte der Kaiser, wenn er auch das Pfaffenthum nicht so ganz um jeden Preis herstellen wollte, daran denken, das kaiserliche Ansehen im Reiche wieder herzustellen und den Anmaßungen des Schmalkalder Bundes entgegenzutreten, um so vielleicht dem Ziele näher zu kommen, daß er Deutschland ganz dem habsburgischen Hause sichere.

Alle die Verwickelungen, welche damals Deutschland verstrickten, führten endlich den s. g. Schmalkaldischen Krieg herbei. Ehe derselbe ausbrach, wurde Konrad v. B. mehrmals mit Botschaften vom Kaiser und dem römischen Könige an den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen, die Bundeshäupter geschickt, ohne jedoch etwas auszurichten. Daß aber Konrad in diesem Kampfe auf Seiten des Kaisers stand, darüber dürfen wir uns nicht wundern, da er nicht nur schon so viele Jahre in des Kaisers Diensten war und dessen Sache als die gerechte ansehen mochte, sondern auch keineswegs der evangelischen Lehre zugethan war und überdies seine hessischen Lehen, Antheil an Schloß Boineburg und Zubehör schon früher an seine Brudersöhne abgetreten hatte.

Als aber Konrad v. B. im August 1546 das Städtchen Rain am Lech, in welchem er mit so geringer Mannschaft lag, daß er

daſſelbe nicht gegen einen Angriff Schärtlins behaupten konnte, den Schmalkaldnern übergab, wurde er von dem Kaiſer als des Verſtändniſſes mit ſeinen Feinden verdächtig auf einige Zeit in Verſtrickung gelegt. Durch Verwendung und Aufklärung des Herzogs Wilhelm von Baiern jedoch wurde jeder Verdacht bei dem Kaiſer gehoben, und Konrad genoß wieder das volle Vertrauen deſſelben.

Anderes wird uns aus dieſem Feldzug in Süd-Deutſchland — Ingolſtädter Zug — von Konrad v. B. nicht erzählt. Daß dieſer Zug, und aus welchen Gründen er einen für die Schmalkaldner ſo üblen Ausgang nahm, iſt bekannt. Das ganze Oberland war in den Händen des Kaiſers; Philipp von Heſſen kehrte in ſeine Lande zurück, nachdem er dem Kurfürſten von Sachſen den gröſten Theil ſeiner Truppen übergeben hatte. Beider Sache ſchien verloren. Der Kaiſer konnte ſchon den verbündeten Fürſten die härteſten Bedingungen für ihre Unterwerfung vorſchreiben.

Noch im Herbſte deſſelben Jahres 1546 kam Konrad v. B. nach Heſſen, um dem Landgrafen die Bedingungen vorzulegen, unter welchen der Kaiſer ihm verzeihen wolle, nämlich der Landgraf ſolle 1) Herzog Heinrich von Braunſchweig in ſeine Fürſtenthümer wieder einſetzen, die Feſten darin wieder aufbauen und allen Schaden erſetzen, 2) die Grafſchaft Katzenelnbogen an den Grafen von Naſſau zurückgeben, 3) ſeine eigenen Feſten zerbrechen und 4) die Klöſter und Stifter wieder mit Ordensperſonen beſetzen und die davon geriſſenen Grundſtücke und Gefälle wieder zurückgeben. Der Landgraf aber erklärte erſt ſchriftlich, dann auch in einer perſönlichen Zuſammenkunft, darauf könne er unmöglich eingehen. Darauf erwiderte Konrad, ſo habe der Kaiſer, ſein allergnädigſter Herr, ihm befohlen, dem Landgrafen zu ſagen: „er möge dann den Kaiſer für keinen gnädigen ſeiner Perſon anſehen.“ Zugleich unterhandelte Konrad v. B. mit dem heſſiſchen Adel, unter welchem er ja viele Verwandte hatte. Er hatte nämlich bei dem Kaiſer angehalten,

daß er seine Ungnade nicht auch auf den hessischen Adel werfen möge, der ja aus Vasallenpflicht dem Aufgebote des Landgrafen habe Folge leisten müssen. Der Kaiser hatte diese Bitte gewährt unter der Bedingung, daß der Adel sich nicht vom Landgrafen zur Vertheidigung seiner Festen gebrauchen lasse. Konrad ließ also den kaiserlichen Beschluß dem Adel kund werden, worauf dieser gegen Ende des Jahres ohne Wissen des Landgrafen eine Zusammenkunft zu Rotenburg hielt. Was aber hier beschlossen wurde, ist nicht bekannt. Bald, nachdem Konrad v. B. aus Hessen zurückgekehrt war, mußte er als einer der kaiserlichen Commissarien nach Stuttgart, um die Huldigung der Einwohner dieser Stadt im Namen des Kaisers anzunehmen, nachdem der Herzog Ulrich von Würtemberg sich gänzlich vor dem Kaiser gedemüthigt hatte. Darauf im folgenden Frühjahre begleitete er den Kaiser auf dem Feldzuge gegen den Kurfürsten von Sachsen und nahm Theil an der Schlacht bei Mühlberg, welche den ganzen Krieg beendigte und für die beiden Bundeshäupter die traurigsten Folgen hatte. Von da ging er nach der Grafschaft Mansfeld mit dem Befehle, dieselbe zu unterwerfen; aber erst nach einer hartnäckigen Vertheidigung des sächsischen Commandanten Albrecht von Leibziger eroberte er 15. Juni 1547 das Schloß Mansfeld. Der Graf Albrecht von Mansfeld ward geächtet und verlor seine Besitzungen. Mit einem Theile davon, dem Schlosse und Amte Rotenburg an der Saale ward Konrad v. B. vom Kaiser für die ihm geleisteten Dienste belehnt, mußte dies aber später, als der Graf von Mansfeld von der Acht befreit wurde und sein Land wieder bekam, gegen eine Entschädigung an baarem Gelde zurückgeben.

Als Moritz von Sachsen, der Vertraute und Zögling des Kaisers am 24. Februar 1548 zu Augsburg feierlich mit der Kurwürde und dem Erz-Marschallamte belehnt wurde, war Konrad v. B. einer der drei Ritter, welche bei dem Aufzuge hinter dem

neuen Kurfürsten hergingen, wahrscheinlich weil er durch das Schloß Manstädt bei Weimar ein Vasall desselben war.

Nachdem Konrad v. B. dann noch mit zwei anderen vom Adel im Auftrag des Kaisers einen, aber vergeblichen, Versuch gemacht hatte, die Streitigkeiten zwischen den Bischöfen von Würzburg und Bamberg und dem berüchtigten Wilhelm von Grumbach zu schlichten: begab er sich auf seine Herrschaften in Vorder-Oesterreich und blieb daselbst bis zum Anfang des Jahres 1552, in welchem er während des „Fürstenkriegs" mit Bewilligung des Kaisers die Vertheidigung der Reichsstadt Ulm übernahm. Denn diese wollte sich den verbündeten Fürsten nicht anschließen, weder ihre Thore öffnen, noch Geld zahlen. Und tapfer vertheidigte Konrad die seiner Obhut anvertraute Stadt sowohl gegen den Kurfürsten Moritz als gegen den rohen und wilden Markgrafen von Brandenburg-Kulmbach, welcher das Berauben und Ausplündern der Schwächeren noch immer für adelig-ritterliches Thun hielt und auch hier vor Ulm Morden und Brennen ärger trieb, als die Türken. Als dieser auch die Feste Helfenstein genommen hatte, zog Konrad auf Befehl des Kaisers am 4. August mit 8 Fähnlein und 300 Reisigen von Ulm aus gegen denselben und belagerte die Feste so, daß die Besatzung schon nach 6 Tagen nach einem Verlust von 300 Todten sich auf Gnade und Ungnade ergab.

Kaum hatte der Friede zu Passau diesem Kriege ein Ende gemacht, so traf der Kaiser auch ernstliche Anstalten zum Kriege gegen Heinrich II. von Frankreich, welcher ihn schon 1551 in Italien angegriffen, die ihm, „dem Schützer Germaniens und seiner gefangenen Fürsten," von deutschen Reichsfürsten überlassenen Städte bereits besetzt hatte und Straßburg an sich reißen wollte. In Ulm schloß sich Konrad v. B. mit 25 Fähnlein an den Kaiser an und trat wieder in dessen Dienst. Aber wenn auch Karl an der Spitze eines bedeutenden Heeres im offenen Kampfe siegreich war, so

konnte er, überdies krank an Podagra, Metz, welches er vom 22. Oktober bis 26. Dezember 1552, also in rauher, ungesunder Jahreszeit, belagerte, nicht bezwingen, da Mangel und Krankheit mehr als die Hälfte seiner Truppen hinweggerafft hatte. Und Frankreich behielt seinen Raub bis auf diesen Tag. Der Kaiser wandte sich nach den Niederlanden, wohin Konrad v. B. mit seinen nur noch 10 Fähnlein zählenden Fußknechten ihm folgte. Mit stürmender Hand nahm er am 21. Januar 1553 Hesdin (Neuhendin). Darnach finden wir Konrad v. B. noch einmal im Felde, indem er an einem der glorreichsten über die Franzosen erfochtenen Siege Theil nahm, bei St. Quentin, 8. August 1557, wo er mit spanischen und deutschen Truppen, sowohl Fußvolk als Reiterei, das befestigte Lager deckte. Als aber auch dieser Krieg 1559 durch den Frieden zu Chateau-Cambresis beendigt worden war, begab sich der greise Kriegsheld auf seine Besitzungen in Vorder-Oesterreich und verlebte hier die letzten Jahre seines thätigen, abenteuervollen Lebens in Ruhe, indem er sich hauptsächlich auf dem Schlosse Schälklingen aufhielt, wo er auch am 29. Juni 1567 starb und in der Pfarrkirche daselbst begraben ward.

Zu wenige einzelne Züge liegen uns aus dem Leben Konrad's von Boineburg vor, als daß wir ausführlich über seinen Character urtheilen könnten. Doch geht aus Allem hervor, daß er eben so sehr ein schneller Degen voll Kühnheit und Thatenlust, wie ein besonnener Feldherr, daß er auf dem Schlachtfelde, wie sonst immer — wie Barthold im v. a. B. sagt, eine kecke, heitere Natur, voll Leben und Genußliebe, „ein geschwinder Spieler in Würfel und Karten," freimüthig und witzig war. In dem Lager vor Florenz gewann er Philibert von Oranien alles Geld ab, welches dieser von dem Pabste erhalten hatte, um den rückständigen Sold der Landsknechte zu zahlen. Auf dem Reichstage zu Augsburg gewann er von dem Landgrafen Philipp sehr viel Geld, und dieser blieb ihm noch

1000 Gulden schuldig, worüber er eine Verschreibung erhielt. — Als einmal bei einem glänzenden Gastmahle einer der fürstlichen Gäste sagte: „die Fürsten hätten auch im Himmel ihre Sessel und Stühle, auf denen sie nach diesem Leben ihrem Stande und Hoheit gemäß sitzen würden", und sich dann mit den Worten an Konrad wandte: „Ist's nicht wahr, Herr Kurt?" antwortete dieser: „Ja, gnädiger Herr, ich habe es auch gehört, daß die Sessel da sein sollen; aber der mehrere Theil gar sehr bestäubt, also daß der Staub höher denn spannbick darauf liegt."

Konrad's Wahlspruch war: „**Ist das endt gutt, so ist es alles gutt,**" wie derselbe auf seinem Commandostab in Elfenbein ausgelegt war.

Verheirathet war Konrad von Boineburg mit Susanne von Neuhausen, Witwe von Hans Freiherrn Schenk von Winterstetten. Mit dieser erzeugte er einen Sohn, ebenfalls Konrad geheißen, welcher sich in den Kriegen Maximilians II. und Rudolfs II. auszeichnete und als kaiserlicher Oberst der Reiterei vor Troyes 1591 blieb. Dieser wurde in den Reichsfreiherrnstand erhoben, und seine Nachkommen, reichbegütert durch alte Erbbesitzungen und später erkaufte Herrschaften, haben als Freiherrn von Bemmelberg, deren letzter, Alois von Bemmelberg, auf der westphälischen Grafenbank saß, bis 1827, in welchem Jahre der männliche Stamm ausstarb, in Schwaben geblüht.

Ein sehr gutes Portrait Konrads v. B. findet sich in **Jacob Schrenk von Nozingen Augustissimorum Imperatorum, Serenissimorum Regum etc. descriptiones etc. Oeniponti. Agricola. 1601 fol.**

Hans Hoose und Landgraf Karl.

Eine Schwälmer Geschichte

von

Karl Schmitt.

Vorbericht.

Wenn ich auch voraussetzen kann, daß alle hessischen Landsleute die Schwälmer und ihr Land, sei's durch mündliche oder schriftliche Kunde, sei es durch eigene Anschauung, längst schon kennen, so läßt sich doch bei den auswärtigen Lesern dieser Blätter dies nicht voraussetzen. Für diese denn nur die folgenden wenigen Erläuterungen.

An der oberen Schwalm, in der Umgegend der altheſſischen Festung Ziegenhain, siedelt ein Bauernstamm, der durch eigenthümliche Tracht und Sitte, durch ein besonderes Gepräge des Charakters vor den angrenzenden ober- und niederhessischen Bauern scharf sich auszeichnet. Dies sind die nach dem eben erwähnten Flusse genannten Schwälmer. In einer Anzahl Dörfer wohnen dieselben allein für sich; in anderen Ortschaften sind andere Bauern neben ihnen ansässig, mit denen sie jedoch in der Regel keine Ehen

schließen und die sie überhaupt als ihnen ebenbürtig nicht ansehen. Im Ganzen mag der Stamm der Schwälmer etwa 10,000 Köpfe zählen.

Die Tracht ist originell und malerisch; wer von Reutern's Genrebilder kennt, bedarf keiner Beschreibung dieser Kleidung. Die Männer, fast alle über Mittelgröße hinausragend, tragen abwechselnd die bunte, kugelförmige Pelzmütze mit Gold besetzt oder den hochkrempigen mächtigen Hut auf dem Haupte, dessen Haar lang über die Schultern herabwallt; dazu den weißlinnenen Rock, die bunte Weste, die mit den charakteristischen „Hosenbändeln" versehenen kurzen Hosen. Die Frauen und Mädchen erscheinen im knappen knopfbesetzten Mieder mit kurzen, nur zum Knie reichenden Rocke, bei festlichen Veranlassungen mit einer Menge solcher verschieden gesäumten Röcke, davon der eine immer ein wenig kürzer ist, als der folgende. So sieht man den ganzen Reichthum der Kleidung auf einen Blick. Eine flache Bandmütze, bei Festen die uralte kronenförmige „Schapel" bedeckt das Haupt. Alle Einzelheiten der Tracht zu schildern ist hier nicht der Ort; mag daher das Vorstehende, was wenigstens das Hauptsächliche angiebt, genügen.

Stolz auf seine Abstammung als Schwälmer, Streben nach Reichthum, Vorliebe für Schmuck der Häuser und schöne Rosse, dabei ein fester männlicher Sinn zeichnet den Bauern dieses Stammes aus.

Von den vielen Eigenheiten in der Sitte, welche bei ihm sich bewahrt haben, will ich hier nur der Tänze erwähnen, welche dem Schwälmer eigen sind und davon der hauptsächlichste ebenfalls wieder der Schwälmer genannt ist. Ein anderer, der s. g. Siebensprung, ist nicht mehr im Gebrauche.

Die nachfolgende Geschichte ist unter den Bauern des Schwalmgrundes sehr verbreitet und hat ihren guten historischen Grund,

worüber die anmuthige Erzählung von Dr. Schantz in der Justi'schen Vorzeit (Jahrgang 1824. S. 250 ff.) verglichen werden mag.

Ein Näheres über den Stamm der Schwälmer werde ich vielleicht später einmal in einer besonderen Arbeit zusammenstellen.

I.

Wie Landgraf Karl den Hans Hoose zu Leimbach zuerst besuchte.

Kühl ist die Nacht, scharf geht der Wind,
Vom Himmel Regen niederrinnt
Wohl auf das weite Stoppelfeld;
Am Waldessaum' ein Reiter hält,
Der lauscht hinab ins dunkle Thal.
Verhüllet ist des Mondes Stral,
Kein Menschenlaut tönt weit und breit
Und längst ist Mitternacht die Zeit.

Der Reiter sagt: „Wie ich mag späh'n —
In solcher Nacht bleibt Nichts zu sehn;
Wohl übernacht' ich heut' im Frei'n
Statt in dem Schloß zu Ziegenhain!"

Noch einmal reitet langsam er
Am Waldesrande ab und auf
Und späht, ob nicht zu schauen wär'
Im Thal des Flusses Schlangenlauf;
Doch bald kehrt er das Rößlein um,
Steigt ab und sagt: „So sei es drum!" —

Da plötzlich schallt von fern' ein Tritt,
Der Reiter lauscht und schaut empor;
Ein Lied dringt aus dem Wald hervor,
Im Takt begleitend jeden Schritt:

„Wo seid ihr hin, ihr Sternelein?
Wo bargst du dich, du Mondenschein?
Wer weist mir auf dem dunklen Steg,
Wer weist mir nun zum Lieb den Weg?"

„Das Herze pocht, das Herze spricht:
Den Mond, die Sterne brauchst du nicht;
Ich führ' dich ja auf deinem Steg,
Zur Liebsten ist so leicht der Weg!"

Und als das Lied gesungen war,
Stellt gleich sich auch der Sänger dar:
Hervor er aus den Büschen bricht
Und sieht zuerst den Reiter nicht,
Im Nachtwind weht sein langes Haar,
Der Reiter hält ihn an und spricht:

„Ei, grüß dich Gott, du froher Gesell!
Du singst um Mitternacht so hell,
Daß man vergessen möcht' die Nacht!
Du weißt den Weg — das sagt dein Lied,
Doch ich verirrt' mich auf der Jagd:
Sag mir, wohin der Pfad sich zieht,
Komm' mit — es wird dir gut gedacht!" —

Der And're ſagt: „Ich will nicht Lohn,
Wenn ich Euch führen ſoll den Pfad:
Was ich bedarf, beſitz' ich ſchon
Und zieh' mir's neu mit jeder Saat;
Die Saat, die iſt des Bauern Gold —
Doch ſagt mir, Herr, wohin Ihr wollt?"

Der Reiter drauf: „Müd' bin ich ſehr,
Das Nächſte mir das Liebſte wär':
Ein Lager, gut um drauf zu ruhn,
Wär's auch nur Stroh, erſehn' ich bald;
Den ganzen Tag ſchweift' ich im Wald,
Da ſoll mir ſüß der Schlummer thun!"

Der Bauer ſchreitet ſtill voran
Und langſam folgt der Reitersmann;
Da eben vor ein Mondſtral bricht,
Schaut er des Bauern Angeſicht,
Das war ſo trotzig, war ſo ſchön,
Wie er wohl lange keins geſehn! —

Da ſo ſie eine Zeit gewallt,
Gebell von fern herüberſchallt,
„Dort, guter Herr, dort kehr'n wir ein!"
Der Führer zu dem Reiter ſpricht;
„Seht Ihr das kleine, helle Licht?
Von wo es blitzt, der Hof iſt mein
Und dorten ſollt mein Gaſt Ihr ſein!" —

Noch eine Zeit — ſo ſteht das Paar
Am großen Thor' und pochet an;
Bald wird von innen aufgethan
Und Wirth und Gaſt geborgen war.
Das Rößlein find't im Stalle Raſt,
Im weichen Bett der fremde Gaſt,
Bis daß der helle Morgen kam
Und ihn aus Schlummers Armen nahm.

„Fürwahr, mein Wirth, es ruht ſich gut
In deinen weichen Kiſſen aus!
Wohl hätt' ich länger gern geruht,
Doch treibt es nun mich raſch nach Haus.
Bis zu dem Schloß zu Ziegenhain
Wie weit noch mag's zu reiten ſein?" —

„O Gaſt, ſo ſeid Ihr von dem Schloß?
Das Schloß iſt nah' — bald ſeid Ihr dort
Mit Eurem flinken, braunen Roß,
Drum reitet mir ſo früh nicht fort!
Erſt ſollt Ihr trinken von dem Wein,
Den ich zur Hochzeit mir geſpart,
Gleichviel, ob man zu Ziegenhain
Im Keller beſſer'n aufbewahrt.
Es giebt dem Gaſt der Bauersmann
So gut er's hat, ſo gut er's kann!" —

Und als ſie ſitzen vor dem Krug,
Erzählt der Wirth von ſeinem Schatz:
„Seht, was mir's auch an Gütern trug —

Für's beſte Gut war lang noch Platz!
Ich pflanzt' und ſät' und war allein,
Halb ſchien umſonſt mir, was ich that —
Doch nun iſt bald die Liebſte mein,
Für zwei nun reifet meine Saat!
Herr Reiter, auf — nehmt Euer Glas!
Für meine Elsbeth trinket das!" —

Zuſammen ſtieß das heit're Paar,
Der Reiter lobt des Bauern Wein,
Sie ſchenken Beide wacker ein,
Bis daß der Krug zu Ende war.

„Zu Hof nun reiten muß ich ſchnell —
Mein Wirth, wie heißt dein Name, ſprich?"
„„Hans Hoof' von Leimbach heiße ich —
Und wer biſt du, mein Hofgeſell'?"" —

„Hans, ſagt der Reiter, komm' herein
Bald in das Schloß zu Ziegenhain;
Dort ſei mein Gaſt — das Schloß iſt mein!
Mein Name — magſt du ihn nicht vergeſſen —
Mein Nam' iſt Karl, Landgraf zu Heſſen!"

II.

Wie Hans Hoose den Landgrafen zur Hochzeit ladet.

Im Herbste zog zu fröhlicher Jagd
Gar oft der edle Landgraf aus:
In Ziegenhain, dem festen Haus,
Ward da für ihn Quartier gemacht.
Von dort dann schweift er weit hinaus,
Hell schallt das Horn, die Büchse kracht:
Oft konnt' ihn in den wald'gen Gründen
Sein Jagdgesind' nicht wieder finden.

Gern ruht er unerkannt, allein,
In nied'rer Hütte dann sich aus:
Des Volkes Lust und Leid und Pein
Vernimmt er in des Bauern Haus;
Und was er hört, nimmt er in Acht
Und ist zu helfen stets bedacht. —

Acht Tage floh'n seit jenem Tag,
Als er getrunken Hoose's Wein:
Da tönt vom Schloßhof Hufenschlag,
Ein flinker Reiter sprengt herein;
Der sitzet ab, die Diener nahn:
„Was willst du, Bauer, sag' uns an?" —
„„Geht hin und saget eurem Herrn,
Der Hoos' von Leimbach säh' ihn gern!"" —

Er sprach so voller Zuversicht,
Die Diener gehn, wie er gebeut;

Bald steht er schon im Saale licht,
Schaut Fürstenpracht und Herrlichkeit.
Doch das verwirrt ihm nicht den Sinn,
Gar fröhlich schaut er vor sich hin,
Bis eine Thüre sich erschließt
Und ihn der Landgraf freudig grüßt.

„Willkommen nun in meinem Haus,
Willkommen, Hans, mein guter Wirth!
Ha, warlich stattlich siehst du aus,
Von Gold die Mütze blitzt und flirrt —
Und sprich, was soll der Busenstrauß?“ —

„Mein gnäd'ger Landgraf zürnet nicht,
Mit einer Bitte nah' ich Euch!
Zwar Gut und Geld begehr' ich nicht —
Gott machte schon mich lange reich;
Doch hab' ich eine Bitte groß,
Die deutet an der große Strauß:
Ich komm' von meiner Liebsten Haus,
Die herzt' ich heut' auf meinem Schooß;
Und da wir von der Hochzeit sprachen,
Von unſ'rer Gäste Freud' und Frommen —
Da fiel mir ein, auch Euch zu sagen,
Ihr möchtet gnädig zu mir kommen;
Drum steckt' ich an den bunten Strauß
Und ritt zu Eu'rem festen Haus!“ “ —

Der Landgraf hört ihn voller Luſt:
„O Hans, ich komme — glaub' es mir!

Und hätt' ich nur den Tag gewußt,
Von selbst gekommen wär' ich dir!
Auch mein Gemahl will mit ich bringen,
Sie liebt das Singen, Tanzen, Springen:
Gut ist ihr in Erinnerung
Der Schwälmer noch und Siebensprung!"*)

Und drauf mit süßem span'schen Wein
Läßt Landgraf Karl den Hoof' sich laben;
Er spricht mit ihm vom Sonnenschein,
Vom Regen, von der Saat Gedeih'n
Und von des Herbstes reifen Gaben.
Voll Wonne sprengt nach Trunk und Schmaus
Der Hans, der Bräutigam, nach Haus. —

Ein Hofmann aber trat danach
Zu Landgraf Karl, gar süß und fein
Und dieses war es, was er sprach:
„Durchlaucht'ger Herr, Ihr habt am Rhein
Durch Eurer Waffen Zauberschein
Den Reichesfeind zurückgeschlagen,
Weit habt Ihr Euren Ruhm getragen —
Was kann Euch nun der Bauer sein,
Der eben Euch sich durfte zeigen?
Vergleich' ich Euch dem mächt'gen Rhein,
Mag er kaum einem Bache gleichen!" —

Der Landgraf spricht: „Von wo erhält
Der mächt'ge Strom die mächt'ge Flut?

*) Volkstänze im Schwalmthal.

Manch' Wässerlein rinnt durch das Feld
Und Feld und Wiese tränkt es gut;
Und weiter fließt's mit andern Bächen
Vereint zum Flusse durchzubrechen,
Und dieser führt in stolzer Ruh'
Dem Strome tausend Bäche zu!

Wenn Ihr das Gleichniß habt verstanden,
So scheltet mir den Bauern nicht,
Und sprechet, was der Landgraf spricht:
„Er ist der Kern von unſ'ren Landen!"" —

III.

Wie Hans Hoose Hochzeit hält und die Frau Landgräfin küßt.

O Schwälmer Land, wie bist du schön
Mit deinen Wiesen, deinen Feldern,
Umschlossen von den sanften Höh'n,
Umkränzt von frischen Buchenwäldern!
Durchs grüne Thal die Antreff*) rinnt,
Der Schwalm geschwindes, heit'res Kind:
Bald wird sie unter Murmeln, Rauschen
Mit ihrer Mutter Grüße tauschen!

Von Dörfern voll ist rings das Thal,
Manch' hoher Giebel schaut durch's Grün;

*) Nebenflüßchen der Schwalm, welches bei Zella mündet.

O sieh', wie in der Sonne Stral
Die blanken, runden Scheiben glühn!
Und welch' Geschlecht in diesen Auen,
Wie hoch, wie kräftig anzuschauen!
Bald fesselt Dich der Dirnen Fülle
Und bald der Männer Prachtgestalt:
So raget in der Berge Stille
Die Tanne unter'm nied'ren Wald!
Ja, wer dich je gesehn, gekannt —
Gern' denkt er dein, du Schwälmer Land,
Und gerne wird er die Gestalten
Der deinen im Gedächtniß halten! — —

Zu Leimbach heut' ist Hochzeitsmahl,
Der Apfelgarten ist der Saal;
Da sitzt der Gäste bunte Menge
Um Braut und Bräutigam gereiht:
Schon künden helle Geigenklänge,
Es sei nun bald zum Tanze Zeit.

Der Langraf Karl und sein Gemahl
Erheben sich von ihren Sitzen,
Zu Ende ist das Freudenmahl —
Doch hell der Dirnen Augen blitzen:
Jetzt kommen Tänze ohne Zahl!

O schau das fröhliche Gedränge!
Die Schwälmer Mädchen, bunt geputzt,
Hofdamen, zierlich aufgestutzt,
Der Ritter und der Bauren Menge;
Der Landgraf hier im Fürstenglanz,
Mit seiner Elsbeth dort der Hans! —

Zum Kreiſe ſchließt ſich nun die Schaar;
Es tanzt beim froh'ſten Klang der Geigen
Nun Braut und Bräutigam den Reigen,
Im Winde weht das lange Haar.
Die Bänder ihrer Sträuße fliegen!
Wie ſie ſich wenden, drehen, wiegen!
Zuletzt ruft Alles jauchzend laut:
„Vivat der Hoof' und ſeine Braut!" —

Und weiter geht's mit Luſt und Springen
Mit Geigenſchall und Gläſerklingen;
Der Landgraf hat ſo freien Mut
Und ſein Gemahl, es tanzt ſo gut!

Hans Hooſe ſpricht: „Herr Landgraf mein,
Die eine Ehre wollt mir geben:
Die Frau Landgräfin tanzt ſo fein —
Mit i h r laßt mich im Reigen ſchweben!" —
„Geh' hin zu ihr," der Landgraf ſpricht,
„Wenn ſie Dich mag — ich wehr' es nicht!" —

Nun iſt ein Tanz im Schwälmer Land,
Den lieben Burſch und Maid vor Allen:
Du reichſt der Tänzerin die Hand,
Du ſchwingeſt ſie nach Wohlgefallen;
Doch bei dem erſten Stilleſtand
Muß ſie zum Kuß die Lippen reichen
Und darf dabei nicht blöd ſich zeigen:
„K ü ß - S ü ß c h e n" wird der Brauch genannt. —

Hans Hooſe ſpricht: „Herr Landgraf mein,
Ich bin bekümmert im Gewiſſen;
Bei dieſem Tanz muß überein
Der Tänzer ſeine Täng'rin küſſen
Heut' iſt die Frau Landgräfin mein
Bei dieſem ſchönſten aller Reigen —
Und darf der Kuß gewaget ſein,
So wollt mir's gnädig nicht verſchweigen!" —

Der Landgraf drauf mit Lachen ſpricht:
„Wenn ſie es will — ich wehr' es nicht!
Doch mußt ob meiner Eherechte
Von mir erkaufen Du den Kuß,
Und da nur wohlfeil iſt das Schlechte,
So hör', was man mir zahlen muß.
Für dieſes hohe Maaß von Gnaden
Mußt zahlen Du eine Metz'*) Dukaten!" —

Der Hooſe ſagt: „Gut, Herr, es gilt!
Ich werd', was Ihr verlangt, entrichten!" —
Und die Landgräfin hold und mild
Führt er zum Tanze nun in Züchten.
Doch bei dem erſten Stilleſtand
Faßt keck ſie Hans bei ihrer Hand
Und drückt nach guter Schwälmer Sitte
Den Kuß auf ihres Mundes Mitte!
Laut jauchzt er: „heut' meine Hochzeit iſt
Und meine Herrin hab' ich geküßt!" —

*) Metze — ein heſſiſches Fruchtmaaß.

Als endlich ſcheint der Mond ins Thal
Bricht auf der Landgraf von dem Feſte,
Noch glüht vom Tanz ſein ſchön Gemal,
Hans Hooſe dankt auf's Allerbeſte.
Der Landgraf aber ruft ihm zu:
„Hans, denk ich laſſ' Dir keine Ruh' —
Die Metz' Dukaten, die Du verſprochen,
Erwarte ich nach zwanzig Wochen. —"

IV.

Wie Hans Hooſe den Kuß bezahlt.

Zu Caſſel in dem Schloſſe ſitzt
Der Landgraf Karl in tiefem Sinnen
Und merkt nicht, wie die Stunden rinnen;
Sein klares Auge flammt und blitzt,
Er brütet über hohen Planen
Sieht weh'n im Geiſt der Seinen Fahnen!
Der Reichsfeind iſt im Niederland,
Namür iſt in der Feinde Hand,
Und mahnend ſcholls zu ihm herauf:
„Du Held von Rheinfels breche auf!" —
Da plötzlich wird es draußen laut,
Er hört im Hofe lautes Schrein:
„Zu meinem Herren laßt mich ein!" —
Und wie er durch das Fenſter ſchaut,
Sieht er inmitten der Trabanten
Den Hoof' mit ſeinem Wanderſtock

Mit großem Hut und weißem Rock:
Mit Luſt erkennt er den Bekannten.
Er ruft: „Laßt ein den Bauersmann!
Wie könnt ihr ihm zu kommen wehren?“
Der Hoof' ſich drauf nicht lang beſann,
Im Fürſtenſchloſſe einzukehren.

„Herr Landgraf, ſpricht er hocherfreut,
Was ich Euch ſchulde, zahl' ich heut.
Es ziemt dem Bau'ren nicht zu prahlen,
Was ſchuldig er — das muß er zahlen.
Drum bring' ich Euch die Metze Gold,
Die ich für jenen Kuß verſprochen;
Gerad herum ſind zwanzig Wochen —
Das Gold nehmt hin und bleibt mir hold!“

Und aus der Taſche holt der Hans
Ein winzig Maaß, von Silber ganz;
Dukaten ſind darein geſtrichen,
Das Streichholz lieget oben auf —
Der Landgraf lachet freudig auf,
All' ſeine Plän' und Sorgen wichen!

„Traun, Hans, Du biſt ein braver Mann,
Der das Verſproch'ne halten kann;
Vermehret werden meine Schätze
Und Du bleibſt doch nicht minder reich,
Denn winzig klein iſt Deine Metze
Und einem Fingerhute gleich!“

Der Hans darauf behende ſpricht:
„Das Gold, das theure, mißt man nicht
Mit gleichem Maaße, wie den Waizen;
Und wem an Frucht es nicht gebricht,
Der muß doch oft mit Golde geizen!“ —

Der Landgraf freut der Gabe ſich
Und Hans, der Bauer, wird ſein Gaſt;
Oft, wenn ein Tag ihm trüb verſtrich,
Hält er bei dem die Abendraſt.
Dann ſpricht er wohl: „Leicht iſt zu zeigen,
Wie Landgraf ſich und Bauer gleichen;
Was meinem Hans der Saat Gedeih'n,
Iſt mir das Wohl der Lande mein:
Wir Beide ſäen unſ're Saaten
Und bitten Gott, daß ſie gerathen
In Freude und in Sonnenſchein!“ —

Und reich beſchenkt zieht endlich Hans
Zur Heimat mit den fetten Wieſen;
Sieht wieder Schwalm und Antreff fließen
Und ſehnt ſich nicht nach Fürſtenglanz!

V.

Fürſtenkind und Bauernkind.

Bei Leimbach auf den grünen Auen
Da ſpielt ein munt'res Knabenpaar,
Wohl Beide lieblich anzuſchauen,
Mit blondem, langem, lockigen Haar!
Der Eine iſt ein Bauernkind,
Der And're iſt ein Prinz zu Heſſen —
Doch da ſie ſo zuſammen ſind,
So haben das ſie bald vergeſſen!

Aus Erde bau'n ſie manches Haus,
Sie leiten Waſſer durch das Land,
Dann ſuchen Blumen ſie zum Strauß
Und Halme ſind der Sträuße Band. —

Prinz Ludwig ſpricht zum Bauernſohn:
„Möcht' Landgraf nicht Dein Vater ſein?"
Der And're drauf: „Ich glaube, nein!
Denn wollte er — er wär' es ſchon.
In Leimbach ſind ihm Alle gut
Und Alle lüpfen ihm den Hut:
Gewiß — er könnte ohn' Beſchwerden
Zu Leimbach bald der Landgraf werden!" —

So plaudern und ſo ſpielen ſie,
Bewacht von einem Mägdelein;

Das ſitzt am ſchatt'gen Bachesrain
Und ſinget dieſe Melodie:

„In meinem Garten mitten, da iſt ein Paradies;
Die Blumen, die da ſtehen, die duften gar ſo ſüß.
Hinein bin ich gegangen
Und ſah es, wie ſie prangen,
Da pflückt' ich eine mir —
Mein Lieb, dich höret dir!"

In meiner Kammer Ecke hob ich die Blume auf,
Daß ſie mir nicht verdorre in heißer Tage Lauf:
In einer naſſen Scherben,
Da kann ſie nicht verderben;
Bewahret bleibt ſie dir,
Du allerſchönſte Zier!"

„Spazieren wollt' ich gehen auf meinen Garten zu,
Da hab' ich ſie geſehen, die nimmt mir alle Ruh'.
Sie ſprach: erſchrecke nimmer,
Nun bin ich dein für immer,
Es iſt mein Stolz vorbei:
Für dich iſt meine Treu'!" —

VI.

Zwei Väter.

Gar manches Jahr vergangen ist:
Jünglinge sind die Knaben worden,
Die froh gespielt zu jener Frist. —
Und Krieg aufs Neu' entflammet ist,
Franzosen droh'n des Reiches Pforten
Mit Schwert und Feuer, Trug und List.

Mit seinem schönen Regiment
Marschirt Prinz Ludwig in das Feld;
Gern' hat er sich vom Hof getrennt,
Im Lager nun ist seine Welt,
Sein liebstes Haus das leichte Zelt.

Und als er kam ins Niederland,
Als er zuerst im Feuer stand,
Wie schlug da hoch das tapf're Herz!
Oft, quält' daheim am Fulde-Strand
Den Thatenlosen dumpfer Schmerz —
Doch hier, wo tausend Kugeln fliegen,
Da denkt er nur an Kampf und Siegen!

Bei Ramillies auf grüner Haid'
Da trifft sich große Heeresmacht;
Hier Britt' und Deutscher, fest gereiht,
Dort Frankreichs Heer in Glanz und Pracht —
Und tobend hebet an die Schlacht!

Ihr Krieger aus dem Heſſenland,
Da habt Ihr Tod und Ruhm erworben:
Und wer da ſtarb, der iſt geſtorben
Feſt auf dem Platze, da er ſtand! —

Prinz Ludwig an der Seinen Spitze,
Wie ſprengt er durch den grünen Plan!
Im klaren Auge Feuerblitze
Stürzt er ſich auf des Feindes Fahn'.
Da trifft ein Stich ihn in die Seite,
Zwei Kugeln treffen ſeine Bruſt,
Und in des Sieges höchſter Luſt
Sinkt ſterbend er hin in die Haide. —

Zur ſelben Stunde traf der Tod
Auch einen ſchlichten Musketier:
Der denkt wohl in der letzten Noth
An Dorf und Wieſen, weit von hier;
Die Schwalm er noch zu ſchauen glaubt —.
Da ſinkt in Nacht das blut'ge Haupt.

Und als zu Ende iſt die Schlacht,
Geſchlagen Frankreichs Uebermacht,
Da trägt das Heer um Ludwig Leid
Und ehrt den Todten nach Gebühren —
Den Musketier im ſchlichten Kleid
Will keine Hand im Tode zieren:
Man gräbt bei Nacht und Mondenſchein
Ihn in die fremde Erde ein! —

Doch als nach Haus die Botſchaft kam
Vom Sieg, der theuer ward errungen,
Da hat derſelbe tiefe Gram
Der beiden Väter Herz durchdrungen:

Zum Schloſſe kam Hans Hooſe hin
Und Landgraf Karl, als er ihn ſchaut,
Umarmet ihn und weinet laut;
Zu weinen hier iſt ihm Gewinn:
Der Bauer kann im eig'nen Schmerz
Verſtehn des Fürſten Vaterherz!

VII.

Hans Hooſe's Hofmuſik.

„Wie nach dem Krieg der Friede naht,
Um tauſend Wunden auszuheilen,
Um tauſend Gaben auszutheilen,
Der Zukunft junge Hoffnungsſaat —
So nach der Trauer kommt die Freude
Und mahnt: „Laß todt das Todte ſein!
So vieles Holde iſt noch Dein —
Das Geſtern laſſ' — genieß das Heute!" —

Zehn Jahre wohl ſind hingegangen,
Seit man bei Ramillies ſich ſchlug,
Im Grüne noch die Wälder prangen,
Doch heim ſchon lenkt der Schwalben Flug.

Da auf dem Schloß zu Ziegenhain
Kehrt wieder Karl, der Landgraf, ein:
Er will in ſeinen alten Tagen
Dort, wie vor Jahren, wieder jagen.

Daß ſeinen Hoof' er nicht vergaß,
Das werdet Ihr mir Alle glauben;
Der Bauer oft im Schloſſe ſaß
Beim würz'gen kühlen Saft der Trauben. —
Nun hört, was einſtens dort geſchah!
Viel edle Herrn von fern und nah'
Zum Schloſſe hergeritten kamen
Und einen Flor der ſchönſten Damen
Im weiten Saal man ſitzen ſah;
Denn Landgraf Karl bereitet hier
Den vielen, edlen, ſchönen Gäſten
Der Ohrenſchmäuſe allerbeſten:
Heut' ſeiner Oper beſte Zier,
Die Italiäner kunſterfahren
Auf ſein Gebot gekommen waren.

Das war ein Tönen, war ein Singen!
Bald war's, wie Säuſeln in dem Wald,
Wie dumpfes Donnerbrauſen bald —
Und wenn die Töne jubelnd klingen,
Da bleibt kein Herz mehr hart und kalt;
Drum als die Melodien verhallt,
Will Jeder Lob den Künſtlern bringen.

Der Landgraf ſprach: „Sag' mir, mein Hans,
Iſt dieſes nicht ein ander Tönen,
Wie wenn zur Fiedel Ihr im Tanz
Euch ſchwingt im Kreis mit Euren Schönen?"
Der Hooſe drauf: „Wohl habt Ihr Recht,
Die fremde Weiſe klingt nicht ſchlecht;
Allein, Herr Landgraf, mögt verzeihen,
Daheim vor meinem nied'ren Haus
Da ſollt Ihr hören Melodeien,
Zwar nicht, wie dieſe, ſüß und kraus,
Doch können höh're Luſt ſie leihen!" —

Der Landgraf Karl verwundert ſagt:
„Dies ſagen, Hans, iſt viel gewagt;
Drum, kehr' vom Jagen ich morgen zurück,
Will hören und prüfen ich Deine Muſik!" —

Des and'ren Tag's geſchieht es ſo;
Auf Hooſe's Hof der Landgraf hält:
Hans ſchließt des Hofes Thore froh,
Rings ſind die Knechte aufgeſtellt;
Und als verſchloſſen alle Pforten,
Sperr'n ſie der Ställe Thüren auf,
Und brüllend kommt das Vieh zu Hauf
Hervorgeſprungen aller Orten!

Das war ein Wiehern, Brüllen, Schrein!
Der Landgraf hält ſich zu die Ohren:
„Das ſind," ſpricht Hooſ', „die Melodein,
Die i ch zur Hofmuſik erkoren!"

Und Landgraf Karl ſagt: „Wahrlich, Hans,
Gut iſt das Lied, das hier man brummte!
Was wär' der Fürſten Pracht und Glanz,
Wenn dieſe Hofmuſik verſtummte?"

VIII.

Hans Hooſe ein Junker.

„Mein Hans, ich bin nun alt und matt,
Wer weiß, ob je ich dieſe Stadt,
Ob dieſes Schloß ich wiederſehe? —
Und ſchau ich in der Sonne Strahl
Die Schwalm mit ihrem grünen Thal,
So faßt es mich, wie Trennungswehe!
Drum eh' Du heute gehſt nach Haus,
Bitt' Dir, Du vielgetreuer Mann
Noch eine Gnade von mir aus,
Die ich mit Fug erfüllen kann."

Da ſagt der Hooſ': „Was ſoll ich bitten?
Was ich verlange, iſt ſchon mein:
Die Wieſen, Aecker, groß und klein
Und das Gehöft in ihrer Mitten.
Auch Eurer Gnade freut ich mich:
Ihr habt an meinem Tiſch geſeſſen;
Die ſchöne Landgräfin von Heſſen,
Die küßt auf meiner Hochzeit ich.

Beſuchen durft ich meinen Herrn,
Er hörte mich und ſah mich gern —
Das iſt genug, genug der Gnaden,
Das Uebermaaß — es könnte ſchaden!"

Doch Landgraf Karl von Neuem ſpricht:
„Noch Eines ſollſt Du Dir erbitten!
Was es auch ſei — ich wehr' es nicht."

Nun ſtanden in dem Saale mitten
Gar manche feine Junkerlein;
Daß hier ein Bauer ſo gelitten,
Wohl mocht' es ihnen läſtig ſein.
Die ſah der Hans und ſagte drauf:
„Jetzt fand ich eine Bitte auf;
Ich möcht', Herr Landgraf, auf der Erden
Ein Junker noch geheißen werden!" —

„Mein Hans, die Bitte nenn' ich groß,
Zur Ritterſchaft willſt Du gehören?" —
„O nimmer, nimmer, ſpricht der Hooſ',
Der Bauernſtand iſt voller Ehren.
Doch nur, damit die Junkerlein
Sich nicht alleine edel preiſen,
So möcht' ich wohl ein Junker heißen
Und doch dabei ein Bauer ſein!" —

Drauf freudig ſchaut er in die Runde
Und bald erſcholl von Fürſten-Munde:

„Die Bitte, Hans, gewähr' ich gern;
Du heißeſt nun von dieſer Stunde
Der Junker Hans bei Knecht und Herrn!"

Die von dem Hofe drob erſtaunten,
Sich leiſe in die Ohren raunten;
Doch ward der Hooſ' im ganzen Land
Seitdem der Junker Hans genannt.

IX.

Hans Hooſe ſtirbt.

Wohl kurze Zeit nach dieſen Tagen
Ward Landgraf Karl zur Gruft getragen
In ernſter feierlicher Pracht;
Da ruht er aus von ſeinen Thaten,
Doch weiter grünen ſeine Saaten
Und überall wird ſein gedacht. —

Der Hooſ' der baut noch manches Jahr
Sein Erbe fleißig, unverdroſſen,
Wenn gleich ſchon lange weißes Haar
Die Stirn und Schläfe ihm umfloſſen.
Es blüht ihm manches Enkelkind,
Des Alters Troſt und hohe Freude:

Getroſt benutzet er das Heute
Und ſorgt nicht, daß ſein Sand verrinnt.

„Mag heut' ich oder morgen ſterben,
Durch Gott werd' ich ſein Reich ererben,
Doch da noch heut' ein Arbeitstag,
So ſchaff' ich, was ich ſchaffen mag!" —

Und ſo erreichet ihn der Tod;
Die Erde lag im Winterkleide,
Den Schnee beſtrahlt das Abendroth,
Herüber ſcholl das Nachtgeläute —
Da ſchloß der Hans zu ewg'er Ruh'
Die alten müden Augen zu.

In langem großen Zuge haben
Ihn Freund und Nachbar drauf begraben;
Und blieb dem Grab kein Monument
Und iſt der Hügel auch verſchwunden —
Noch heut' den Hooſ' der Schwälmer nennt,
Erzählt von ihm in Winterſtunden,
Wenn auf dem Tiſch die Lampe brennt.

Und „Junker Hanſen Hof" iſt heut'
Geheißen noch das Gut und Haus,
Wo ſich ein Landgraf einſt gefreut
Bei eines Bauern Hochzeitſchmaus.
Längſt kehrt kein Fürſt mehr dorten ein —
Doch wohnt noch da die alte Kraft,

Die unermüdet weiter ſchafft,
Damit die Erndte mag gedeih'n;
Noch ſtrotzt in Fülle rings das Thal,
Durch das der Schwalm Gewäſſer lenken
Seh' ich es ſo im Sonnenſtrahl,
Hans Hooſ' — dann muß ich Deiner denken!

Ueberſetzungen aus dem Spaniſchen.*)

Im Versmaaße der Originaldichtungen

von

Otto Braun.

I. Don José de Espronceda.**)

1) Der Geſang des Piraten.

Wind im Rücken, volle Segel,
Kommt geſchwommen, kommt geflogen
Eine Brigg durch Meereswogen,
Schlünde zehn in jedem Bord.
Des Piraten kühne Barke
Iſt es, die, genannt der Schrecken,
Auf des Meeres weiten Strecken
Furcht ausſtreut nach Süd und Nord.

Silbern ſtrählt der Mond die Fluthen,
Friſcher Oſt ſtöhnt in den Tauen
Und erregt zu ſanften, blauen
Wellen rings den Ozean.

---

*) Proben aus einer demnächſt erſcheinenden Sammlung von Ueberſetzungen ſpaniſcher Poeſieen.

**) Obras poeticas de Don J. de Espronceda, ordenadas y anotadas por J. E. Hartzenbusch; Paris, Baudry 1848.

Eine munt're Weiſe ſingend,
Sitzt der Capitän am Steuer,
Vor ihm dehnt ſich, ungeheuer
Hinter ihm die Waſſerbahn.

„Fürder ſeg'le, wack'rer Schwimmer,
Durch die Fluth!
Feindlich Fahrzeug ſoll dir nimmer,
Nimmer Stürm' und Meeresſtillen
Kreuzen deines Kieles Willen,
Noch bezähmen deinen Muth!"

„Zwanzig Priſen
Sind erſtritten,
Selbſt dem Britten
Sprach ich Hohn;
Mir zu Füßen
Mußte ſtreichen
Flagg' und Zeichen
Mancher ſchon!"

„Ja mein Schifflein iſt mir Alles, —
Freiheit ſchirmt's mit ſtarker Hand, —
Mein Geſetz ſind Wind und Wellen,
Und das Meer mein Vaterland!"

„Mögen ſich mit wilden Haufen
Kön'ge immer
Um ein Stückchen Erde raufen:
Hier, ſo weit die Wellen branden,
Bin Ich Herr in meinen Landen, —
Ein Geſetz zwang ſie noch nimmer."

„Keine Flagg' iſt,
Daß ich wüßte,
Keine Küſte
Längs der Fluth,
Die nicht meine
Macht empfände,
Sich entwände
Dem Tribut."

„Ja, mein Schifflein iſt mir Alles, —
Freiheit ſchirmt's mit ſtarker Hand, —
Mein Geſetz ſind Wind und Wellen
Und das Meer mein Vaterland!"

„Heißt es nur: Es naht der Schrecken!
Hei, wie da
Gleich ſich's rührt auf den Verdecken
Und die Segel dreht zur Flucht!
Schwer wiegt meines Zornes Wucht:
Meereskönig bin ich ja."

„Gleichen Theil hat
An der Beute
Meiner Leute
Troß zumal;
Nur die Schönheit
Beim Ereilen
Darf mir theilen
Kein Rival!"

„Ja, mein Schifflein iſt mir Alles, —
Freiheit ſchirmt's mit ſtarker Hand, —
Mein Geſetz ſind Wind und Wellen
Und das Meer mein Vaterland!"

„Haben mich verdammt zu ſterben!
Doch, ich lache;
Meinem Richter zum Verderben
Läßt mich wohl das Schickſal leben,
Daß ich ihn am Maſte ſchweben
Einſt noch ſeh' am Tag der Rache."

„Fall' ich auch, was
Iſt das Leben?
Preisgegeben
War's ja doch,
Als ich, müd' des
Sclavenharmes,
Starken Armes
Brach mein Joch!"

„Ja, mein Schifflein iſt mir Alles, —
Freiheit ſchirmt's mit ſtarker Hand, —
Mein Geſetz ſind Wind und Wellen,
Und das Meer mein Vaterland!"

„Wie Geſang, wie heller Chor
Klingt das Stöhnen
Wilder Stürme meinem Ohr;
Wie Muſik der Segel Sauſen,

Und des dunkeln Meeres Brauſen,
Und der Feuerſchlünde Dröhnen.

„Wenn des lauten
Donners Stimme
Selbſt der grimme
Sturm erliegt,
Schlummr' ich ſorglos,
Traumumflogen,
Von den Wogen
Eingewiegt."

„Ja, mein Schifflein iſt mir Alles, —
Freiheit ſchirmt's mit ſtarker Hand, —
Mein Geſetz ſind Wind und Wellen,
Und das Meer mein Vaterland!"

Paris, 1851.

---

2) Der Geſang des Coſacken.

„Wohin mein Roß die Hufe ſetzt,
Da ſoll nimmer Gras wachſen."
Worte Attila's.

Chor.

Sitzt auf, hurrah, Coſacken, auf, zu Pferde!
Europa winkt mit heller Beute Schein;
Ein rothes Meer von Blut ſoll rings die Erde,
Die Feindesſchaar ein Mahl der Geier ſein!

Hurrah, zu Roß! Aus düſt'rer Nebelwolke,
Verhängten Zügels, ſtürmt herbei zur Schlacht!
Schaut Ihr die Flur? Von nur entnervtem Volke
Iſt ſie bewohnt, die Euch ſo reizend lacht.
Paläſte, Häuſer, Gärten und Gefilde
Sind dort von Glanz und Freuden licht erhellt,
Die Weiber ſcheinen himmliſche Gebilde,
Und von Azur das blaue Himmelszelt.
Sitzt auf, hurrah, Coſacken, auf, zu Pferde! ꝛc. ꝛc.

Des Kampfes Müh', des kühnen Zug's Gefahren
Lohnt ihre Sonn', ihr Gold und ihre Flur;
Den Weibern gleich ſind ihre Söldlingsſchaaren,
Und feile Schächer ihre Kön'ge nur.
Schon fliehen ſie hinab die goldnen Stufen,
Der Feigheit Thräne rollt in ihren Schooß;
Hurrah, heran! Zerſtampft von Roſſeshufen —
So ende ſich ihr königliches Loos!
Sitzt auf, hurrah, Coſacken, auf, zu Pferde! ꝛc. ꝛc.

Dort werden wir in ſtolzer Hofburg wohnen,
Vor unſ'rer Willkür ſinkt das Recht in Staub,
Und all' der Pomp von Scepteru und von Kronen —
Das Knabenſpiel — ſei flücht'ger Winde Raub!
Hurrah, zu Roß, die heiße Luſt zu büßen,
Wo liebesholb manch' ſchönes Auge lacht!
Gewährungsvoll wird es den Wilden grüßen,
Der herrlich ſtrahlt in hehrer Siegespracht.
Sitzt auf, hurrah, Coſacken, auf, zu Pferde! ꝛc. ꝛc.

Den Tigern gleich, die ſich am Raube weiden,
Zerreißen wir Europens Länderſchaar,
Der blutbeſprützte Mantel wird uns kleiden,
Wie eines Kaiſers purpurner Talar.
Und unſer Roß, den fetten Haber witternd,
Zieht wiehernd in den Königsmarſtall ein,
Und hundert Sclaven werden, vor uns zitternd,
Dem ſtummen Wink des Blicks gehorſam ſein.
Sitzt auf, hurrah, Coſacken, auf, zu Pferde! ꝛc. ꝛc.

Sitzt auf, halloh, auf hurt'ger Roſſe Flügeln,
Wie ſchwarze Wetterwolken ſchwebt heran!
Schweifenden Blicks, mit weggeworf'nen Zügeln,
So ſtürmt daher, gedränget Mann an Mann!
So brauſ't dahin in Kampfes Ungewittern,
Der Trombe gleich, die wild der Wirbel packt;
Wie Stromeseis, das ſich, in tauſend Splittern
Zerſchellend, ſtürzt von jähem Katarakt!
Sitzt auf, hurrah, Coſacken auf, zu Pferde! ꝛc. ꝛc.

Von unſern Vätern kam, ſo geht die Kunde,
Nach Rom voreinſt ein froher Wanderzug,
Prachtvolle Schlöſſer lagen in der Runde,
Der Himmel eine ſchön're Sonne trug;
Im Tiberſtrome ſchwemmten ſie die Pferde,
Zur Wüſte ward das Land auf ihrem Gang,
In Schlummer wiegte, nach des Kampf's Beſchwerde,
Sie mild der Fata zaubriſcher Geſang.
Sitzt auf, hurrah, Coſacken, auf, zu Pferde! ꝛc. ꝛc.

Was zögert Ihr? Der Schaft der Lanze zittert,
Nach Blute lüſtern, ſchon in Eurer Hand;
Die Geiſterſchaar, die Euch im Duft umwittert,
Beut grüßend Euch des Sieges Unterpfand. —
Ein ſtarker Schild für all das Volk im Weſten
War jener Mauern nun geſchleifter Wall;
Schaut hin! Auf blutgedüngten Ueberreſten
Beweinet Polen ſeiner Größe Fall.
Sitzt auf, hurrah, Coſacken, auf, zu Pferde! ꝛc. ꝛc.

Und wer verkehrt' ihm ſeine Luſt in Klagen?
Wer löſchte ſeiner Ruhmesfackel Glut?
Wer hat in Feſſeln ſiegreich es geſchlagen?
Wer es erſtickt in ſeinem eig'nen Blut? —
Hurrah, wohlauf! Mit ſchleudernden Geſchoſſe
Heb' an, mein Volk, den neuen Siegeslauf!
Es präge tief der Hufſchlag Deiner Roſſe
Der Feindesſtirn ein blutig Schandmaal auf!
Sitzt auf, hurrah, Coſacken, auf, zu Pferde! ꝛc. ꝛc.

Bei jedem Lanzenſtich, bei jedem Streiche,
Der fällt im Kampf, hofft Ihr mit Freuden ſchon,
Daß unterm Sattel dampfend ſich erweiche
Des rohen Mahles blutige Razion.
Wie nun, wenn einſt in Tempeln, Schlöſſern, Villen, —
Steht uns als Tiſch ein Altar zu Gebot —,
Erſt unſern Durſt die ſüßen Weine ſtillen,
Und unſern Hunger köſtlich Waitzenbrod!
Sitzt auf, hurrah, Coſacken, auf, zu Pferde! ꝛc. ꝛc.

Dann kehren heimwärts wir, zu unſern Füßen
Das morſche Reich, den Siegeskranz im Haar;
Um jeden Sohn als König zu begrüßen,
Naht freudezitternd uns der Mütter Schaar.
Die junge Brut freut ſich am Waffenglanze,
Der ihr in's Haus Europens Kronen trug
Und rüſtet thatendurſtig Roß und Lanze
Zu neuem Kampf und neuem Beutezug.

Sitzt auf, hurrah, Coſacken, auf, zu Pferde!
Europa winkt mit heller Beute Schein;
Ein rothes Meer von Blut ſoll rings die Erde,
Die Feindesſchaar ein Mahl der Geier ſein!

Paris 1852.

---

3) An einen Stern.

Wer biſt Du, räthſelvoller Stern, der immer
So trüben Schein vor tauſend Sternen trägt,
Daß mir bei Deinem ungewiſſen Schimmer
Beklommen ſtets das Herz im Buſen ſchlägt?

Ein dämmernd Rückerinnern wohl voll Trauer
An Deines Urlichts längſt erloſch'ne Pracht,
Da Du, getäuſcht wie ich, des Glückes Dauer,
Des nun verlor'nen, ewig Dir gedacht?

Vielleicht hat einſt mit gold'nen Traumesſonnen
Die Hoffnung Deiner Jugend Pfad erhellt,
Und mit des Friedens, mit der Liebe Wonnen
Dein erſtes Licht erfüllt die Erdenwelt.

Und als die Lieb' auf heiligem Gefilde
Zum erſten Mal bezwang die Menſchenbruſt,
Da ſtrahlteſt Du, o Stern voll Zaubermilde,
Ein trauter Freund des Schweigens und der Luſt.

Dein war das Licht, das einſt mit holdem Prangen
Sich über Edens Roſenflur ergoß,
Und in der Bruſt dies glühende Verlangen
Nach ewiger, endloſer Lieb' erſchloß.

Doch, ach wie bald iſt Dir die Freud' entſchwunden!
In Leid und Weh verkehrte ſich Dein Glück,
Von düſterm Flor iſt nun Dein Glanz umwunden,
Und nur Erinn'rung noch blieb Dir zurück!

Voll Schwermuth nun ſeh' ich Dich niederſchauen,
Doch iſt Dein Blick für mich ein Pfeil der Qual;
Magſt Du auch Liebe noch in's Herz mir thauen,
Iſt's eine Lieb', ach, ohne Hoffnungsſtrahl!

Paris 1853.

II. José Somoza.

An Lesbia.

Madrigal.

Der Morgenröthe gleicht Dein Angeſicht,
Die lächelnd hold den jungen Tag verkündet,
Derweil des Abendſterns noch flackernd Licht
Gemach im Schooß der Waldesnacht verſchwindet.
Und wie der ſommerliche Strahl
Durch's dunk'le Laubdach ſtolzer Palmen funkelt,
Flammt Deines Auges ſüßer Strahl,
Von ſeid'ner Wimpern zartem Flor umdunkelt. —
Doch lieber als in ſolcher Glut
Weil' ich im Schatten Deiner Locken,
Rollt ihre üppig dunkle Flut
Der Lüfte Hauch auf Deinen Nacken nieder,
Der weißer als des Winters Flocken,
Und als des Schwanes ſtrahlendes Gefieder. —
Und doch verwünſch' ich dieſes Dunkel wieder,
Das mir verhüllt der Liebe ſchöne Wellen,
Die wonneathmend auf und nieder
Im Alabaſterſtrom des Buſens ſchwellen.

Paris 1850.

III. Santa Tereſa de Jeſús.

An den gekreuzigten Chriſtus.

Sonett.

Nicht weil es nach der Himmelspalme trachtet,
Hält Lieb' zu Dir, o Gott, mein Herz umwunden;
Nicht hab' ich Ehrfurcht ſtets vor Dir empfunden,
Weil Furcht der Hölle meine Seel' umnachtet.

Du rührſt zur Liebe mich, Du, der verachtet,
Verſpottet ward und an das Kreuz gebunden;
Es rühren, Herr, mich Deines Leibes Wunden,
Mich rührt die Pein, in welcher Du verſchmachtet.

Nur Deine Lieb', o Heiland, kann mich laben:
Auch ohne Himmel bliebe mir die Liebe,
Und ohne Höll' die Ehrfurcht eingegraben.

Doch buhl' ich nicht um Deiner Liebe Gaben:
Wenn mir auch nicht die Himmelshoffnung bliebe,
Würd' ich darum nicht minder lieb Dich haben.

Paris 1854.

IV. Don José Bermudez de Caſtro.*)

Ein geheimnißvoller Stern.

Wie von nachtumwölktem Himmel
Oft nur eines einz'gen Sternes
Holder Schimmer niederblinket,
Der das Dunkel mild erhellet:
So auch wirft ein wonnevoller,
Kurzer Augenblick des Lebens
Mitten durch die Nacht der Trübſal
Seines Lichtes gold'ne Welle

*) Apuntes para una biblioteca de escritores españoles contemporáneos, por Don Eugenio de Ochoa, Baudry, Paris 1840.

Und verklärt mit ſeinem ſchönen
Glanze ſelbſt die trübe Ferne,
Später, noch verhüllter Jahre,
Gleich geheimnißvollem Sterne.

Leer und öde war das Leben
Meiner gluterfüllten Seele;
Ungerührt mocht' ich das Girren
Frommer Taubenbrut vernehmen;
Weder Klang, noch Duft, noch Blüthe
Konnten je Gefühle wecken
In dem ganz von Lieb' erfüllten,
Nur für Dich lebend'gen Herzen.
Ja, ich liebte Dich, Maria,
Und das Dunkel meiner Seele
Ward erhellt von Deines Auges
Tief geheimnißvollem Sterne.

Du zerriſſeſt jenen Schleier,
Drin, von tiefer Nacht umgeben,
Einſam, trauernd und vom Schlummer
Noch befangen lag mein Leben.
Deines Zaubers Macht erſchloß mir
Plötzlich des Geſanges Quellen,
Und es ſchlugen hoch zuſammen
Ueber mir der Liebe Wellen.
Wie ein ungeahnter Morgen
Zogſt Du auf in meiner Seele,
Wonne nur und Glück verbreitend,
Gleich geheimnißvollem Sterne.

Lange, leidensvolle Jahre
Werden kommen und verwehen
All' die Pfade, die mit Roſen
Deine Liebe mir bedeckte.
Ach, dann werden meiner Laute
Lieb'erfüllte Klänge ſterben,
Und nur noch der Wehmuth ſtille
Thränen mir die Wange netzen.
Aber ſtets wird Deiner hohen,
Nun verlor'nen Huld Gedenken
Leuchtend ſtehn vor meinem Geiſte,
Gleich geheimnißvollem Sterne.

Iſt dann einſt vollbracht die Laufbahn,
Und verſchüttet von der Welle
Flücht'ger Zeit ſchon meines Namens
Und Geſanges Angedenken;
Und die Laute, die Gefährtin
Meiner Luſt und meiner Schmerzen,
Ruhet ſchon mit mir im Sarge,
Klanglos und, wie ich, vergeſſen:
O dann gebe Gott, daß Deinem
Aug' nur eine Thrän' entquelle,
Leuchtend über meinem Grabe,
Gleich geheimnißvollem Sterne!

Paris 1851.

V. José Negrete, Conde de Campo Alange.

Sieg oder Tod.

„Mueran los Carlistas!"

Ihr möchtet gern den lichten Tag verhängen, —
Die Sonne ſcheint zu hell auf eu're Lügen, —
Ihr möchtet gern, daß wir die Binde trügen
Und blind des Wahnes blut'ge Fahne ſchwängen.

Wohl mögt den Aar ihr in den Käfig zwängen —
Stumm wird er ſich der Kraft der Stähe fügen; —
Doch nimmermehr nach ſeinen Sonnenflügen
Könnt ihr die Sehnſucht aus der Bruſt ihm drängen.

Und wie vom Uranfang der Welt geſchieden,
Verſöhnungslos, in ſtets erneutem Kampfe
Das Licht ſich und die Finſterniß bekriegen:

So auch iſt zwiſchen uns und euch nicht Frieden.
Wir haſſen euch! — Und noch im Todeskrampfe
Bleibt unſ're Loſung: Sterben oder Siegen!

Paris 1851.

IV. Pablo de Jérica.

Warnung.

Als Amor noch ein Knäblein war,
Voll Scherz und Muthwill ganz und gar,
Sein Schweſterlein, die holde Schaam,
Ihn zügelnd oft beim Händchen nahm.
„Ei, Schweſter," ſprach er, „laß mich los!
Ging' lieber gern der Aufſicht blos,

Bin groß genug, kann auf der Erden
Auch ohne Dich ſchon fertig werden."
Und Jene drauf: „Nun gut, ſo geh'!
Die Freiheit bleibt Dir unbenommen;
Doch weit wirſt Du gewiß nicht kommen,
Wenn ich Dir nicht zur Seite ſteh'!"

Paris 1850.

VII. José de Mora.

Troſt in Thränen.

Von wilder Sturmeswuth verſchlagen,
Kam Gil an ferngeleg'ne Küſten,
Und, irrend durch des Eilands Wüſten,
Wollt' er ſchon hoffnungslos verzagen.

Doch da gewahrt er, nah dem Strande,
'nen Galgen: „O, gottlob, hier bin ich" —
So ruft er aus, getröſtet innig —,
„Doch in civiliſirtem Lande!"

Paris 1850.

Sprienfängers*) Aennlischen,

eine Dorfgeschichte aus Niederhessen.

Von

Dr. W. Malckenheiner.

I.

De Hochtid (die Hochzeit).

Auf Dennekens Hochzeit, da ging es euch aber einmal lustig zu und wieder so hoch her, wie in den guten alten Zeiten. Eine so abscheulich schöne Bauernhochzeit hatte aber auch seit langen, langen Jahren kein Kelzer**) gemacht. Ihr hättet ihn nur selbst sehen müssen, den mit grünen Maien und bunten Bändern und stolzem Flittergolde so herrlich herausgeputzten Wagen, auf dem die lustigen „Burfen“ (Burschen), einen Strauß im Knopfloch, sammt

---

Anm. Die in plattdeutscher Form mitgetheilten Wörter sind mit Anführungszeichen versehen; charakteristische Wendungen, die ich zur Erleichterung für den Leser in hochdeutsche Form gekleidet habe, sind gesperrt gedruckt. Der vorkommende Dialekt ist der unter dem Namen des „Diemeldialektes“ bekannte Zweig des großen plattdeutschen Sprachstammes.

*) Sprie = Sprähe, Staar. Aennlischen (in plattdeutscher Form Aenneliffeke) = Anna Elisabeth.

**) Kelze, 1 Stunde südwestlich von Hofgeismar gelegen, ist eine an der Stelle des ausgegangenen Oberkelze, zunächst von französischen refugiés, gegen 1700 angelegte Colonie.

den Brautjungfern den Bräutigam abholten! Und nun gar der Zug in die Kirche, vorn an die muntern „Spillüe“ (Spielleute, Musikanten), die eine ganz andere Musik machten wie unsere „Schaipers“ *) auf dem Dudelsacke, wenn sie auf ihrem jährlichen Umzuge sich die Krummwürste holen, oder der kunstfertige „Swîn“ **), wenn er des Morgens auf dem „Hören“ (Horn) seine Heerde zusammenbläs't. Und gleich nach den Spielleuten das Pärchen selber, das der liebe Gott nicht besser hätte für einander schaffen können, und dann die vielen Männer und Frauen und Burschen und Mädchen und „Blagen“ (Kinder) aus dem Dorfe selbst und der ganzen Umgegend! Denn die Dennekens haben eine gar große Freundschaft (Verwandtschaft). Und was dann der „Parre“ (Pfarrer) in der Kirche für eine absonderliche, herrliche Rede thät, so lang, wie er sie noch nie bei keiner Hochzeit nicht gethan hatte. Aber nun gar erst zu Hause, das war euch ein Leben! Wie dampfte das „Süerkrût“ (Sauerkraut) und der köstliche „Brâen“ (Braten) auf langen Tafeln in zinnernen Schüsseln und der „Witföt“ ***) rannte hin und her mit seinem „Leupen“ (eine Art von hölzernen Kanne) und der „Lostigmâker“ (der patentirte Witzbold) nöthigte mit seinen Witzen die Gäste zum Trinken. Ja, verwahren's Gott, wenn der Pfarrer nicht dabei gewesen wäre, der diesmal ein besonders schönes „Plett“ (Halstuch) bekommen hatte, dann wäre es schon früher bunt durch einander gegangen. Drei Sorten Bier hatten sie da; die schwächste hieß: Fried' und Einigkeit, die mittlere: Kreuz Kribbel an der Wand, und die stärkste: Mord und Todt-

*) Schäfer. Der Dudelsack ist Nichts mehr und Nichts weniger, als ein musikalischer Schweinemagen.

**) De Swîn (masc.) = der Schweinehirt; det Swîn (neutr.) = das Schwein.

***) Der Ganymed, der Mundschenk, der seinen Namen daher hat, daß er barfuß (weißfüßig) einhergeht.

ſchlag. Wie aber der Pfarrer nur „übeſt“ (eben) zur Thür hinaus war, da hörte man auch ſchon das luſtige „Ju!“ weithin durch das Dorf erſchallen. Ach, wie klopfte jetzt manchem Burſchen und manchem Mädchen vor Freude das Herz, als endlich der glückliche Eimer erſchien, um von Zeit zu Zeit den Fußboden zu „lecken“ (beſprengen). Das war das Zeichen zum Tanz! Ein munterer Schott'ſcher wurde aufgeſpielt und der junge Ehemann hopste mit ſeiner Frau ein Paarmal durch den Saal, dann kamen auch die übrigen Paare an die Reihe. Draußen war ein Gewitter losgebrochen und der Donner krachte; und der Windſturm heulte und ſauſte durch die Bäume und der Regen fiel in Strömen vom Himmel, aber die luſtigen Hochzeitsgäſte ließen ſich dadurch nicht irre machen. Nur der „Grewe“*), der gar ein wilder Mann war, lief eiligſt hinaus und jagte die ſchimpfende Dienſtmagd ins Dorf, daß ſie die Brunnen gehörig zudecken ſollte und die „Geuſe“ (Gänſe) und die „Ködeile“**) einließe, wenn der „Hère“ (Hirt) von der Weide heimkehrte; dann ſpielte er ruhig ſein Solo fort. Der junge Ehemann wurde unterdeß von den Burſchen „flitlik“ (tüchtig, fleißig) geneckt, und die junge Frau, die im Geſicht glühte „bo“ (wie) ein Zinshahn, ſtand, müde vom ſchnellen Tanze, mit Katrinlischen, ihrer Brautjungfer, zur Seite.

Was aber auch nur wohl, ſagte dieſe jetzt zu jener, in aller Welt mein „Dengel“ (Daniel) macht! Ueber 10 Wochen iſt es her — nein wart' einmal, 11 ſind's gar — daß er Nichts hat von ſich hören laſſen. Der wird jetzt in der Stadt „Mäkens“ (Mädchen) genug haben, die ihm nachlaufen von wegen ſeiner ſchönen Montur, wie kann der da auch noch an ſein Katrinlis denken? Aber gar nicht erlaubt iſt es doch, daß er ehrlicher Leute Kind ſo

*) Jetzt auch auf dem Dorfe Burgermeiſter („Promeſter“) genannt.
**) Kühe (ſonſt auch „Kögge“ genannt).

kann ſitzen laſſen, das ſich nun mit ihm muß aufziehn und „ſchimpèren“ (beſchimpfen) laſſen von den „Nawerskingern“ (Nachbarskindern). Da hat doch die „alle*) Liſe“, von der ich mir neulich das böſe Ding (Umlauf am Finger) beſprechen ließ, Recht gehabt mit ihrer Unglücksprophezeiung, daß mir mein Liebſter untreu werden würde. Nun braucht er aber auch nicht mehr nach mir zu gehen, oder ich will ihm zeigen, daß das Katrinlis auch böſe werden kann.

„Verſpri'ck et ni to fère“ **), meinte die junge Frau. Das iſt doch nicht ſo ganz Dein Ernſt. Wir wollten 'mal ſehen, wenn er alleweile (jetzt) herein träte mit dem hübſchen Schako und der bunten Jacke, nach der alle Mädchen im Dorfe gucken, und nun auf Dich zukäme und Dir die Hand drückte und ſagte: Guten Tag, liebes Katrinlis, — ob da wohl das böſe Katrinlis ſeine Hand zurückzöge. Was meinſt Du?“

Da guckte aber das Katrinlis gleich einen andern Weg, und die Leute, die es geſehn haben, die ſagen, daß es geſchmunzelt habe und dabei roth geworden ſei bis über die Ohren. Ich kann es nicht ſagen, aber wenn das ſo iſt, dann war es ihr gewiß lieb, daß eben der zinnerne Teller herumging, auf dem für das junge Ehepaar Geſchenke geſammelt wurden. Da konnte es ſich doch nun ſchnell etwas zu thun machen und hingehen, ſein Geſchenk herbeizuholen, das es zu den übrigen Preſenten auf dem Teller legte. Wie es nun aber eben auf dieſen herabblickte und die vielen blanken Thaler und die hübſchen Silberſachen auf dem Teller ſo herrlich glänzen ſah, da fiel plötzlich eine helle Thräne aus ſeinem Auge auf die

*) Alte; „alle“ heißt dagegen auf Plattdeutſch „olle“ („oll'n Dag = täglich“).

**) Verſprich es nicht ſo ſehr = Wirf es nicht zu weit weg (wie im Nibelungenliede).

blanken Geſchenke. War das Katrinlis vielleicht rachgierig*) und neidiſch auf die hübſchen Koſtbarkeiten? Oder wurde es durch die Hochzeitsgeſchenke wieder an ſeinen „Dengel“ erinnert? Danach ging es wieder zur jungen Frau, um dieſer ſein Leid zu klagen, da werden wir es ſchon hören.

„Was meinſt Du dazu,“ fragte es dieſe eben, „wenn wir für das arme Aennlischen auch einen Teller herumgehen ließen? Das arme „Dèr“**) dauert mich wahrhaftig, wie es ſich abquälen muß, um den alten Sprienfenger zu ernähren, der es ja, wie Du weißt, zu ſich ins Haus genommen hat, als Aennlischens Mutter ſtarb, und der Grewe es aus dem Dorfe jagen wollte. Wenn es doch nur zu uns gekommen wäre! Mein Vater wollte es ja ſo gern aufnehmen und ließ es zu ſich rufen, aber es ſagte: der „alle Granſcho“***) iſt mein Vetter und weil der mich haben will, muß ich auch zu ihm ziehen und ihn pflegen. Und mit den Worten lief es ſogleich wieder zum Hauſe hinaus. Und ſo wohnt es nun bei dem Alten und hilft dem Sprien fangen im Sommer und trägt ſie faſt jeden Tag bei Wind und Wetter zum Verkauf in die Stadt und arbeitet ſich Tag und Nacht ab, um ſich ein Gotteslohn zu erwerben.

„Ich habe auch ſchon ſo viel Gutes von dem Aennlischen gehört. Laß es uns gleich einmal herrufen, daß es auch einmal einen fröhlichen Tag habe.“

„Da ſpart nur die Mühe! Das kommt Euch gewiß nicht! Denn das läßt den Alten nicht allein, und dann hat es auch gar keine Kleider darnach, daß es ſich „düſſen Dag“†) hier könnte ſehen

*) Habſüchtig (von Rachen abzuleiten).

**) Thier, häufig von Mädchen gebraucht.

***) Granſcho iſt der germaniſirte Namen: „Grandjot.“

†) „Düſſen (kontrahirt auch „dü'n“) Dag“ = heute, wofür im Plattdeutſchen das Wort fehlt.

laſſen. Und geſchenkt nehmen will es keinen Staat, denn es ſagt, der paſſe nicht für ein armes Waiſenkind.

„Wenn wir aber hier ſammeln, nimmt es da wohl die Geſchenke an?“

„Ja, das thut es gewiß, wenn auch nicht für ſich, doch gewiß ſeinem Alten zu Gefallen.“

Da dankte die junge Frau dem Katrinlis, daß es ſo liebe Worte „eſwatzet“*) hätte, und ließ ſofort für Aennlischen einen Teller herumgehen, auf den ſie einen blanken Thaler legte. Von allen Gäſten wurde das arme Mädchen reichlich bedacht, nur nicht vom Grewen, der die Sache anzeigen wollte, weil das unerlaubte Bettelei wäre. Das ſchönſte Geſchenk aber gab Katrinlis, das legte einen ſchönen „Ort“ (Ortsthaler = 6 gGr.) auf den Teller und mit ihm eine helle, mitleidige Thräne.

Der Teller war jetzt in der Reihe der Gäſte herumgewandert, und bald war das arme Aennlischen vergeſſen, und man überließ ſich wieder der wildeſten Luſt. Nach und nach ſchlich ſich manches ältere Pärchen hinweg mit dem reichlich beladenen Tuche in der Hand, das für den folgenden Tag noch die Familie mit fetten Leckerbiſſen verſorgte. Die jüngere Welt konnte noch kein Ende finden. Ein Mädchen aber von den Hochzeitsgäſten ſuchte man lange umſonſt im Saale unter den fröhlichen Reihen!

Was mochte das wohl für ein Mädchen ſein?

---

*) Schwatzen überhaupt = ſprechen. „Spräken“ wird nur in der Bedeutung: „hochdeutſch reden“ gebraucht.

II.

Der Sprienfang.

Unterdeß aber, daß die in Dennekens Hause so toll und lustig schrieen und hopsten, war unser Aennlischen nicht so lustig und so froh. Wer während dem über die Wiesen am „klênen Kelserdike“ (kleinen Kelzerteiche) ging, konnte da den alten Grandjot mit einem 18jährigen Mädchen sehen, dessen feines Gesichtchen mit den „blâen“ (blauen) Augen, nebst den dort zu Lande so seltenen aschblonden Haare unserem Aennlischen den Namen des Stadtkindes zugezogen hatten. Auch heute waren beide wieder, wie gewöhnlich in Sommerstagen, wenn das Korn in Halmen steht, gegen Abend hinausgegangen zu ihrer gewohnten Beschäftigung. „Donne“ (dicht) bei dem Kelzerteiche ist 'ne kleine grüne Hütte, sieht aus wie ein Busch, darin saß der Alte und wartete auf die Sprähen, die um diese Zeit mit ihren flüggen Jungen aus den Wäldern kommen, um im Schilfe des Teiches mit den geschwätzigen Rohrspatzen zu plaudern und dann gemeinsam die Nachtruhe zu halten. Unterdessen zog Aennlischen der „Lockspriɐ“ einen Faden durch die Nasenlöcher, band sie an ein Stöckchen fest am Boden, steckte die ausgestopften Sprähen daneben in den Wiesenplan und breitete zu beiden Seiten des lebendigen und der todten Lockvögel die langen, schmalen Netze aus. In ihre Beschäftigung hinein klang mehrmals, begleitet vom munteren Rufe der „Wissensnarre“ *), die rauhe Stimme des Alten, der aus einer französischen Refugiés-Familie stammend, nach seiner Weise bald in das nur noch im Unwillen ihm mundgerechte Jargon überging und mit einem „parbleu dépêche-toi“ das Mädchen anzutreiben versuchte. Denn schon war an einer Seite des Teiches der Himmel schwarz von den ersehnten Vögeln. Aennlischen war aber auch bereits mit seiner Arbeit fertig und gab dem

*) Wachtelkönig, Wiesenschnärcher.

Alten die zweifache Leine in die Hand, womit er die Netze zuzieht über den Köpfen der armen Sprähen, die ihren Schwestern auf der Wiese Gesellschaft leisten wollen. Dann lief sie an den Teich und scheuchte mit lautem Rufe aus dem Schilfe die Sprähen auf, die sich dort bereits niedergelassen hatten. Wie freudig klopfte doch allemal ihr kleines Herz, wenn ein „Swärem“ (Schwarm) über den Netzen schwebte.

Gott gebe, sprach sie dabei vor sich hin, daß wir heute vollends die Pacht herauskriegen, die der Alte morgen bezahlen muß. Und wenn wir nun gar ein Paar Heller übrig behielten — es fehlt ja nur noch ½ Thaler an dem Gelde — daß ich doch dem alten schwachen Manne einmal 'was zu Gute thun und ihm einmal wieder eine warme Suppe*) kochen könnte. Er meint es ja so gut mit mir, und wenn er auch einmal schimpft, so weiß ich doch, daß es nur von seiner Krankheit kommt und nicht aus seinem Herzen! Ach und wie prächtig wäre es erst, wenn wir uns soviel sparten, daß wir nächstes Frühjahr uns ein Paar „Welschen-Eggere“ (Welschen-Eier) kaufen könnten, die ließen wir von Vetter „Hankenras'ens“ (Johann Conrad) Welsch ausbrüten und ich triebe dann die kleinen Welschen hinaus und weidete sie auf dem Anger, und wenn sie groß und fett wären, dann trüge ich sie mit den Sprähen in die Stadt.... Und dabei wurde sie so voll Freude, daß sie laut anfing zu lachen und es ganz vergaß, daß sie unterdessen dicht an die Hütte des Alten herangekommen war. Brr— ging's auf einmal und auf flogen die Vögel mit großem Geschrei, als der Alte eben einen „düggenden“ (tüchtigen) Zug thun wollte. Als nun das Aennlischen hinlief und nachsehn wollte, wieviel sie gefangen hätten, da war es 'mand èn Klupp“ **) und dar-

*) Nicht zu verwechseln mit dem „Supen,“ einer Brockensuppe.

**) = 10 Stück; mand = nur.

unter noch zwei alte, die mit ihren ſchimmernden, ſchwarzen Federn und den weißen Perlen darauf dem Aennlischen doch bei Weitem nicht ſo lieb waren, wie der unanſehnliche graue Rock der jungen. Während ſie aber an den Netzen herumging und den Vögeln die Köpfchen eindrückte, da liefen ihr noch mehr helle Thränen über die blaſſen Backen, als ſie ſonſt wohl vergoß, wenn ſie die unſchuldigen Thierchen tödtete. Es war ihr bei jedem tödtlichen Drucke ihrer Hand, als hörte ſie deutlich aus der Bruſt jedes einzelnen Vögelchens den Klagerus ertönen, den einſt jener gelehrte Staar ſeinem podagriſtiſchen Herrn abgehört und, als er auf ſeiner Flucht gefangen wurde, in gleicher Lage wie die unglücklichen Schlachtopfer ausgeſtoßen hatte: „Potz Sapperment, was Schmerzen!“ Und dann fuhr ihre Hand krampfhaft zurück und ſie meinte, es wäre doch eine Sünde, ein Thierchen zu tödten, aus dem noch einmal ein Staar von Segringen werden könnte, und das noch dazu „Nèmes wat tò Le doit.“ *) — Aber es half nichts, der Alte ließ wieder ſein „parbleu, dépêche-toi“ erſchallen und bald war das traurige Geſchäft zu Ende. Unter dem Murren des Alten, der die „bêtise“ Aennlischens ſchalt, ſchnürte dies die Vögel an einer Weidenruthe auf, die es kreisförmig zuſammenbog und dem Alten überlieferte. Der war unterdeſſen wieder ruhiger geworden und ging in ſein freundliches „Platt“ (Plattdeutſch) über.

„Gang**) allewile un driwe düggend,“ ſagte er dem Mädchen, und ſogleich eilte es dem Teiche zu. Aber dem armen Aennlischen half all' ſein Treiben nicht viel; es lief „in ènem fort“ (immerfort) um den Teich herum und rief und ſchrie, aber es ging mit den Sprähen, wie mit den Aepfeln im Liede vom Kasper: „De Sprien, dè wulden ni kummen.“ Die waren diesmal klüger

*) Niemanden etwas zu Leide thut.

**) Gehe; he geit = er geht; ſe gât = ſie gehen. (Aehnlich he ſteit und ſe ſtât, von „ſtän,“ ſtehen.

und wußten mehr als das Aennlischen; die wußten, daß es ſchon regnete und „rē“ (bereits) anfing zu donnern; das wußte das Aennlischen nicht. Wie konnte das auch Acht haben auf das Wetter, „wīle“*) die Sprähen ihm im Kopfe herumgingen. Und dann dachte auch wohl das Aennlischen, als es nun wirklich am Ende auch den Donner hörte und doch noch immer fort rief, daß die Sprähen wohl vor ſeinem Rufen den Donner nicht hörten und dann herauskämen aus ihrem Schilfe. Und der Regen... — ach, es regnet ja gar nicht, verſicherte ſich das Aennlischen ſo lange, bis es ſelbſt es glauben mußte. Und als eben ein „Mähder“ (Mäher) von der Wieſe nach Hauſe ging, die „Seiſe“ (Senſe) auf der Schulter und den „Slotterpād“ (Behälter für den Schleifſtein) auf dem Rücken, und ihm ſagte, daß es doch heim gehen möchte bei dem Unwetter, da wollte es nicht auf ihn hören. Und es fuhr fort zu treiben. Aber die böſen Rohrſpatzen und die Sprähen verſpotteten nur das Aennlischen und ſchrieen immer lauter und blieben in ihrem Häuschen ſitzen. Ach, wenn ſie doch gewußt hätten, wie unſerm armen Aennlischen um's Herz war, ſie hätten es gewiß nicht verhöhnt. Da ſetzte ſich nun das gute Kind an den Teich unter einen Weidenbaum und fing an „to grīnen“ (zu weinen) aus ſeinen „blāen“ Augen und wollte dem Alten die Hiobspoſt immer nicht bringen, und meinte, der wird ja in ſeiner dichten Hütte von dem Unwetter nichts gewahr. Der Alte aber hatte unterdeſſen Netze und Sprähen längſt eingepackt und die Mädchen, die auf einer „Fōre Flas“*) vorbeizogen und bei all' dem Wetter abwechſelnd jubilirten und das „jamerige“ (klägliche) Lied von dem „aiſchen Zaldaten“ (böſen Soldaten) ſangen, haben zu Hauſe er-

*) Während, wie das engliſche while. Das hochdeutſche „weil“ wird durch „barümme dat“ umſchrieben.

**) Fuhr (Fuder) Flachs.

zählt, daß der Sprienfänger oft nach dem Aennlischen gerufen habe, aber das Aennlischen hat Nichts davon gehört. Da kam er aber selber und wollte es in seine Hütte holen, bis daß der Regenschauer vorbei wäre und als er es fand, da schalt er es, daß es so kindisch wäre und war ganz unwirsch, daß sie nun gar Nichts gefangen hatten. Aber das Aennlischen sprang plötzlich auf und war ganz lustig und wies (weisen = zeigen) dem Alten ein Stückchen blauen Himmel zum Zeichen, daß „de Schure“ (der Schauer) gleich vorbei sei und tröstete ihn mit der Aussicht auf einen guten Fang. Dann ging es mit ihm in die Hütte und erzählte ihm unterdeß allerhand hübsche Geschichten von den Riesen, die einst drüben in der Hün'schen Burg gehaust hätten, von den „Wispelmänneken“ (Wichtelmännchen) im Kelzerberge, die ein kleines, muntres Völkchen wären und den guten Leuten schon oft geholfen hätten mit vielem Gelde aus ihrem Schatzkämmerlein, das sie in der Tiefe nicht weit von dem „Borne“ (Brunnen, Quelle) der „Twiwwele“*) haben; die aber auch schlimm sein können und den bösen Leuten die Kinder stehlen und ihre eigenen dafür in die Wiege legen; und dann kam sie auf die Spukacke am „grauten**) Kelserdieke“ zu reden, wo sie selber einmal einen feurigen Mann gesehen hätte mit dem Kopfe unter dem Arme und dabei schalt sie auf den Schulmeister, der Nichts von Wundern und „Teken“ (Zeichen) wissen wolle und gesagt habe, es wäre nur ein fauler Weidenbaum des Ufers gewesen. Unterdessen hatte es draußen aufgehört zu donnern und zu blitzen, aber der Regen wollte nicht nachlassen, und vom blauen Himmel war Nichts mehr zu sehen.

Komm laß uns heimgehen, sagte der Sprienfänger, mit dem

*) Namen der Wasserleitung, welche vom Kelzerberge nach Hofgeismar führt.

**) Großen. Der große Kelzerteich liegt neben der von Hofgeismar nach Cassel führenden Landstraße, zwischen erstierer Stadt und Grebenstein.

Fange iſt's für heute nun doch vorbei, „de lèwe God“ *) (der liebe Gott) wird ja weiter helfen! Da konnte das Aennlischen auch Nichts weiter dagegen haben und packte die Netze auf den Rücken, während der Alte den Beutel mit den ausgeſtopften Sprähen, die gefangenen Vögel und die Lockſprie „bören“ (tragen) mußte, und ſo kehrten beide nach Hauſe zurück.

Als ſie aber eben in's Dorf eintraten, kam ihnen das Katrinlischen entgegen geſprungen und rief das Aennlischen bei Seite. Was ſie da zuſammengeſprochen haben, das kann ich Euch nicht ſagen, aber das weiß ich, daß das Katrinlischen dem Aennlischen zuletzt etwas in die Hand drückte und ſchnell entſprang und daß dem Aennlischen da die Thränen über die Backen liefen und es anfing zu beten. Danach lief es zum Alten und zeigte ihm ein Paar blanke Thaler und viele „Wispenn'ge und Driggere“ **). So glücklich hatte ſich das Aennlischen noch nie ſchlafen gelegt und ſo ſchön hatte es nie wieder geträumt ſeit Kindestagen, wie in der Nacht nach Dennekens Hochzeit.

III.

Se langet Mai. ***)

Der Winter mit ſeinem Tegenſchingere †) und ſeiner Schneedecke war über das Dorf inmittelſt hingezogen und erſt nach langem Kampfe von dem ritterlichen Frühling in die Berge verjagt worden. Jetzt

---

*) Die harten und weichen Endkonſonanten werden, wie in der engliſchen Ausſprache, ſcharf geſchieden.

**) Weißpfennige (die alten Albus) und Dreier.

***) Sie holen Maibilſche. Die 3 Perſonen plur. praes. endigen ſich ſtets auf **t**.

†) Ziegenſchinder, der ſcharfe Wind zu Anfang und Ende des Winters.

war aber der ſelige „Pinkeſtſunnabend“ (Pfingſtſonnabend) erſchienen und die junge Welt des Dorfes, unſer Katrinlischen zumal, war froh und guter Dinge. Wie eben die Sonne hinter dem Reinhardswalde herauf kam, da „ſtund“ es auch ſchon vor dem Hauſe des alten Sprinefängers und klopfte ſo lange, bis das Aennlischen wach wurde.

Komm nur gleich heraus und geh mit in's Kelzerholz, die Schulkinder ziehen jetzt hinaus und langen Mai, daß ſie auf morgen „de Kerke“ (die Kirche) und die Häuſer grün herausputzen können. Da hat mich nun unſer kleine Jürgen ſo lange gequält, bis ich zuletzt Ja geſagt habe. Und da bin ich nur gleich hergelaufen und wollte Dich mitnehmen; bis zu Mittag ſind wir längſt wieder da, und da kannſt Du das Haus noch „genung“ ſcheuern und putzen, was Dir ja doch beſonders flink abgeht. Da wollen wir einmal wieder recht luſtig im Holze herumſpringen und thun, als wenn wir wieder Kinder wären, es ſoll Dir gewiß recht gut gefallen. Und dann, liebes Aennlischen, habe ich auch etwas „Nigges“ (Neues) für Dich, das Dir gewiß große Freude macht — aber das ſollſt Du erſt auf dem Wege erfahren.

Wenn ich Dir einen Spaß damit machen kann, gehe ich gleich mit, liebes Katrinlischen, wenn Du mir auch keine beſondere Neuigkeit zu ſagen haſt. Aber erſt muß ich's dem Alten ſagen. Geh' nur derweile hin, ich will gleich nachkommen.

Wie aber das Katrinlischen nur ein Paar Schritte vom Hauſe war, da kam ſchon das Aennlischen hinter ihm her, und nun „henkelten“ ſich die beiden Mädchen unter und zogen hinter den „Skölkingern“ (Schulkindern) her, die „ſelfanger“ (ſelbander, zu zweit) einen langen Aſt zwiſchen ſich, hinausmarſchirten, nach dem Holze zu. Die waren in ſchnellem Schritte ſchon eine gute Strecke vorausgekommen, nur der kleine Jürgen, der Bruder des Katrinlischens blieb bei ſeiner Schweſter und ſprang munter nebenher. Der Junge nahm ſich recht luſtig aus in ſeinem „Rücheln“ (Aermel-

jacke) aus „gröner Wand“ *) und den kurzen, engen „Büſſen“ (Beinkleidern), mit der Strumpfmütze auf dem Kopfe und in den langen Strümpfen mit den blau-weißen Zwickeln. Und ſah man nun gar die kregeln Augen unter der Strumpfmütze hervorgucken, die taktmäßig bei den tanzenden Sprüngen des Knaben mitwackelte, da mußte man lachen ob man auch nicht wollte, und ſo ging es auch unſerem Aennlischen, das man ſonſt ſelten lachen ſah. Und dann wußte der Junge auch ſeine Worte ſo ſchön zu ſetzen, und wie er auf die letzte Walpurgisnacht zu ſprechen kam, da vergaß das Katrinlischen ſogar ſeine Neugkeit.

„Was ich aber auch für Aengſte ausgeſtanden habe in dem Holze, liebes Katrinlischen, wie es ſchon Abend war und der „Mân“ (Mond) ſchien nur noch ſchwach und Du wollteſt immer noch nicht heimgehen und immer noch „Gekrüdere“ (Kräuter) ſuchen. Der Schulmeiſter freilich, der es mit allem „Nigge-kum-ich“ **) hält, meinte, die Kräuter, die man in dieſer Nacht ſucht, wären nicht mehr werth, wie die andern auch, aber das iſt doch nicht wahr, Katrinlis? Du weißt doch, wie ſie ſchon im vorigen Jahre unſerer Ziege geholfen haben! Darum blieb ich auch bei Dir, aber gefürchtet hab' ich mich doch, daß ich zitterte wie Espenlaub; wenn ich an die Hexen denke, die auf dem „Besmenſtèle“ (Beſenſtiele) den Leuten in den „Rauk“ (Rauchfang) fahren, wie ihr in der Spinnſtube erzähltet. Und ich glaube auch noch immer, daß ſie in der Stadt an dieſem Abend mit dem Läuten in der Kirche blos die Hexen vertreiben wollen, wenn auch der Lips zehnmal ſpricht, das thäten ſie blos, um den Bürgern anzuzeigen, daß vom folgenden Tage an die Kühe in den Wald getrieben würden. Und

---

*) Grünes Tuch (wât der Nibelungen). Man denke auch an „Leinewand.“

**) Wörtlich Neu-kommt-auf = neue Moden.

wozu machen wir denn die drei Kreuze an die Thüre, als dazu, daß uns die Hexen Nichts anthun können? Und in so einer Nacht ſollte Einem nicht „gruſelig“ (grauſig) zu Muthe ſein?“ — Plötzlich aber, wie um ſich ſelbſt und die Andern zu erheitern, ſprang Jürgen in einen heitern Ton über und erzählte jubelnd von einem frohen, herrlichen Feſte, an dem man alle ſolche Aengſte vergeſſen könne. „Nächſtens,“ fuhr er fort, („ſo het mè de Lips eſägt“) *) „da ziehen die Bürger aus der Stadt, wie alle 5 Jahre, wieder um ihre Gemarkung und da kommen ſie auch nicht weit von unſerem Dorfe her, wo's ein Feſt gibt, viel größer als eine Kirmes oder eine Haushebung. Der Lips iſt das vorige Mal eine große Strecke mitgeweſen und hat ſelber, wie die Schuljungen aus der Stadt mit durch das Haus kriechen müſſen, durch das in einem nahen Dorfe die ſtädtiſche Grenze lauft, und hat's mit angeſehn, wie die Stadtjungen mit dem Rücken tüchtig an die Grenzſteine geſtoßen ſind, auf daß ſie das „Gerecht“ (die Rechte, Gerechtſame) der Stadt ordentlich in Acht nähmen, wenn ſie erſt groß ſind. Und dazu ſpielt dann immer ſchöne Muſik, die auf einem geputzten Wagen mitfährt, und zu eſſen gibt's da, wie's in dem hübſchen Liede heißt:

„Twiebecke ſied da, van Wulfhagen echte
(Se ſied wal dem hungrigen Müle gerechte)
Un Wegge un Koken, van Safferan gêl,
Se ſmecket ni bitter und ſeet ni ſcheel.“ **)

*) So hat mir der Philipp geſagt.

**) Aus einem von meinem ſeligen Vater in plattdeutſchem Dialekte verfaßten und veröffentlichten Fragmente („de Köggekrawall) in Firmenich's Völkerſtimmen Germania's. — Die urſprünglich von den Zwiebäcken geltende Redensart „von Wolfhagen echt“ wird dann auch im allgemeinen Sinne gebraucht. Wegge = Wecke; gêl = gelb; ſeet = ſehen aus.

Da „droft“ (dürft) ihr Mädchen aber nicht mitgehen, das iſt blos 'was für uns Jungen. Juchhe, daß ich ein Junge bin!“ Und mit dem bekannten Spottverſe auf die Mädchen, der mit den Worten endet: „De Mäkens duget (taugen) gar ni vil, dè jagt me middem Besmenſtil“ beſchloß er ſeine Rede.

Unter ſolchem Geſpräche waren die zwei Mädchen mit Jürgen in dem Walde angekommen, wo bereits die Jungen auf den Bäumen ſaßen und mit den „Hegern“*) und den Kuckuken um die Wette ſchrieen. Sie hieben mit den „Barten“ (Aexten) grüne Aeſte herunter, und die Mädchen laſen ſie auf und erzählten ſich dabei Geſchichten. Da konnte nun auch das Katrinlischen ſeine Heimlichkeit (Geheimniß) nicht länger verſchweigen.

Ich will es Dir nur jetzt ſagen, liebes Aennlischen, warum daß ich heute ſo froh und ſo ausgelaſſen bin. „Iiſtert“ (geſtern) iſt der Hankenras „ungen“ in Caſſel geweſen und der hat einen Gruß an mich ausgerichtet von meinem Schatz und daß der Feldwebel dem Dengel geſagt hätte, er würde „bale Ungeroffenzèr“ (bald Unteroffizier) und dann könnte er Hochzeit machen. Regimentsſchreiber iſt er ja ſchon — he ſribet awerſt auk gar tò 'ne ſköne Hand“**) — da folgt nun der Unteroffizier gewiß bald nach und dann will er hème kommen zur Hochzeit. Das gibt eine Luſt, Aennlischen! Du wirſt doch meine Brautjunfter!

Ja, das werd' ich gewiß Dir zu Liebe. Ich habe noch ein paar Thaler geſpart, davon will ich mir ein Kleid kaufen und ausſehen, daß Du Deine Freude an mir haben ſollſt. — Abgemacht, ſagte Katrinlischen, und nun laß uns einmal gleich einen neuen Tanz zur Hochzeit einüben, wie ich ihn neulich am Geismer'ſchen

---

*) Heher (Nußheher), der bekannte ſchöne Waldvogel.

**) Er ſchreibt aber auch eine gar zu ſchöne Hand.

„Säerborn“ *) gesehen habe; drüben ist ja eine „luchte“ (lichte) Stelle im Walde.

Derweilen aber die beiden Mädchen tanzten, waren die Anderen mit dem Sammeln des Maies fertig geworden, hatten es in Bündel gebunden, und der kleine Jürgen mit seinem Bunde auf dem Kopfe rief die Mädchen herbei. Lustig zogen Alle aus dem Holze heim und putzten ihre Häuser. Ganz glühend vom Tanze folgte das Katrinlischen und das Aennlischen der Schaar. Die „alle Liese“ aber, die den beiden Mädchen kurz vor dem Dorfe begegnete, schüttelte bedenklich den Kopf, als das Aennlischen noch immer eine ganz absonderliche Röthe im Gesicht hatte und nicht recht „Ame“ (Athem) bekommen konnte. Selbigen Abend aber hat die Alte im Dorfe den Leuten gesagt, daß das Aennlischen 'was Zehrendes (Auszehrung) hätte, und den Kuckuk nicht wieder rufen hören würde.

IV.

Det Sriwen.**)

Es war ein hübscher Sonntagsnachmittag kurz nach Pfingsten. Die Mittagskirche war vorbei und draußen vor dem Dorfe auf dem grünen Anger spielte die Jugend, voran unser Jürgen und sang und jubelte zugleich mit den „Loireks“ (Lerchen), und an den Hausthüren saßen die Bauersfrauen und die Männer in Hemds-

*) Der Sauerborn ist der Gesundbrunnen bei Hofgeismar.
**) Das Schreiben = der Brief.

ärmeln, während Andere im Felde herumgingen und sich das Wachsthum der Frucht ansahen. Die Burschen und die Mädchen tanzten unter der Linde, nur das Aennlischen war bei dem Alten zu Hause geblieben und las ihm aus dem Habermännchen*) vor. Und wie sie beide so andächtig dasaßen, hatten sie gar nicht bemerkt, daß unterdeß das Katrinlis hereingekommen war mit seinem Schatze. Das Pärchen störte auch das Aennlischen nicht, sprach auch nicht mit einander und es soll ihm doch die Zeit nicht lang geworden sein. Als aber das Aennlischen mit seinem Beten fertig war und der Alte in der Ecke „slèp“ (schlief), da sprang das Katrinlischen auf es zu und sagte:

Da sieh nur einmal, was mein Dengel für ein „Kèrel“ (Kerl) geworden ist. Wahrhaftig, wenn er nicht mit mir hereingekommen wäre, Du hättest ihn nicht wieder erkannt in seiner vornehmen „Mundirunge“ (Uniform). Dafür ist er aber auch jetzt Unteroffizier und in einer Woche machen wir Hochzeit „Mören“ (morgen) lassen wir uns vor Amt schreiben — der Dengel hat nur zwei Tage „Verleuf“ (Urlaub) und wenn wir dann dreimal von dem Geismer'schen Parre aufgeboten sind, dann soll es, will's Gott, gleich losgehen. Nicht wahr, lieber Dengel?

Je eher, je lieber, mein Katrinlischen. Und dann ziehen wir gleich in die große Stadt, da kannst Du manchmal in's Schauspiel gehen und die große Parade Dir angucken und unseren Fürsten, wenn er mit seinem Vorreiter und sechs Isabellen durch die Straßen fährt. Das sind Dir andre Pferde, wie Du sie hier auf dem Acker sieh'st, — ach, und die vielen bunten Soldaten mit ihren Monturen. Das ist eine Lust, liebes Katrinlis!

Da hüpfte das Mädchen auf vor Freude und vergaß in seiner Herzenslust ganz, dem Dengel Vorwürfe zu machen, daß er so

*) Das bekannte Gebetbuch von Habermann.

lange Nichts hätte von sich hören lassen. Das Aennlischen aber lachte auch mit, wenn es auch recht blaß und krank aussah, und nach einer Weile zog der Dengel ein Schreiben aus seiner Montur und sagte: Da Aennlischen, da habe ich auch 'was für Dich!

Für mich? Wer sollte denn an mich schreiben?

Nun, man kann ja nicht wissen. Lies nur einmal selber die Aufschrift, die Andresse, wie sie das bei uns heißen, ob's nicht paßt: „An Junfter Anne Kathrinne Seidel in Kelze.“ Bist Du das nicht?

Von dem Briefe hast Du mir ja aber noch gar Nichts gesagt, sprach in bitterem Tone Katrinlis.

Ich weiß wohl, daß ihr Mädchen nicht leicht 'was für euch behaltet, und ich wollte doch, daß das Aennlischen nicht eher etwas von der Sache erfahren sollte, bis daß ich ihr den Brief brächte. Er lag in einem Briefe an mich, den ich vergangene Woche weit her bekommen habe.

Von wem ist er denn nur aber, fragten die Mädchen, die noch immer nicht wagten, den Brief zu öffnen.

„Nun les't nur“ und damit riß Dengel selber das Siegel auf. „Det Sriben“ aber hieß so:

„Liebes Aennlischen, sag' mir einmal, thust Du wohl den Nabersjungen Hanhenner (Nachbarsjungen Johann Heinrich) noch kennen? 'S ist nun freilich schon lange her, daß ich von Kelze weg bin, aber dafür sind wir ja auch in Kindestagen so oft zusammen gewesen, und ich habe Dir manchmal auf Deinen Geburtstag, der gerade in's „Korensnien“ (Kornschneiden, Roggenärndte) fällt, einen hübschen Blumenhost gebracht, und mit Dir zusammen von dem Teller mit dem hübschen Spruche gegessen (o ich habe ihn nicht vergessen:

Hasenbräen un Zelât
êt' it gêren frö un spat),

und dann weintest Du immer, daß ich fünf Jahre älter wäre,

wie Du und wohl bald weg müßte in die Welt. Da vergißt man sich doch so leicht nicht, sollt ich meinen. Ich habe von Deinem Kreuze gehört, daß Dein Vater und Deine Mutter todt sind, und daß Dich der verfluchte Grewe — Gott verzeih' mir die Sünde — gewiß*) hat aus dem Dorfe jagen wollen, weil Deine Eltern nach Schöneberg**) gehörten und daß Dich der alte Sprenfänger zuletzt zu sich genommen hat. Was thust Du mir doch so leid, liebes Aennlischen! Mir geht es hier alleweile recht gut. Ich habe auch lange müssen umherlaufen***) in der Fremde, bis daß es mir geglückt ist. Nun bin ich aber Meister und habe mir soviel gespart, daß ich in Fürth ein Geschäft als Färber habe anfangen können. Das Fürth, das thut weit von euch wegliegen und gehört dem König von Baiernland, was ein gar großes Land ist mit vielen gewaltigen Städten. Der Schulmeister kann Dir das genau bescheiden und auf seiner großen Karte weisen. Und weil es mir nun hier so gut geht und mir Nichts fehlt, wie eine tüchtige Hausfrau, so wollte ich kurz und gut um Dich „friggen" (freien) und Dich rund von der Leber weg fragen, ob Du meine Frau werden willst. An Dir thut ja ein ehrlicher Mann sich gewiß nicht „verkeupen" †), Du hast ja ein so gutes Herz und handelst ja an dem Alten, wie die fromme Ruth gethan hat an ihrer Schwieger. Ich hätte gern selber die Reise gethan und wäre zu Dir „bower Land" ††) gegangen in „Hanschen un

*) Drückt das französische dit-on aus.

**) Schöneberg, eine Kolonie am Fuße des gleichnamigen prächtig bewaldeten und mit einer Ruine gekrönten Berges, welcher der Hofgeismar'schen Jugend durch die Sage vom Ursprunge der „Stötewegge" (Stutzwecke) bekannt ist.

***) Diese ächt plattdeutsche Wortstellung ist im Holländischen noch immer die korrekte.

†) Sich verkaufen = einen Fehlkauf thun.

††) Ueber Land gehn = verreisen.

Hôt“ (Handschuh und Hut), wie sie hier die Leute tragen, aber ich wußte nicht, ob Du mich nehmen willst, und „ümmesüst“ (umsonst) mochte ich doch das viele Geld nicht ausgeben, was mich die lange Reise kosten thut. Wenn Du aber Ja sagst — nicht wahr, das thust Du doch, liebes Aennlischen — dann will ich auch gleich selber „hême“ (heim, nach Hause) kommen und mir das liebe Kelze eimal wieder ansehn, und dann machen wir Hochzeit. Wie geht es denn Dennekens Stoffel in seinem Ehestande? Der Dengel, der „Hertensdêf“ (Herzensdieb), hat mir geschrieben, daß er auch bald heirathen will, wenn er nur erst Unteroffizier ist. Grüße doch alle Leute von mir, die mich noch kennen, besonders aber den Schulmeister und Sassens und Bonnets! Haben die denn noch immer so stolze „Bêstere“ (Rindvieh, bestiaux)? Schreibe mir ja bald Antwort und sage nur nicht Nein, gutes Aennlischen. Es thut Dich herzlich grüßen

Dein

Hanhenner Wagener.

Nachschrift. Daß die Leute hier zumeist katholischen Glaubens sind, laß Dich nicht irren. Wir haben in unserer Stadt auch eine reformirte Kirche und da brauchen wir uns um die Katholischen nicht viel zu scheeren. Wir haben hier auch eine Eisenbahn; wo die Wagen ohne Vorspann fahren, der Schulmeister kann Dir das wohl bescheiden.“

Als Dengel den Brief fertig gelesen hatte, wußten die Mädchen lange gar nicht, was sie dazu sagen sollten. Das Katrinlischen faßte sich zuerst ein Herz und meinte: Ich sagte es ja immer, laßt mir den „drügen“ (= dürr, trocken) Hanhenner nur gehen, wenn er sich manchmal auch ein bischen täppisch anstellt, es ist doch ein gescheiter Junge, aus dem einmal 'was werden kann. — „Und ein gutes Herz hat er auch,“ sprach Dengel, „und wird es mit

dem Alten brav meinen. Ihr habt doch gewiß Nichts dawider, wenn der Hanhenner das Aennlis heirathen will.“

Der Hanhenner! — ſagte der Alte, der eben erſt munter geworden war. Ja, das war immer ein prächtiger Junge, und ich habe ihn immer ſo gern gehabt. Ach, wie gut bekäme es da das Aennlischen, und dann brauchte ich in meinen alten Tagen wohl auch keine Sprien mehr zu fangen. Dengel, lies mir einmal gleich das Schreiben vor!

Du wirſt Dich doch gar nicht weiter bedenken, ſagte unterdeß „biſid“ (bei Seite, abſeits) das Katrinlischen zu ſeiner Freundin. Du mußt gleich Antwort ſchreiben, der Dengel kann ſie ja aufſetzen.

„Bö de lêwe God will“*) ſagte das Aennlischen, das erſt jetzt wieder reden konnte, der Hanhenner iſt ein guter Mann und ich habe ihn ſo recht von Herzen lieb. Aber das muß ihm der Dengel erſt ſchreiben, daß ich keine rothen Backen mehr hätte und gar „ölibig“ (oleibig = ſchwach) ausſehe, damit daß ich weiß, ob er mich auch ſo noch lieb haben kann.

Und ſo viel auch die Anderen an ihm reden mochten, es blieb dabei, und nun mußte der Dengel gleich einen Brief an den Hanhenner aufſetzen. An Witzen und Scherzen fehlte es dabei nicht, und auch das Aennlischen war jetzt mit den Anderen gar froh und guter Dinge. Aber als der Dengel mit ſeinem Briefe „rê“**) war, und das Aennlischen ſich ihn noch einmal betrachtet, ehe er zugemacht wurde, da fiel eine helle Thräne hinein und die Sprähe in der Ecke ließ einen kläglichen Thon hören. Was die Thräne und der Klageton wohl zu bedeuten hatten?

---

*) Wie der liebe Gott will.

**) Das Wort, welches wir oben in dem Sinne „bereits“ kennen kernten, bedeutet hier fertig (avoir fini).

V.

Nau 'ne Hochtid un — de Daut. *)

Johanni war dem Katrinlischen *seine* Hochzeit. Da ging es nun schon viel vornehmer her, wie vor'm Jahre bei Dennekens, weil der Unteroffizier sich mit den Bauern nicht „gemène“**) machen wollte und es den Städtern nachthat. Wie der *Parre* nun das Paar zusammen*gegeben* hatte und die Gäste munter und lustig tanzten, und der Jürgen sich mit seinen Freunden um den *Hochzeitskäse* schug, da schlich sich das Aennlischen, das die Brautjungfer von Katrinlischen war, auf einmal hinaus und war lange nicht zu sehen. Draußen vor dem Dorfe bei einer Weißdornhecke setzte es sich nieder und greinte in *einem* fort und dachte:

Ach wie wäre es, wenn derselbe Schreiner, der eben für das Katrinlischen eine Wiege zur Aussteuer gemacht hat, für mich bald einen Sarg machen müßte! Der arme Hanhenner! Aber es war doch auch Unrecht von mir, daß ich ihm nicht geradezu abschreiben that, *derweil* ich doch wußte, wie schlimm es in der letzten Zeit mit mir steht!... Gott verzeih' mir die Sünde, ich dachte auch an den armen Alten, dem ich gern ruhige Tage verschaffen wollte. Und dann bin ich ja auch gar nicht so krank, nein ich will nicht krank sein.... Wäre doch nur das Schreiben ein Jahr früher gekommen, dann.... Aber ich will doch noch leben, nicht wahr, lieber Gott, zum Sterben bin ich noch so jung!

Wer spricht denn vom Sterben? rief plötzlich Jürgens helle Stimme, die hinter der Hecke erscholl. Auf die Hochzeit sollst Du ja kommen, wo Dich alle Welt sucht und wo ich's so *mit der*

*) Noch eine Hochzeit und der Tod.

**) Ein *gemeiner*, auch wohl *niederträchtiger* Mann ist soviel, als ein herablassender Mann, sich gemein machen = sich herablassen.

Angſt*) kriegte, als ich Dich nicht mehr ſah. Ich habe aber auch nicht eher geruht, bis ich Dich gefunden habe, nun komm gleich mit zu meiner Schweſter!

Danach kehrten beide zurück, und als ſie im Hochzeitshauſe wieder ankamen, gab es allgemeine Freude. Das Katrinlischen drohte wohl mit dem Finger, aber ausfragen mochte es das Aennlischen weiter nicht. Nun wollte das Aennlischen das Herzeleid wieder gut machen, das es dem Katrinlischen bereitet hatte, und es war jetzt dem zu Ehren und zu Liebe ſo luſtig, daß die alten Leute aus dem Dorfe die Köpfe ſchüttelten und ſagten, ſo ausgelaſſen hätten ſie das Mädchen noch nimmer geſehen. Erſt ſpät in der Nacht ging man aus einander und das Aennlischen war unter den Letzten, die ſich ſchlafen legten, aber geſchlafen hat es, glaub' ich, die ganze Nacht nicht.

Den andern Morgen kam das Katrinlischen zum Aennlischen und nahm von ihm Abſcheid. Da hat das Aennlischen geſprochen:

Liebes Katrinlis, wir werden uns wohl in dieſem Leben nicht wiederſehen. Ich wollte Dir ſchon neulich ſagen, wie krank ich bin und daß ich wohl nicht lange mehr leben werde; aber ich dachte immer, Du grämteſt Dich zu ſehr und ich mochte Dir Deine Hochzeit nicht verderben. Aber jetzt muß es heraus, ſonſt drückt es mir das Herz ab, und ich bin es Dir doch auch ſchuldig dafür zu ſorgen, daß die Zeitung**) von meinem Tode Dir nicht ſo unverhofft kommt. Wenn Du es wüßteſt, wie ſchwer es mir geworden iſt, bei Deiner Hochzeit ſo munter zu ſein, wie ich Dir verſprochen hatte! Ach, es war das letzte Mal! Der arme, gute

*) Auffallend iſt das „mit" auch in den plattdeutſchen Wendungen: midden Köggen fören (etwas mit den Kühen futtern), Straû midden Pêren ſtre'ggen (Stroh mit den Pferden ſtreuen). — „He kri'chte" = „er bekam" iſt auch ſchon für den Caſſelaner verſtändlich.

**) Tidunge = Nachricht überhaupt.

Hanhenner! Wenn ich ihn nicht mehr ſehen ſollte, dann ſag ihm, daß ich ihn recht lieb gehabt hätte und daß er den Alten nicht vergeſſen ſolle.

Da fing das Katrinlischen an, laut zu greinen in ſeine Schürze hinein; aber das Aennlischen ſagte: Tröſte Dich, „lêwe Seele“*), mir iſt ja wohl, wenn ich in den Himmel komme, und des Alten wird ſich der Hanhenner gewiß annehmen, wenn der herkommt.

Wie ſie ſo mit verweinten Augen daſtanden, da kam der Dengel und ſagte, daß ſchon lange angeſpannt wäre und daß ſie wegfahren müßten in die Stadt. Da drückte das Aennlischen dem Katrinlischen und dem Dengel ſchnell die Hand und eilte davon. Das Katrinlischen aber ſtand da und weinte laut und wollte mit Gewalt das Aennlischen noch einmal ſehen. Aber der Dengel mochte das nicht leiden, und ein paar Minuten danach waren beide ſchon auf dem Wege nach der Hauptſtadt.

Aber das Aennlischen wurde jeden Tag ſchwächer und bläſſer und mußte ſich zuletzt in's Bett legen und konnte gar nicht mehr aufſtehen. Und als der Herbſt ankam und die „Swâlen“ (Schwalben) und die „Störke“ (Störche) wegzogen in beſſere Länder, da iſt das Aennlischen geſtorben. Die letzte Nacht hatte es noch ſo ſanft geſchlafen, und wie am folgenden Morgen der Alte vor das Bett kam und ſehen wollte, wie es ihm ginge, da lag es ſchneeweiß da und als er es anfühlte, war es eine kalte Leiche. Armes Aennlischen! Warum durfteſt Du nicht wenigſtens einen Tag länger leben!

Selbigen Abend kam der Hanhenner in dem Dorfe an und lief gleich nach dem Hauſe des Alten und war ganz glücklich, daß er doch nun ſein Aennlischen zu ſehen bekäme. Wie er aber auf die „Diele“**) kam, ſtand da der Alte und weinte und führte ihn

*) = liebe Seele, eine beliebte Anrede.

**) Hausflur, Hausehren provinciell.

auf die „Bü'nne“ *) und zeigte ihm eine Leiche, und als der Hanhenner in seiner Bestürzung fragte, wer die Leiche wäre, da sagte der Alte, die Todte wäre das Aennlischen. Da setzte sich der Hanhenner neben die Leiche und sah sie mit weinenden Augen an. Wie lange er dagesessen hat und wo er in der folgenden Nacht gewesen ist, das wußte er mir selber nicht zu sagen, als er mir die Geschichte erzählte.

Zwei Tage darauf kam auch das Katrinlischen wieder in's Dorf mit seinem Dengel. Der jungen „Frugge“ (Frau) hatte es in der Stadt gar nicht gefallen, und sie hatte es bei dem Dengel durchgesetzt, daß er seinen Abschied nahm, und nun wollten sie im Dorfe wohnen und eine Ackerwirtschaft anfangen. Das Katrinlischen hatte schon unterwegs gehört, daß das Aennlischen gestorben wäre und kam gleich in das Trauerhaus gelaufen und wollte das Aennlischen noch einmal sehen, ehe daß es begraben würde. Wie es hinkam, da waren alle Mädchen aus dem Dorfe da, die brachten hübsche Kränze von Wintergrün und legten sie auf den Sarg, in dem sie das Aennlischen noch einmal gesehen hatten. Und wie der Sarg hinausgetragen wurde auf den „Kerkhöf“ **), da ging das ganze Dorf mit zur Leiche, und der Schulmeister mit seinen Jungen ging voraus und sang. Aber der Jürgen hat nur geweint, und auch wie am Grabe das „Begrabt den Leib“ gesungen wurde, konnte er keinen Ton herausbringen vor lauter Schluchzen, und

*) Ist in der nach niederdeutscher Bauart aufgeführten Bauernhäusern die im ersten Stock befindliche Stube ohne Ofen. — Der Diphtong ü' in diesem Worte, der sich z. B. auch in Sü'gge (Sau) Jü'dde (Jude) findet, wo dem ü stets noch ein e nachklingt, ist ein kleiner Beleg zu der reichen Vokalisation des plattdeutschen Dialektes.

**) Kirchhof bedeutet zugleich Todtenhof, wie denn früher in der That beides zusammenfiel.

„derhème“ (zu Hause) wollte er Nichts annehmen von dem Leichenkuchen.*)

Der Hahnenner aber wollte nun aus dem Dorfe nicht wieder wegziehen und baute sich ein Haus am nächsten bei dem Kirchhofe und fing da einen kleinen Kram an. Eine Frau hat er nicht genommen, aber er nahm den alten Sprähenfänger zu sich in's Haus und pflegte ihn bis an sein Ende.

Auf Aennlischens Grab aber pflanzte er einen Rosenstock und des Abends, wenn die Sonne untergeht, besucht er es und vergießt da manche Thräne. Das Katrinlischen hat auch das Aennlischen all' sein Lebtag nicht vergessen und wie es im folgenden Jahre dem Dengel ein Töchterchen gebar, gab es ihm den Namen „Aennlischen“. Alle Jahre aber auf Aennlischens Todestag ziehen die Mädchen aus dem Dorfe an das Grab und schmücken es mit Kränzen, und wenn ein Kelzer Mädchen Hochzeit macht, dann wissen ihm seine Eltern keinen bessern Segen mitzugeben wie den:

Si so frau un so glücklich osse Dennekens Gitter
Un so gôd osse Sprîensänger's Aennelisseke**) †)

---

*) Im Trauerhause findet gemäß alter Sitte, nach der Leiche ein Leichenschmaus für die Leidtragenden Statt. — Die Nachbarn und Verwandten bekommen Leichenkuchen in's Haus geschickt.

**) Sei so froh und so glücklich, wie (osse = als, wie) Dennekens Gertrud und so gut wie Sprähenfängers Aennlischen.

†) Die in der Erzählung vorkommenden Personen sind sämmtlich fingirt, die Lokalitäten aber, sowie die Volkssitten und Gebräuche — der Sprähenfang mit eingeschlossen — getreu nach der Natur gezeichnet.

Aſſli und Kyarem.

Armeniſches Volkslied

von

Herman Grimm.

Transcaucasia by Baron von Haxthausen. London. Chapman and Hall. 1854. pag. 350.

Es zieht ein Reiter durch das weite Land,
Durch feuchte Wälder, durch den heißen Sand,
Durch Flüſſe ſchwimmt ſein Roß, die reißend fließen,
Abgründe überſpringt's die ſich erſchließen,
Durch Klüfte drängt es ſich mit klugem Fuß
Vorwärts zum ſchneebedeckten Kaukaſus.

Wer iſt's, in deſſen Hand der Zügel liegt,
An deſſen Haupt die Reiherfeder fliegt,
Was ſucht ſein Blick ſo unſtät in der Runde?
Was klingt ſo traurig aus dem ſchönen Munde
Zur Laute, die das Roß am Sattel trägt,
Und der er ſeufzend in die Saiten ſchlägt?

Er iſt es, Kyarem, der Königsſohn,
Sein Reich flieht er und ſeines Vaters Thron;
Hat dem Tatarenland, das ihn geboren,
Im tiefſten Herzen Trennung zugeſchworen,
Weil der Armenier den Tataren haßt,
Und die Armenierin ſein Herz erfaßt.

Aſſly, des Zaubrer's Tochter, die er ſucht,
Nach der er durch die öde Steppe lugt;
Die er bei Namen nennt in tauſend Liedern,
Wo leeren Abklang Felſen ihn erwiedern,
Die im Geſang der Lauten er beſchrieb;
Und keiner kann ihm ſagen, wo ſie blieb.

Er fragt die Sonne: ſahſt du ſie entfliehn?
Den Mond fragt er: ſahſt du ſie nirgends ziehn?
Die Sterne; wenn ſie ſeinen Pfad beſchienen,
Ob Aſſly nicht geſchlummert unter ihnen,
Die Blumen, ob ihr Auge ſie erblickt,
Die Bäume, ob ihr Schatten ſie erquickt.

Er fragt die Ströme, ob ſie ſie geführt,
Die Wege, ob ihr Fuß ſie nicht berührt.
Die Wolken, ob ſie nirgends ſie beregnet,
Die Winde, ob ſie nirgends ihr begegnet,
Und keiner ſah der ſchönen Aſſly Flucht,
Die der Tatarenkönigsſohn geſucht.

Und als er fruchtlos nun das Land durchſpäht,
Die Sehnſucht wächſt, die Hoffnung nicht vergeht,

Da drängts ihn aus des Waldgebirges Wipfeln,
Hinanzuklimmen zu der Berge Gipfeln,
Wo ſchwebend ſich der Fels auf Felſen thürmt
Und machtlos am Geſtein der Wind verſtürmt.

Und auf den Höhen ſtand der Zaubrer fern,
Er ſah zum Himmel auf, da fiel ein Stern.
Da ruft er ſeiner Tage nahes Ende,
Daß Kyarem hier ſeine Tochter fände.
Da that er einen Schwur mit finſterm Muth,
Nie miſcht ſich deins und des Tartaren Blut;

In Nebelſchleier hab' ich dich verhüllt,
Mit Finſterniſſen unſre Flucht erfüllt,
In dunkeln Höhlen hielt ich dich verborgen,
Und es verlacht das Schickſal meine Sorgen:
Er wird dich finden und ich ſinke hin, —
Du aber, präge dies in deinen Sinn:

Mit Zauberſprüchen hab' ich dich umſtrickt,
Mit Zauberſprüchen dein Gewand geſtickt,
Mit meinen Flüchen zehnfach dich umgeben,
Rührſt du ihn an, ſo raubſt du ihm das Leben!
Aus deinem Kleid, aus deinen Armen fährt
Ein brennend Feuer aus, das ihn verzehrt! —

Und einſam iſt's in dem Gebirge weit,
Die Flüſſe all' ſo ſchmal, das Land ſo breit,
Das Mädchen läßt die Augen ferne ſchweifen,
Die Wolken ziehn, als könnte ſie ſie greifen,

Ihr iſt, als ob der Himmel niederfällt,
Ihr iſt, als ob ein Schritt am Felſen gellt.

Da ſieht ſie ihn, noch eh' er ſie erblickt,
Das Herz hat ihr den Athem ganz erdrückt,
Sie will entfliehn, doch ſtatt zurückzuweichen,
Reißt ſie's zu Kyarem, ihn zu erreichen.
Jetzt wird er ſie gewahr, ein lauter Schrei,
Und Löwen gleich, fliegt er im Sprung herbei.

Sie ſtarrt ihn an, ſie hält die Arme vor,
Zurück! ruft ſie, und rafft ſich ſtark empor;
Zurück, o Kyarem, denn Zauberbande
Umgeben mich mit unheilvollem Brande,
Geliebter, mir am Herzen ruht der Tod! —
Und er, erbleichend, hört was ihn bedroht.

Doch iſt's als ob ein Sturm ihn zu ihr drängt,
Schwach wie ein Blatt, das los am Stiele hängt,
Er ſchließt die Augen, will ſich von ihr wenden,
Er deckt ſie raſend zu mit beiden Händen,
Zu Boden wirft er ſich, und an's Geſtein
Geklammert trinkt er ihre Schönheit ein.

Und neben ihn hinabgefallen dröhnt,
Die Laute dumpf, wie's ihn im Herzen tönt,
Er greift nach ihr, und aus den Saiten klingen
Die Seufzer, die der Seele ſich entringen,
Und während langſam Ruhe ihn durchdrang
Ward ſeine Wuth zur Trauer, zum Geſang.

O, wie gedenk ich, Aſſly, jener Nacht,
Da mich mein Vater euch in's Haus gebracht;
Wir hielten vor dem Thore mit den Roſſen,
Wir riefen laut, denn feſt war es verſchloſſen,
Wir pochten an, da kam ein Fackelſchein,
Das Schloß zerſprang, dein Vater ließ uns ein.

Wir traten alle in den weiten Saal,
Es funkelte das Gold beim prächt'gen Mahl,
Ich ſaß dabei mit ruhbetäubten Sinnen,
Und ſah den Glanz verſchwimmen und verinnen,
Bis plötzlich meine Ruhe ſich verlor,
Denn es war ſtill, und fremd fuhr ich empor.

Nicht wußt ich, wo ich war und wo ich lag,
Es war nicht dunkel, war nicht heller Tag,
Es ſchien der Mond in breiten, hellen Strahlen
Durch's hohe Fenſter auf die goldnen Schaalen,
Lag wie ein ſilbern zartgewebtes Band
Sanft auf dem Boden und der hohen Wand.

Und während ich bedachte, wo es wär',
Fuhr leis ein Schritt durch's Zimmer hin und her,
Zwei Hände ſah' ich dann, vom Mond beſchienen,
Und ſchwebend einen Becher zwiſchen ihnen,
Und dann, nur einen Augenblick im Flug,
Dein Antlitz, Aſſly, und ich ſah genug.

Nicht regt ich mich, ſo oft du gingſt und kamſt,
Die goldnen Schüſſeln von den Tiſchen nahmſt,

Doch als zu mir dich dann die Gottheit führte,
Und des Gewandes Luftzug mich berührte,
Da floß des Mond's fortrückend goldnes Licht
In vollem Strom mir übers Angeſicht.

Ich ſchloß die Augen, ſchlafend ſchien ich dir,
Und deinen Athen hört ich neben mir,
Beſeeligt, deines Kleid's geringſtes Schlürfen
Mit allen Sinnen in mich ziehn zu dürfen, —
Da blickt' ich auf! — und wie ein Sternbild war,
Hochſchwebend über mir dein Augenpaar.

Die Arme ſtreckt' ich aus zu dir empor,
Zu dir, die mir verſchwand, die ich verlor!
Du ſagteſt nichts; da ſprang ich auf — gefangen
Bliebſt du in meinen Armen, und es drangen
Mir Worte auf die Lippen, und es flog
So nah das Glück um uns, das uns betrog! —

Die Laute ſchleudert er hinweg, — O, du,
Aſſly, biſt du es nicht? ruft er ihr zu,
Fand ich dich nicht? o, ſind wir nicht zuſammen?
Was iſt der Tod, was ſcheiden uns die Flammen?
Auf, zu dir hin! — und doch hemmt er den Lauf,
Und Aſſly nimmt die Laute traurig auf.

„Noch weiß ich's wohl, wie ich dich ſchlummernd fand,
Noch fühl' ich's, wie ich ſtaunend bei dir ſtand,
Und zitternd nicht entfloh, als du erwachteſt,
Mir deine Arme zum Gefängniß machteſt,

Und tigergleich aus dichter Finſterniß
Mein Vater mich von deiner Wange riß.

Du ſtürzteſt auf ihn ein, du griffſt ihn an,
O, welch' ein Kampf, der ringend ſich entſpann!
Stark hielt er mich und ſtieß dich fort mit Wüthen!
Daß ihm die Funken aus den Wimpern ſprühten,
Und plötzlich drehten ſich die Sinne mir:
Hoch durch die Lüfte führt er mich von dir.

O ſtill, ſang ſie, nur einen Augenblick
Gönn' mir, dich anzuſchaun, das ſüße Glück;
O, biſt du nicht beſtimmt zum Kampf zu ſiegen,
Und ringsum alle Völker zu beſiegen?
O, ſollſt du nicht in deiner Anmuth Schein
Lang lebend deines Volkes Abgott ſein?

O Kyarem, ich weiß, du liebſt mich ſehr,
Verlaß mich hier, dann liebſt du mich noch mehr!
Soll ich, ſtatt ſtill zu beten für dein Leben,
Vernichtung dir in meinen Armen geben?
Dich zu beſchützen ſtürb' ich gern allein
O zwing' mich nicht, dir nun der Tod zu ſein!

Und rückwärts ſchreitend unbemerkt erreicht
Den Abrund ſie, dem das Gebirg entſteigt,
Wo zu der Tiefe ſteil die Felſen fallen,
In der ſich dampfend Qualm und Nebel ballen,
Wie ein Gezücht geſpenſt'ger Schlangen kriecht,
Das ſchwebend über finſtern Höhlen liegt.

Schlank ſtand ſie wie das hohe Schilf am Strand,
Schmal, wie ein Weidenblatt war ihre Hand,
Sanft ihre Bruſt wie ſchneebedeckte Hügel
Schwarz ihre Flechten wie des Raben Flügel.
Und ihre Augen dunkel wie ihr Herz,
Und ihre Wangen brennend wie ihr Schmerz.

Und er, gleich wie ein Stern bei'm andern Stern,
Ihr ewig nah und doch ihr ewig fern,
Wie eine Zeder, der die Aeſte zittern,
Von tief im Berge bebenden Gewittern,
In ſeinen Adern rieſelt das Geblüt
Wie Wüſtenſand, der in der Sonne glüht.

Hinab! denkt ſie, Tod wär' es wenn er ging'.
Hinab, das Leben acht' ich ſo gering,
Nur einen Blick zu ihm noch — o, ich trinke
So noch das Leben ganz, eh' ich verſinke,
Und er, o, wie das Scheiden ſchwer doch fällt! —
Beweint mich dann und lebt und wird ein Held!

Und ein Gefühl, als wär' es ſchon gethan,
Als ſtürzte ſie hinab die ſteile Bahn,
Kann ſie nicht mehr mit ihrer Sehnſucht ſtreiten,
Zwingt ſie's, die Arme nach ihm auszubreiten,
Und durch die Thräne, die dem Aug' entquillt,
Sieht ſie zum letztenmal ſein liebſtes Bild.

Doch Kyarem, nun bändigt ihn nichts mehr,
Hinſauſend wie ein fortgeſtoßener Speer,

Wie ein Gefangner aus zerbrochnen Ketten,
Wie eine Löwin, ihre Brut zu retten,
Stürzt er auf sie, umschlingt er sie und hält,
Umfaßt sie wie der Himmel unsre Welt.

Doch als sie Brust zu Brüsten sich gedrängt,
Die Lippe sehnsuchtsvoll die Lippe fängt,
Da bricht aus Haar und Arm und weiten Falten,
Auflodernd Feuer aus um die Gestalten,
Und helle Gluth mit räubrisch rothem Schein
Hüllt sie in sturmzerrißne Schleier ein.

Welch' eine Flamme, die zum Himmel flog!
Wie sie der Wind so gierig in sich sog,
Von ihrem Hauche glühn die Wolkenheere,
Fortschwebend über's Land zum fernen Meere:
Und auf den Fels zu matter Asche hin
Sank der Tatar und die Armenierin.

Und wo sie brannten sproßt ein Rosenstrauch,
Trägt rothe Blüten, weiße trägt er auch;
Es drängen sich die rothen zu den weißen
Durch Dornen, die sie voneinanderreißen,
Und all die Sehnsucht, die ihr Herz erfüllt,
Bleibt ewig wach und ewig ungestillt.

Berlin. November 1854.

Troſt in Einſamkeit.

Von

Herman Grimm.

Knospen, die ſich jung erſchließen,
Blüten, drängend ſich zum Licht,
O, wie wollt' ich euch genießen,
Fehlte mir das liebſte nicht!

Was beginn' ich, ſie zu finden?
Ach, wie fühlt' ich all' die Luſt.
Flög' in dieſen Frühlingswinden
Sehnſucht nicht in meine Bruſt? —

Alſo ſang vor den Chalifen
Hafis zu der Laute Schlag,
Und des Liedes Worte riefen
Den verträumten Fürſten wach.

Singt dein Herz in ſolchem Harme? —
Herr, ich hört es heut' bei Nacht,
Als die Laute ich im Arme
Zum Palaſt mich aufgemacht.

Sah durch einer Thüre Ritzen,
Wo kein Athem mich verrieth,
Einen ſchönen Jüngling ſitzen,
Einſam ſang er dieſes Lied. —

Holt ihn her! — Erwachet, Sklaven! —
Und ſie finden bald das Haus.
Reißen ihn aus Traum und Schlafen
Wie der Blitz mit ſich hinaus.

Vor dem Fürſten fällt er nieder —
Wirf zu Boden deine Angſt!
Auf, und ſinge mir die Lieder,
Die du heute Abend ſangſt! —

Und er ſang. — Wenn Geiſterſchwingen,
Herr, zu dir mein Lied gebracht,
O, befiehl auch die zu bringen,
Die dies Feuer angefacht! —

Nenn' ſie mir, die dich entzündet! —
Herr, ich ſah ſie nur von fern,
Singend hab' ich's ihr verkündet,
Und es ſchien, ſie hört es gern. —

Gnäd'ger war ein Herrſcher nimmer,
Nur ein Wink, es regt ſich ſchnell:
Roſſe, Sclaven, Fackelſchimmer,
Und die Straßen werden hell.

Raſch, voran! Den Weg zu zeigen! —
Und der Jüngling führt die Schaar:
Herr, zu dieſen Fenſtern ſteigen
Meine Lieder immerdar. —

Alſo ruft er voll Vertrauen,
Und ſie ſchlagen an das Thor,
Sieh, da ſtürzen ſchöne Frauen
Mit den goldnen Lampen vor.

Der Chalif faßt ſeine Hände:
Deinen Namen zeichne hier!
Dieſe Sclaven, dieſe Wände,
Dieſes Haus gehöret dir.

Die in Feſſeln dich geſchlagen
Iſt mein Kind, iſt dir vermählt!
Geh zu ihr, ihr ſelbſt zu ſagen,
Welchen Herrn ich ihr erwählt. —

Und des Jüngling's Knie beben
— O, wie hätt' ich's je gewagt —
Geh zu ihr, bei meinem Leben,
Denn es iſt wie ich geſagt! —

Zweifelnd greift er in die Saiten:
Ist es, Götter, nur ein Traum?
Wären diese Herrlichkeiten
Leere Täuschung, leerer Schaum? —

Horch, die wohlbekannten Töne!
Ist er's wirklich? mir so nah? —
Denkt in Träumen noch die schöne
Fürstentochter Fatima.

Ihre seidnen Wimpern heben
Schlafbelastet sich zum Licht,
Aber seine Blicke geben
Lösung dieses Räthsels nicht.

Doch ein Herz hat bald verstanden:
Nur ein leiser Ruf entwich,
Und die beiden Lippen fanden
Wie im Mai die Blüten sich.

Blicke
in die altgermanischen Zustände.

Von

G. Landau.

Für die Geschichte haben nicht blos jene erschütternden Thaten eine Bedeutung, welche weite Felder mit Leichen füllen, und ganze Welttheile aus ihrem Schlummer aufschütteln, auch das geräuschlos hingleitende Leben des Volkes hat einen nicht minder gerechten Anspruch auf Beachtung und, wenn wir die Geschichte von ihrem höhern Standpunkte aus betrachten, sogar noch ein größeres und anregenderes Interesse, denn eben dieses stille Leben bildet die Grundlage, auf welchem das politische emporwächst. Ohne die Kenntniß jenes bleibt dieses unverständlich, und ebenso bleibt die Gegenwart ein Räthsel, wenn wir die Vergangenheit nicht kennen. Das Jetzt ist die Tochter des Ehemals. Beide verknüpft eine lange Kette, die zwar je weiter wir an ihr zurückgehen, um so öfterer unseren Händen entgleitet, die aber trotzdem doch nicht abgerissen ist, und gerade das Wiederfinden dieser scheinbar verlorenen Glieder ist es, welches als eine der vorzüglichsten Aufgaben des Forschers betrachtet werden muß.

Um eben diese nahe Verwandtschaft zwischen der Gegenwart und der fernen Vergangenheit zu zeigen, will ich es versuchen den Leser in eine frühe Zeit zurückzuführen, zurück zu den Anfängen der geschichtlichen Zeit unseres Volkes. Man erschrecke nicht vor dem Raume einiger Jahrtausende, man wird denselben nur als eine Spanne erkennen. Die Jugendtage unseres Volkes werden freilich von dichten Nebeln umhüllt, und nur dunkele Sagen tönen aus denselben leise und verklingend zu uns herüber. Die Jugend unseres Volkes war aber auch schon lange vergangen, als dasselbe sicher und bestimmt in der Geschichte hervortritt. Leider sind auch da die Nachrichten über dasselbe noch gar dürftig, und Alles, was wir davon haben, verdanken wir Fremdlingen, die wohl nicht einmal mit der Sprache des Volkes vertraut waren. Bei aller Armuth mangeln indeß doch keineswegs alle Mittel, um uns nicht nur über diese früheste historische Zeit, sondern auch über noch frühere Zeiten einen klaren Blick zu verschaffen und ein vollständigeres Bild zu gestalten, als dies bisher überhaupt für möglich gehalten wurde.

Gehen wir an die Lösung dieser Aufgabe. *)

Durchblättert man unsere Geschichtsbücher oder betrachtet man bildliche Darstellungen des altgermanischen Lebens, so findet man beinahe allenthalben die Germanen als ein wildes noch wenig kultivirtes Volk gezeichnet, welches sich mehr von Viehzucht und Jagd

*) Wer ausführlicheres und die Belege für die folgenden Darstellungen sucht, verweise ich auf mein Werk: Die Territorien in Bezug auf ihre Bildung und ihre Entwicklung. Hamburg und Gotha, bei Friedrich und Andreas Perthes. 1854.

Bei dem gegenwärtigen Aufsatze habe ich zunächst den Zweck, einen Theil der dort niedergelegten Resultate meiner Forschungen in einem weiteren Kreise zum Verständniß zu bringen. Uebrigens habe ich hierbei auch die Ergebnisse meiner fortgesetzten Forschungen mit eingeflochten.

ernährt, als in dem Betriebe des Ackerbaus die Grundlage seiner Existenz gesucht und gefunden haben soll. Es sind meist die Schilderungen Plutarch's von dem wilden Aeußern der Cimbern und Teutonen; die Bilder, welche Cäsar von dem Ackerbaue und den Besitz-Verhältnissen der Sueven giebt, und die Klagen der Römer über das rauhe und winterliche Klima Germaniens, welche fort und fort den Grundton zu all' unsern Vorstellungen geben. Aber wir sollten doch nicht übersehen, daß die durch die Besiegung jener nordischen Krieger, welche die Weltstadt mit Schrecken erfüllten, gereizte Eitelkeit der Römer bei jenen Schlachtgemälden augenscheinlich den Pinsel geführt hat, so daß die römischen Berichte in einer alles Maß übersteigenden Weise sogar von zehn Myriaden reden, welche Marius theils erschlagen, theils zu Gefangenen gemacht haben soll; wir sollten nicht vergessen, daß die Römer mit allen Lebensgenüssen vertraut und an ein milderes Klima gewöhnt waren, und endlich uns erinnern, daß der römische Stolz alle anderen Völker als Barbaren betrachtete. Man höre nur, was insbesondere das Klima betrifft, welche Vorstellungen der Italiener sich noch heute von dem jenseits der Alpen liegenden Nordlande macht, und sollte nun gar sein Geschick ihn in das Eis und den Schnee unseres Winters führen, so kann man überzeugt sein, daß seine Erzählungen in der Heimath wenig verschieden von den Berichten der alten Römer sein werden.

Nein! Jene so allgemein gewordenen Vorstellungen von den Zuständen Germanien's entsprechen nicht der Wahrheit. Schon die politische Verfassung und das gesellschaftliche Leben, wie diese die Römer selbst schildern, weisen auf eine andere Bildungsstufe hin. Ja, eben die Berichte der Römer gewähren schon die Mittel ein gefälligeres Bild zusammen zu fügen, zumal wenn wir die in wunderbarer Wahrheit niedergeschriebenen Beobachtungen eines Tacitus zur Hand nehmen, bei denen man nur das beklagen muß,

daß sie in gar zu allgemeinen Zügen gehalten sind. Werfe man nicht ein, daß zwischen Tacitus und den ältern Berichterstattern, namentlich Cäsar, ein langer Zwischenraum liege, während dessen sich Vieles entwickelt und Vieles anders gestaltet habe. Das mag immer in Bezug auf die äußern Formen des Lebens möglich sein, in Bezug auf die Grundlagen des Volkslebens aber ist es anders. Wenn wir sehen werden, wie die Schilderungen des Tacitus durch lange Jahrhunderte immer noch neu zu sein scheinen, so daß wir sogar noch heute die Originale dazu finden, dann kann auch der Raum von einigen Jahrhunderten einer frühern Vergangenheit keine Bedeutung mehr haben.

Allerdings dürfen wir uns nicht lediglich auf diese Schilderungen beschränken, und wähnen aus diesen allgemeinen Zügen, diesen einfach hingeworfenen Umrissen, ein treues Bild zusammen stellen zu können. Das ist nicht möglich. Es giebt da nur einen zu einem befriedigenden Ziele führenden Weg: wir müssen die spätere Zeit und selbst noch die Gegenwart zum Vergleiche heran ziehen; denn jene ältesten Zustände reichen noch tausendarmig zu uns herüber, und es besteht kein größerer Irrthum als der Glaube, jene alte Zeit sei spurlos untergegangen. Noch sitzt dasselbe Volk in demselben Hofe, baut noch dasselbe Feld und baut dieses Feld auch noch in der alten Weise, trotz allen Wechseln und Stürmen und der langen Reihe der dahin gegangenen Geschlechter. Es gilt das natürlich vorzugsweise nur von dem Wohnen und Leben des Landvolks.

Um den Leser überzeugen zu können, daß es keine Täuschungen der Phantasie sind, was ich ihm zeige, folge er mir hinaus zu dem friedlichen Dorfe und dessen grünender Flur. An der Hand des unsterblichen Tacitus will ich versuchen ein Bild nach dem andern zu entrollen.

Wir dürfen jedoch nur ein nachweislich altes Dorf und auch

nur ein solches nehmen, welches auf unzweifelhaft ächt germanischem Boden gebaut.

Betrachten wir zuerst die äußere Gestalt des Dorfes, wie Tacitus dieselbe zeichnet. Er sagt: die Germanen wohnten nicht in Städten, sondern duldeten nicht einmal unter sich verbundene Wohnungen. Sie bauen sich — fährt er fort — gesondert und getrennt an, wie eine Quelle, ein Feld, ein Wald ihnen gefällt. Die Dörfer legen sie nicht nach unserer (d. h. italischer) Weise an, wo die Gebäude an einander stoßen und zusammen hängen, sondern jeder umgiebt sein Haus mit einem freien Raume, entweder zur Sicherung gegen Feuersgefahr oder aus zu geringer Kunde im Bauen.

In dieser Schilderung hat man früher nichts anderes gesehen, als einen Anbau weit hin von einander liegender Höfe, wie derselbe noch heute in dem größten Theile Westphalens besteht. Man meinte, daß diese zerstreuten Höfe in einer spätern Zeit zu Dörfern zusammengerückt worden seien, bedachte aber nicht, daß dies — selbst von den westphälischen Wallhecken abgesehen — geradezu eine Unmöglichkeit ist. Es wäre wenigstens die größte und tiefgreifendste Revolution gewesen, die je ein Volk durchlebt hätte, eine Revolution, wodurch Alles umgestaltet, alle Lebens- und Besitz-Verhältnisse geändert worden seien. Das einzige, was in jenem Bilde scheinbar für einen dem westphälischen ähnlichen Anbau spricht, ist der zweite Satz, worin Tacitus sagt, daß jeder sich nach Belieben seine Wohnstätte aussuche; aber es ist das mehr nur ein rhetorisches Bild. Das Bezeichnende liegt in dem hervorgehobenen Unterschiede, zwischen der italischen und germanischen Bauweise. Dort baute man die Wohnungen aneinderstoßend in Straßen, hier liegt jeder einzelne Hof getrennt von dem andern, und jeder Hof ist von einem freien Raume umgeben. Eben der Nachsatz, wodurch Tacitus diese Bauweise zu erklären sucht, spricht nicht minder entschieden

gegen jene ältere Ansicht, denn Niemanden wird es einfallen, auf diese Weise die westphälische Bauart zu erklären.

Vergleichen wir nun unsere heutigen Dörfer mit jenem Bilde. Auch da sehen wir keinen Anbau nach zusammenhängenden Straßen, die Höfe liegen vielmehr zerstreut, jeder Hof für sich vereinzelt, und auch der flüchtigste Ueberblick zeigt, daß jeder Anbauer sich die Stätte seines Wohnens beliebig gewählt. Jeder Hof ist aber auch mit einem freien, d. h. unbebauten Raume umgeben, nämlich mit der Hofreithe, zu welcher nicht blos der vor dem Hause liegende Hofraum, sondern auch noch der unmittelbar mit dem Hause verbundene Garten gehört. Denkt man sich nun die nicht geringe Zahl späterer Anbauten fort, so wird die Uebereinstimmung jener Schilderung mit unsern heutigen Dörfern noch anschaulicher und es kann unmöglich noch Jemand daran zweifeln, daß Tacitus nichts anderes als eben nur unsere Dörfer im Auge gehabt habe.

Also die Gestalt des Dorfes ist seit beinahe zwei Jahrtausenden in ihrem Charakter unverändert geblieben. Treten wir nunmehr in das Dorf selbst und zu dem einzelnen Hofe.

Tacitus sagt, Mauersteine oder Ziegel seien bei den Germanen nicht im Gebrauche, vielmehr seien alle ihre zum Bauen verwendeten Materialien roh, und sie nähmen weder Rücksicht auf Schönheit noch auf freundliches Ansehen. Einige Stellen überzögen sie jedoch mit einer so blendend weißen Erdart, daß es wie Malerei und bunte Linien aussehe.

Noch jetzt finden wir die meisten Bauernhäuser diesem Bilde entsprechend. Das Gezimmer des Hauses besteht aus nur nothdürftig und roh behauenem Gebälke und die Gefache sind mit einem Holzgeflecht (Fitzgerten) geschlossen, über welches eine zum Zwecke größerer Haltbarkeit mit Stroh oder Kälberhaaren gemischte Decke von Lehm liegt. Und eben so besteht noch heute die Sitte, die Wände des Hauses mit Figuren und Sprüchen zu zieren.

Noch näher rückt aber das Bild, wenn wir bei Plinius lesen, daß die nordischen Völker ihre Häuser mit Rohr deckten, und ein solches hohes Dach lange halte, denn wir erkennen darin unsere noch heute in vielen Gegenden bestehenden Strohdächer.

Von den zum Wohnhaus gehörigen Nebengebäuden schweigt zwar Tacitus und erwähnt nur in der Erde angelegter, oben mit Mist bedeckter unterirdischer Räume, welche als Zuflucht für den Winter und zur Aufbewahrung von Früchten dienten, denn die Strenge des Winters werde dadurch gemildert. Es sind das augenscheinlich Keller, die neben den Wohnungen angebracht und bei strenger Kälte wohl auch um so nothwendiger waren, als sicher das Heerdfeuer zur Erwärmung nicht immer ausreichte. Noch jetzt bedient man sich in Westphalen, der Lausitz ꝛc. ähnlicher Gruben zur Aufbewahrung von Rüben, Kartoffeln ꝛc. Daß diese Räume indeß nur im Falle dringlicher Noth als Wohnstätten dienten, geht deutlich aus der Art und Weise hervor, wie Tacitus davon spricht. Aber eben die Erwähnung des Mists, mit welchem diese Räume belegt wurden, gibt den Beleg dafür, daß auch Stallungen vorhanden waren, welche übrigens ja auch schon durch unser Klima bedingt sind. Ein nicht minder nothwendiges Erforderniß ist aber auch die Scheune, und daß auch diese in der That nicht fehlte, sehen wir aus einem Berichte, der sogar noch weit älter als Tacitus ist. Dreihundert Jahre vor Christus bereiste Pytheas, ein Grieche aus Massilien, den Norden und erzählte, daß dort das Getreide wegen Mangel an Sonnenwärme und wegen des Regens nicht auf offenen Tennen (wie im Süden) gedroschen, sondern in großen Häusern zusammen gebracht werde, was augenscheinlich nur unsere Scheunen sein können.

Ehe ich mich zum Felde wende, will ich erst noch die Besitz-Verhältnisse betrachten. Tacitus berichtet: die Sclaven brauchen die Germanen nicht nach römischer Weise mit bestimmter Vertheilung

der Dienste durch die gesammte Dienerschaft. Ein Jeder ist vielmehr Herr in seiner Wohnung, an seinem Herde. Eine bestimmte Lieferung an Getreide, Vieh oder Zeug legt ihm der Herr wie einem Pachter auf, und nur in so weit ist der Sclave dienstbar; alle übrigen Hausdienste werden dagegen von der Frau und den Kindern besorgt.

Das in dieser Schilderung gezeigte Bild ist uns kein fremdes: derselbe Zustand hat in seinen wesentlichen Theilen bis in neuere Zeiten fortbestanden, und anderwärts finden wir ihn auch heute noch.

Das ganze Land zerfiel nämlich in eine große Zahl einzelner Güter von der verschiedensten Größe, deren Besitzer sämmtlich freie Leute sind, denn der Nichtfreie war unfähig wirkliches Eigenthum zu besitzen. Die gering begüterten Freien mußten ihr Besitzthum allerdings selbst bestellen, nicht so aber die größern Grundbesitzer. Diese hatten entweder Hörige, oder Sclaven, wie sie Tacitus nennt, denen ein bestimmter Antheil am Boden zur Bewirthschaftung auf eigene Rechnung übergeben war, wogegen ihnen gewisse Verpflichtungen gegen den Grundherrn aufgelegt waren, oder dieser übergab gegen ähnliche, wenn auch meist mäßigere Verpflichtungen Theile seines Grundbesitzes an freie Leute. Diese Verpflichtungen bestanden in der Lieferung von Früchten, Vieh, Leinen ꝛc., so wie in gewissen Dienstleistungen, wozu insbesondere die vollständige Bestellung der Länderei gehörte, welche der Herr nächst seinem Herrnhofe für sich behalten hatte. Der Unterschied zwischen den Hörigen und den freien Bauern lag darin, daß jene an den Boden gebunden und mit diesem veräußerlich, überhaupt der Willkür des Herrn anheim gegeben waren, diese dagegen in einem Vertrags-Verhältnisse standen, so daß man sie immerhin als Pächter betrachten kann. Diese Herrenhöfe waren indeß keineswegs stets geschlossene Gebiete, sie bestanden vielmehr häufig aus vereinzelten, oft in mehreren

Dörfern zerstreuten Theilen. Auch wurden sie sowohl durch Kauf-, Erbschaft ꝛc. erweitert, als in ähnlicher Weise wieder verringert.

Der größere Freie betrieb also keinen Ackerbau, wie das auch Tacitus berichtet, sondern ließ die unmittelbar zu seinem Hofe gehörigen Länder von seinen Dienstbauern in Frohn bestellen und sein Einkommen bestand in dem Ertrage dieser Länder und den Zinsen und Abgaben, welche jene von dem ihnen eingegebenen Bauern-Gute ihm zu leisten hatten.

So mannichfache Stufen der Entwicklung diese Verhältnisse nun auch durchlaufen und so sehr sich während dessen auch viele daraus erwachsene Rechts-Verhältnisse geändert haben, so hat doch die Grundlage dieser Zustände in wunderbarer Stetigkeit bis zu unsern Tagen fortgedauert. Jene alten großen Güter sehen wir nämlich noch in den Domainen, den Ritter- und Klostergütern fortbestehen und erst mit der Ablösung oder Aufhebung der Dienste und den zahlreichen an diese Güter zu entrichtenden Zinsen, Abgaben ꝛc. ist eine tiefe Kluft zwischen der alten und der neuen Zeit gezogen. Bis in die neuesten Zeiten hatte ein großer Theil dieser Güter noch keine eigene Ackerwirthschaft, sondern die ganze Bestellung des Hoffeldes lag lediglich dem Frohnbauern ob, die von dem Pflügen bis zur Einführung der Erndte in die Scheune alle Arbeiten, ja häufig sogar auch noch das Dreschen, Mahlen und Backen zu verrichten hatten. Man kann deshalb mit aller Wahrheit behaupten, daß es ehemals keine großen Güterwirthschaften gab und wird leicht einsehen, daß so lange diese Verhältnisse dauerten, ein bemerklicher Fortschritt in der Landwirthschaft, geschweige denn ein rationeller Betrieb derselben, geradezu eine Unmöglichkeit war.

So interessant es ist die Ursachen zu zeigen, aus welchen schon frühe zahllose zumal kleine Freie sammt ihrem Hofe die Freiheit verloren und in einen bald drückenderen, bald leichtern Zustand von Unfreiheit, ja wohl sogar in wirkliche Hörigkeit übergingen, so

würde mich dies von dem gesteckten Ziele doch zu weit abführen, und ich wende deshalb meine Schritte jetzt lieber auf die Flur.

Tausend und aber Tausende sind ein langes Leben hindurch in den Fluren der Dörfer herum gewandelt und haben sich der üppigen Saaten und des reichen Segens gefreut, daß aber auch in diesen Furchen und Beeten eine Ordnung, ja sogar eine weise und uralte Ordnung walte, davon haben sie niemals eine Ahnung gehabt. Ich sage uralt, denn diese Theilung läßt sich als das älteste historische Denkmal unseres Volkes betrachten. Daß auch schon Tacitus ein Verständniß von dieser Ordnung hatte, werde ich unten zeigen, denn ohne daß man erst die Ordnung selbst kennt, ist ein Verständniß seiner Angaben nicht wohl möglich.

Die bei der Theilung und Ordnung zu Grunde liegende Aufgabe ist einfach alle Theilhaber an allen in der Flur vorhandenen verschiedenen Bodenarten in gleichem Maße zu betheiligen. So schwierig die Lösung dieser Aufgabe im ersten Augenblicke auch scheint, so wurde sie doch auf eine höchst einfache Weise gelöst, so weise und einfach, daß alte nordische Lieder sie von den Göttern ausgehen lassen und als die höchste Weisheit derselben preisen.

Sehen wir auf unsere Felder, so fällt uns vor Allem auf, wie eine Reihe parallel neben einander laufender Aecker mit einer gleichen Lage von Aeckern dergestalt wechselt, daß stets die Breite der einen Lage mit der Längenseite der andern zusammenstößt oder, mit andern Worten, daß die Furchen der einen mit denen der andern in einem rechten Winkel zusammentreffen. Eine solche Lage gleichlaufender Aecker nennt man ein Gewende oder Gewanne, und auf diese Weise ist die ganze Flur zertheilt. Tritt man diesen Gewannen näher, so findet man in der Regel entweder in den Boden-Verhältnissen oder doch in der Lage jedes einzelnen Gewannes eine Uebereinstimmung, jedenfalls ein gewisses Gleichmaß der Ertragsfähigkeit. Jedes dieser Gewanne ist in eben so viele gleich-

große Aecker zerschnitten, als die Zahl der Höfe betrug, welche in dem Dorfe ursprünglich gegründet wurden, doch so, daß zu den neben einander liegenden Ackerstreifen stets noch derjenige gehört, welcher mit seiner Längenseite an einer der Breiten des Gewannes sich anlegt. Es ist das der Voracker oder Anwänder. Er ist zu dem Zwecke vorhanden, daß auf ihm mit dem Pfluge gewendet werden kann, und hat, weil er wegen dieses Wendens erst zuletzt bestellt werden kann, zur Schadloshaltung eine dieser Belastung entsprechende größere Fläche erhalten.

Indem so jeder Hof in jedem Gewanne einen solchen Ackerstreifen erhielt, wurde es möglich einen jeden Ansiedler in völliger Gleichheit an der Dorfflur zu betheiligen. Die solchergestalt zu einem Hofe gehörigen Aecker bildeten ein rechtlich zu einer Einheit verbundenes Ganzes und werden eine Hufe genannt. Aber nicht blos in ein und derselben Flur tritt die Hufe uns als ein Gleichmaß entgegen, auch im Allgemeinen, abgesehen von dem Oertlichen, also mit dem Begriffe der Hufe an und für sich, ist ein solches und zwar auf weite Strecken hinaus verbunden. Es ist stets ein Maß von Land, welches der Arbeitskraft einer Familie entspricht. Aber deshalb ist die Gleichmäßigkeit der Größe auch nur nominell; nur die Zahl der Morgen als Ackermaß bleibt gleich, der Morgen selbst dagegen als geometrische Fläche ist je nach den verschiedenen Gegenden von vielfach wechselnder Größe und zwar in dem Verhältnisse der Arbeitszeit, welche ein gewisser Raum von Feld seiner leichtern oder schwerern Natur nach zu einer einmaligen Pflügung erfordert; denn schon der Name weist auf ein Ackerstück hin, welches in einem Morgen gepflügt werden kann. Das Normalmaß einer Hufe aber besteht aus 30 Morgen.

Vergleicht man die Folge der Besitzer der einzelnen Aecker in den einzelnen Gewannen, so ergibt sich noch heute darin eine vollständige Uebereinstimmung; wie der erste Acker durch alle Gewanne

immer ein und derſelben Hufe gehört, ſo auch der zweite und jeder folgende. Es herrſcht alſo eine beſtimmte Ordnung, eine feſtſtehende Reihenfolge.

Ueberblickt man die eben gezeichneten einfachen Züge und faßt dieſelben zu einem Geſammtbilde, ſo wird Niemand verkennen, daß jede ſolche Flur ein ſtreng geordnetes, feſt in ſich abgeſchloſſenes Ganzes bildet, und leicht einſehen, daß dieſes Ganze nicht etwa allmälich geſchaffen, ſondern nothwendig nur mit einem Male angelegt werden konnte. Noch ehe der Boden urbar war, iſt er nach ſeiner Beſchaffenheit unterſucht und geſchieden worden. Dann iſt die Theilung gefolgt und endlich eine Verloſung der gebildeten Hufen vorgenommen worden. Der Beweis für die letztere ergibt ſich einfach aus der gleichmäßigen Reihenfolge der Beſitzer der einzelnen Hufentheile durch alle Gewanne der Flur.

Nach dem Mitgetheilten bedarf es wohl keines weiteren hiſtoriſchen Beweiſes für das hohe Alter der Hufenordnung, denn der vollſtändigſte Beweis dafür liegt in dieſer Ordnung ſelbſt. Indeß weiſ't doch auch ſchon Tacitus darauf hin, wenn er ſagt, daß die Germanen ſich je nach ihrer Zahl wechſelsweiſe niederließen. So dunkel dieſe Stelle iſt, ſo gewinnt ſie doch durch die Art, wie in jedem Gewanne die Beſitzer der einzelnen Aecker nach einer feſten Ordnung wechſeln, ein eben ſo einfaches als natürliches Verſtändniß.

Da wo größere alte Herrenhöfe in einer Flur liegen, zeigt ſich jedoch noch ein anderes Verhältniß. Das für dieſe unmittelbar beſtimmte Land iſt von den Hufen geſondert, und liegt zuſammen, zunächſt dem Dorfe, wenn auch ebenwohl in Hufen geordnet. Es wurde, weil es in der Regel mittelſt eines Zauns von der übrigen Flur abgeſchloſſen wurde, mit dem Namen Bünde oder Beunde belegt. Alſo auch dieſe Anordnung muß gleichzeitig mit der übrigen Flur entſtanden ſein, und es ergibt ſich damit die Beſtätigung einer andern Angabe des Tacitus, welcher der vorher erklärten unmittel-

bar folgt, daß nämlich die Germanen das Land nach der Würde vertheilten; denn dieses Herrenland umfaßt stets mehrere Hufen.

Wie ich schon bemerkt, die Flur mit ihren Hufen bildet ein fest in sich gegliedertes Ganzes, so fest in sich abgeschlossen, daß jedes hinzugelegte oder abgenommene Stück sofort bemerkt werden würde. Alles, was später noch urbar gemacht worden, ist nicht Hufenland, sondern Rodland, und unterscheidet sich von jenem auch schon durch eine wesentlich verschiedene rechtliche Natur.

Wer kann da noch zweifeln, daß diese Landtheilung uralt ist, und zwar so alt als der Ackerbau selbst; ja man kann dreist behaupten, daß beide so alt sind, als das Volk, welches diese Fluren bebaut. Dadurch gewinnt diese Feldordnung aber noch eine andere hohe Bedeutung für die Geschichte; aus ihr geht nämlich zugleich die Thatsache hervor, daß das Volk, welches diese Fluren zuerst anlegte, ein eingewandertes Volk gewesen, welches die Kenntniß des Ackerbaues aus seiner alten Heimath mitgebracht hat. Noch weiter aber erwächst daraus der vollste Beleg dafür, daß alle diese Hufen von Anfang an dem Privatbesitze gehört; denn bei einer Feldgemeinschaft, wie diese beinahe alle Historiker (auf nichts als eine Angabe Cäsars gestützt) annehmen, wonach alljährlich das Land neu vertheilt worden sei, hätte man weder eine so strenge und umsichtige Ausgleichung der einzelnen Hufen nöthig gehabt, noch hätte sich jemals eine normale Größe in solcher geographischen Ausdehnung bilden können. Beide, diese Ausgleichung, wie diese normale Größe, weisen vielmehr so entschieden auf einen uranfänglichen Privatbesitz, daß diese von den Gelehrten so vielfältig erörterte Frage als gänzlich erledigt betrachtet werden muß. Denn bei dieser für immer feststehenden Zahl von Hufen spricht sich unverkennlich schon das altgermanische Erbrecht aus, während eine alljährlich wiederkehrende Theilung nur eine Theilung nach der Zahl der Familie oder (wie in Rußland) nach der Zahl der männlichen

Köpfe einer Gemeinde sein kann, wonach also nothwendig das Maß des Einzelnen alljährlich sich ändern muß. Wem damit aber noch nicht genügt, den verweise ich auf den westphälischen Einzelhof, dessen von Uranfang nothwendige privatrechtliche Natur schon beim ersten Anblick als eine sofort überzeugende, keinen Zweifel zulassende Thatsache in die Augen fällt.

Alles, was außer dem Hofe, der Hufe und den zu den Hufen getheilten Wiesenstücken liegt, ist Gemeingut, gehört der Gesammtheit und wird von dieser gemeinsam genutzt.

Ich habe die Hufenordnung nur in ihrer allgemeinen Regel geschildert, und die mannichfach sich findenden Abweichungen unberücksichtigt gelassen.

Neben dieser Ordnung finden sich aber noch zwei andere Ordnungen, welchen man ein mit der ersten gleiches Alter zugestehen muß. Die eine ist die Marschhufe. Schon der wasserreiche Boden der Marschen machte dort die Anwendung jener Hufenordnung unzulässig. Die Möglichkeit des Abzugs der Gewässer stand hier als erste Bedingung und damit war auch die Form der Hufe schon im voraus bestimmt. Man hatte ohnehin nur gleiche Flächen in gleichmäßigen Lagen zu vertheilen. Die Hufe wurde demnach ein Ganzes und zwar ein langgezogenes Viereck (Oblongum), so daß ein solches Viereck alles umfaßte: Hof und Land, Wiese und Triften. Jedes dieser Vierecke aber wurde durch einen Wassergraben von seinem Anlieger geschieden.

Die andere Hufe ist der schon erwähnte Einzelhof, wie wir ihn namentlich in Westphalen sehen. Dieser Hof liegt einzeln, für sich, umgeben von Gemeinboden, gleich einer Insel im Meere. Alles Land liegt unmittelbar um den Hof in eine bald größere bald kleinere Zahl von sog. Kämpen getheilt, welche durch Gräben und mit hohen Hecken bewachsenen Wälle getrennt werden, und wechselnd einige Jahre zum Fruchtbaue und dann wieder ein Jahr zur Vieh-

hute dienen. Ein solcher Hof steht mit seinem unmittelbaren Zubehör außer aller Gemeinschaftlichkeit.

Außer diesen findet sich endlich noch eine, wie es scheint, den Marschhufen nachgebildete Art von Hufen, welche weithin durch Deutschland verbreitet ist, vorzugsweise zahlreich aber in allen Gebirgen vorkommt. Gleich der Marschhufe bildet auch sie ein längliches Viereck, welches quer durch das Thal gelegt ist und von der Thalsohle bald nur auf einer, bald auf beiden Seiten des Thales bis zum Rücken der Berge aufsteigt, und alles in sich schließt, Hof, Land, Wiese und Wald. Man findet verschiedene Arten, die jedoch nur in ihrer Größe von einander abweichen. Zuweilen zeigen die einer Flur angehörigen Hufen einen gleichen Flächenraum, oft aber findet man sie auch von dem verschiedensten Maße. Diese Verschiedenheit beruht dann aber keineswegs auf Willkür, sondern man hat bei der Austheilung der Flur die auf schlechtern Boden fallenden Hufen einfach durch eine Erweiterung des Maßes und zwar einem so genau abgewogenen Verhältnisse entschädigt, daß dasselbe auch gegenwärtig als noch geltend betrachtet werden kann. Wie die Flur so unterscheidet sich auch die Anlage des Dorfes von der oben geschilderten altgermanischen Weise. Bald erscheint das Dorf als eine einfache Reihe von Häusern, bald als eine Gasse, bald aber scheint auch jeder Zusammenhang der Höfe verloren und die Gehöfte liegen weit von einander entfernt, nicht selten auf Stundenlänge durch das Thal zerstreut.

Was diese Hufengattung indeß von den frühern wesentlich unterscheidet, ist ihr jüngeres Alter. Es ist die Hufe, welche den zahllosen neuen während des Mittelalters gegründeten Niederlassungen zu Grunde liegt, weshalb sie sich denn auch vorzugsweise in Bergen und namentlich bei allen in den slavischen Ländern geschaffenen deutschen Kolonien findet.

Nachdem ich dem Leser Dorf und Flur gezeigt, will ich den

Ackerbau selbst in den Kreis meiner Betrachtungen ziehen. Seit alter Zeit bestehen in Deutschland zwei Bewirthschaftungsarten, die Dreifelder- und die Wechselwirthschaft. Ich werde hier jedoch nur bei der erstern verweilen und auch das nur insoweit dieselbe mit der zuerst geschilderten Hufenart verbunden ist.

Allenthalben, wo diese Hufenart besteht, läßt sich auch mit Sicherheit der Bau nach drei Feldern voraussetzen, da die ganze Ordnung der Flur schon auf diese Wirthschaftsweise hinweist; ja man kann sagen, beide hängen so eng zusammen, daß jene Ordnung ohne wesentliche Veränderung der Verhältnisse keine andere Bebauung zuläßt.

Die gesammte Flur ist in drei ziemlich gleich große Felder geschieden. Jedes Jahr werden nur zwei dieser Felder in der Weise bebaut, daß das eine mit Winter-, das andere mit Sommerfrucht bestellt ist, das dritte aber ruht oder liegt brach, wie man zu sagen pflegt. Es findet also ein dreijähriger Kreislauf statt. Das im Herbst bestellte Brachfeld trägt im ersten Jahre die Winterfrucht, im nächsten Jahre wird es mit Sommerfrucht besäet und im dritten Jahre tritt wieder ein Stillliegen ein. Es ist dieselbe Bestellungsweise, welche Tacitus sicher mit den Worten andeuten wollte: Jährlich wechseln sie die Felder und immer ist noch Land übrig.

Das brach liegende Feld tritt für das Jahr seiner Ruhe aus dem Privatbesitze heraus, nimmt die Natur des Gemeinbodens an und ist den Heerden der Gemeinde geöffnet.

Sowohl die Art der Gliederung der Flur im Einzelnen, als die allgemeine Scheidung derselben in drei Felder, von denen stets eins als Viehhute dient, bedingt eine feste Ordnung in der Bestellung, der keiner sich ohne eigenen Nachtheil zu entziehen vermag. Nicht nur ist Jeder in Bezug auf die Wahl des Feldes beschränkt, weil Winterfrucht nur ins Winterfeld und Sommerfrucht nur ins Sommerfeld gebracht werden kann, sondern auch in Bezug auf die Zeit

des Pflügens, des Säens und des Erndtens ist er genöthigt, dem Hergebrachten zu folgen.

Gewiß leuchtet Jedem ein, daß diese Ordnung uralt sein muß, ja daß dieselbe mit der Vertheilung des Feldes eng zusammenhängt und darum — wie schon oben angedeutet worden ist — dieselbe Flur seit der Zeit, wo der Pflug zum ersten Male den Boden zerschnitten, nur nach dieser Ordnung gebaut worden sein kann. Ich habe anderwärts urkundlich nachgewiesen, daß dieselbe Bestellungsweise beinahe unverändert mindestens ein Jahrtausend bestanden. Was nun aber trotz der großartigsten Umwälzungen ein Jahrtausend beinahe unverändert gedauert, dem darf man wohl unbedenklich ein noch höheres Alter zugestehen. Doch dieser Beweis erscheint überflüssig, da schon aus dem ganzen Verhältnisse das Uranfängliche dieser Ordnung mit überzeugender Gewalt hervortritt.

Ja hoch hinauf, weit über unsere geschichtliche Zeit, reicht der Ackerbau unseres Volkes und zwar in unveränderter Weise. Dafür zeugt auch, daß dieselbe Flur, wie sie oben dargestellt worden, weit über die germanischen Grenzen über einen großen Theil Europa's und bis nach Asien hin sich findet, sowie nicht minder auch der weit verbreitete Namen des Pfluges und die Verwandtschaft der Bezeichnung der einzelnen Theile desselben, welche nicht nur durch alle germanischen Sprachstämme, sondern auch in den Sprachen von weit entlegenen, den Germanen gänzlich fremden Völkern nachgewiesen worden ist.

Alles, was bisher dargestellt worden, ist einfach und verständlich und stimmt allenthalben mit der Natur der Verhältnisse überein. Man streife nur den Schulglauben ab und nehme die Dinge wie sie sind, dann wird man sich leicht überzeugen, daß sich in den Zuständen des bäuerlichen Lebens wenig geändert, oder, wie es wohl besser gesagt sein möchte, Vieles seit ältester Zeit unverändert erhalten hat. Wie es schon Tacitus schildert, so sehen wir noch

heute das Bauernhaus. Auch schon damals wurde dasselbe durch ein hohes Strohdach geschirmt, neben ihm standen Scheune und Stallung, und das Ganze umfaßte die Hofreithe. Noch vollständiger wird dieses Bild und auch in den Einzelheiten der Gegenwart näher tretend, wenn man die nur wenige Jahrhunderte jüngeren Volksgesetze mit zur Hülfe nimmt. Ebenso ist das Dorf unverändert geblieben; dasselbe ist mit der Flur und nicht minder mit deren Bestellung der Fall; auch schon damals baute man nach drei Feldern, also Sommer- und Winterfrucht.

Mögen immerhin das alles nur äußere Dinge sein, so bilden doch gerade diese Dinge die Grundlagen des bäuerlichen Lebens, und sie genügen vollkommen, um die gewohnten Vorstellungen von unsern germanischen Voreltern gänzlich zu verdrängen.

Ein Volk, welches den Privatbesitz in solchem Umfange, wie es bei den Germanen der Fall war, kennt, ist kein rohes Volk mehr. Auch weist die Anlage der Fluren schon auf eine ausgebildetere landwirthschaftliche Erfahrung hin, denn dieselbe bedingte die Kenntniß, die Ertragsfähigkeit des rohen Bodens zu schätzen. Und noch weiter geht daraus hervor, daß man auch mit der Kunst des Feldmessens vertraut war, und zwar in einem Grade, der ohne einige mathematische Kenntnisse nicht zu erreichen gewesen wäre.

Neben diesen allgemeinen Umrissen des Kulturzustandes unserer germanischen Väter, findet man aber auch noch manche Einzelheiten, welche nicht nur das Bild noch vervollständigen, sondern insbesondere die Parallelen mit der Gegenwart noch vermehren. Außer dem Getreide baute man auch noch Gemüse, was auf Gartenanlagen schließen läßt. Die Römer erwähnen namentlich Rettig, Pasternak und Spargel, letztere freilich als eine wilde Pflanze. Die Insel Borchum nannten die Römer wegen ihres Bohnenreichthums Fabaria. Da die Germanen Leinwand trugen, hatten sie demnach

auch Flachsbau. Die Frauen spannen nicht nur den Flachs, sondern webten auch, wie noch im Mittelalter, die Leinwand.

Alle unsere nutzbaren Hausthiere waren bereits vorhanden, und schon Columella redet von der großen Rindviehzucht in den Alpen. Die Flaumen der deutschen Gänse waren ein Handelsartikel und wurden in Rom theuer bezahlt. Eine Hauptspeise der Germanen war ein aus Hafergrütze zubereiteter Brei. Diese Speise hat sich bis in neuere Zeiten erhalten und ist erst durch den Kaffee verdrängt worden. Im Mittelalter nannte man diese Grütze Brimehl und dieselbe bildete noch spät bei allen Feldzügen den Haupttheil des Proviants. Ebenso ist es mit der Butterbereitung. Plinius erzählt, daß die Germanen aus der Milch auch Butter (Butyrum) bereiteten, meist aus Kuhmilch, die fetteste jedoch aus Schafmilch; aber auch Ziegenmilch werde dazu verwendet. Im Winter werde die Milch gewärmt, im Sommer aber blos ausgedrückt, nachdem sie vorher in langen Gefäßen, welche bis auf eine enge Oeffnung am oberen Ende ganz verschlossen seien, durch Rühren dick gemacht worden. Ich glaube nicht, daß es einer besonderen Erklärung bedarf: Jedermann wird sofort unser Butterfaß und in dieser Schilderung die noch heute übliche Butterbereitung erkennen. Eben ist der Schafmilch gedacht worden. Noch durch das ganze Mittelalter war es allgemein üblich, die Schafe zu melken und aus der Milch Butter und Käse zu bereiten, und hin und wieder geschieht dies auch noch heute. Der Haupttrank des Germanen war das Bier, denn was kann jenes von Tacitus erwähnte Getränk anders sein, welches aus Gerste bereitet und dem Weine gewissermaßen ähnlich gewesen sein soll? Man könnte dazu auch noch den immer frischen Durst hinzufügen, dessen eben wohl auch schon der alte Römer gedenkt, und mit dem auch der späte Enkel noch immer zu kämpfen hat.

Tacitus erzählt auch, daß die Germanen das warme Bad

geliebt. Kaum war in Deutſchland während des Mittelalters ein Ort, der nicht ſeine Badſtube und ſeinen Bader hatte und erſt im ſiebzehnten Jahrhundert kam dieſe Sitte außer Gebrauch.

Alſo auch in den Sitten und Gebräuchen reicht die alte Zeit noch in die neue herüber. Wird da das Bild von den alten Zuſtänden nicht immer lichter? Schrumpft der Raum, der uns von jenen Zeiten trennt, nicht immer enger zuſammen, ſo daß die Jahrtauſende zu einer kurzen Spanne Zeit werden? Ja, die ſchlagendſten Thatſachen nöthigen zu dem Bekenntniſſe, daß alle jene älteren Vorſtellungen von dem Zuſtande der Germanen nicht der Wirklichkeit entſprechen.

Der Abſtand zwiſchen der Kultur der römiſchen Zeit und der Gegenwart, mindeſtens der letzten Jahrhunderte — ich rede natürlich nur vom Landvolk — iſt nicht gar groß, um es kurz zu ſagen, die Germanen waren ein keineswegs unkultivirtes, vielmehr im vollſten Sinne des Wortes ein ackerbautreibendes Volk, und zwar ſchon ſeit weit älteren Zeiten, als die Geſchichte zum erſten Male uns ihren Namen nennt. Leicht möglich, daß nur der geringere Theil der Geſchichte unſeres Volkes uns bekannt iſt, während den größeren ein ewiges Dunkel bedeckt.

Herzog Heinrichs von Braunſchweig

Klagelied.

Mit einem Nachworte über das Leben und die Dichtungen

des

Burkard Waldis,

von

Franz Ludwig Mittler.

Hertzog, Heinrichs vonn Braunschweig Klage Lied.

Ich ſtund an einem morgen
Heimlich an einem ort,
Da hett ich mich verborgenn
Ich hört klegliche wort,
Von einem Wolff der klagt ſich ſehr,
Wie yhm ſeyn Neſt verſtöredt
Seyn Balg zerriſſen wer.

2.

O whe mir armenn Gwelffenn
Wie iſt mein noth ſo gros,
Wil mir keyn freundt ytzt helffen
Wie ſteh ich hie ſo blos,
Auff die ich mich verlaſſenn han,
Seyn all vonn mir abgetretenn
Find nicht eyn getrewen Man.

3.

Ich hett mich hoch vermeſſen
Vnnd war gar viel zu kuhn,
Dacht, meyn Roſs ſolt han gefreſſen
Den Rautten Krantz ſo grün,
Den Buntten Hund zerriſſen gar
Lewen, vnd Bern vorſchlungen
Alſampt mit Haubt vnnd Har.

4.

Drümb libs ich mich faſt ſehen
Mit Ritterlicher that
Mit ſchenden vnnd mit ſchmehen
Mit liſt vnnd falſchem Rath,
Mit lügenn, vnnd Vorretterey
Stifft bey meynn Bundtgenoſſen
Viel heymlich Machterey.

5.

Man ſagt ich hab mit Brennen
Vnnd Mort, viel ſchaden gethan,
Mit Rawbenn, Vberrennen
Beſchedigt manchenn Man,
Das klagt beid Goslar vnd Braunſchwig,
Zu Pleſs der Eſeltreiber
Zu Eimbeck, Heinrich Dick.

6.

Zwey Sſchwerter ſahe ich glüen
In eynnem Fewer gar heiſs,
Der Rautten Krantz wolt blüen
Gar bald brach mir der Schweis,
Der Lew zog neben ym daher
Ich erwiſcht das Haſen baner
Meins bleibens was nicht mehr.

7.

Eynnen Vater het ich erkoren
Dort oben an der Elb,
Hat mir eyn Eid geſchworen

Er wolt mir helffen selbs,
Bald ward er nicht gesehen mehr
Ich wolt das Gott im Himel
Für yhnn gestorbenn wer.

8.

Ich bat meynn langen Bruder
Ders Wasser tretten kann,
Das er zuricht seynn Ruder
Vnnd brecht seynn Segel an,
Vnd fürt seyn Schifflin in den Sund
Da wars yhm hwy versuncken
Am Schagen in den grund.

9.

Bald thet eyn brifflein schreiben
Auff eynenn Rotten Hut,
Er woldt seynn Redlin treiben
Das meynne Sach würd gut,
Da blib ich aller hüffe*) blos
Denn er must selb entrinnen
Von seynem schwartzen Schlos.

10.

Scharlach kan mich nicht decken
Breidt Hut, fürm heissen Schein,
Ich weis gut frissche Wecken
Da wil ich beissen ein,
Das ich meyns Hungers werd ergetzt
Ihr Pferd han sie gesattelt
Ihr speies vnd Schwerd gewetzt.

*) Lies: hülffe.

11.

Die lieſſen mich auch in ſorgen
Vmb Gleidt den Adler badt,
Da muſt ich frü am Morgen
Gar heymlich aus der Stadt,
Jch ſandt keynn troſt gantz vberal
All Welt hett mich verlaſſen
Doch tröſt mich Belial.

12.

Er ſprach, Las dich nicht dempffen
Du getrewer Diener meyn,
Wolleſt Ritterlich Kempffen
Jch wil ſtets bey dir ſeynn
Der Babſt hat noch viel Gelt vnd Gut
Den wil ich dahyn treiben
Das er dir hulffe thut.

13.

Da nam ich Harniſch, Waffen
Meyn Schwerdt vmb mich gegürt
Sprach, Las eyn wenig offen
Pluto meyn lieber Wirt,
Gar balt ich widder zu dir kum
Der Babſt hat aus geſchriben
Eyn new Concilium.

14.

Doch hab ich mich keyns guten
Zum Babſt vnd meynnem Gott
Hyn furbas zu vermutten

Weil ytzt all Welt yren ſpot
Mit ynen treibt, vnd gar verflucht
Scheltens fur groſſe Narren
Wer hülff bey ynen ſucht.

15.

Ach, Das ytzt noch wolt gelten
Wie vormals in der Welt,
Des Babſt, Fluch, Bann, vnd ſchelten
Vnd Briff die man vmbs Gelt
Vorkeufft, ſo wolt ich mich noch wern
Die Lutteriſchen Buben
Vnnd Ketzer, Mores lern.

16.

Man ſagt mir eynſt eyn Poſſen
Beym Menſchen wer keyn Heyl,
Solt mich nicht darauff verlaſſen
Die ſchlugen all feil,
Vnd wer keyn glaub auff Erden mehr
Itzt werd ichs ſelber ynnen
Empfinds auch all zu ſeer.

17.

Ich trawet auff Wolffenbüttel
Meynn ſtark, vnd feſtes Schlos,
Itzt hylffts mich nicht eyn Tüttel
Dar zu meyn weiſſes Roſs,
Dahynder ich zu fus mus gan
Die Schwerter hanſs zerhawen
Die Katz friſt ytzt daruon.

18.

Cain du Fürſt der Welte
Dich ruff ich ytzt an,
Pharao du ſtarcker Helte
Ach Saul du thewrer Man,
Achitophel du trewer Radt
Abſolon, vnd Semei
Ewr gleich man ytzt nicht hat.

19.

Nero, Domiciane
Euch folg ich willig nach,
Caligula, Juliane,
Jr ſtrebt allzeyt nach Rach,
Bey euch ich ewig bleyben muſs
Helfft daß ich můg erlangen
Am end, des Judas bus.

20.

Dabey las ichs ytzt bleyben
Weil ich nicht weytter kan
Was ſie Reden vnd Schreiben
Mus ich geſchehen lan
Damit beſchlis ich dis Gedicht
Kan ich mich aber Rechenn
So las ichs warlich nicht.

B. W.

Nachwort.

Die vorstehende Dichtung des wackeren Burkard Waldis, nach ihrem ersten Erscheinen als fliegendes Blatt verschollen und vergessen, der Gegenwart in einem einzigen Exemplare, im Besitze der Königlichen Bibliothek zu Berlin, aufbewahrt, mit einem Nachworte über das Leben und die Werke des Dichters zu begleiten, bedarf in dem Hessischen Jahrbuche um so weniger einer Rechtfertigung, als der Antheil unseres Vaterlandes an der deutschen National-Literatur des sechzehnten Jahrhunderts vorzugsweise durch Burkard Waldis vertreten wird und die einzige mit ihm speciell sich beschäftigende Darstellung der Neuzeit, Karl Gödecke's Monographie (Hannover 1852) im Buchhandel nicht erschienen ist.

Burkard Waldis war in Hessen zu Allendorf an der Werra geboren. Läßt sich dies auch urkundlich nicht darthun, so weisen doch alle Lebensverhältnisse des Dichters so entschieden darauf hin, daß darüber eigentlich ein Zweifel nie stattgefunden hat. Die Familie der Waldis war eine der angesehenen Bürgerfamilien, die in Städten mit einem in größerem Maße entwickelten Bürgerwesen die rechtlich bevorzugte Stellung der Patrizier einnehmen; sie gehörte zu der Pfännerschaft, d. h. den Eigenthümern des Salzwerkes

in den Sooden bei Allendorf, dessen Ausbeutung später der Landesherrschaft verpachtet wurde, und besaß einen reichen Grundbesitz, Gülten und Zinse, in der Gemarkung von Allendorf und den benachbarten Dörfern. Der Sage nach war sie im Besitze der großen, dermalen der Stadt Allendorf zustehenden Waldung, die noch den Namen „der Waldis“ führt; auch das Dorf Wahlhausen soll ihr gehört und früher Waldishausen geheißen haben. Die Namen der Eltern des Dichters kennen wir nicht, aber vieren der Brüder, Hans, Bernhard, Urban und Christian begegnen wir im weiteren Verlaufe seines Lebens; davon wurde Bernhard später Burgemeister der Stadt (zwei von ersteren ausgestellte Urkunden hat U. F. Kopp, Beytrag zur Geschichte des Salzwerks in den Sooden bey Allendorf 1788, abdrucken lassen). Eben so unbekannt ist Jahr und Tag der Geburt, sie gehört jedenfalls noch dem fünfzehnten Jahrhundert an. Erwähnung muß hier noch finden, daß die Stadt Allendorf an der Grenze der hoch- und niederdeutschen Sprachidiome liegt, ein Umstand, der für die Meisterschaft unseres Dichters in Handhabung beider Idiome von vorn herein Erklärung abgibt.

Von dem Bildungsgange des Dichters wissen wir nur das, daß er eine hohe Schule besuchte, denn bei seiner Anwesenheit zu Rom, von der alsbald die Rede sein wird, traf er einen alten Schulgesellen. Welche Schule er besuchte, wissen wir nicht, nur scheint er dem damaligen Zuge der Hessen nach der Universität Erfurt nicht gefolgt zu sein, da dieser Stadt von Burkard Waldis nirgends Erwähnung geschieht. — Wie bereits erwähnt, machte unser Dichter eine Reise nach Rom, die wir unbedenklich vor seinen Aufenthalt zu Riga setzen müssen, denn er zog, wie er in der 24. Fabel des 4. Buches seines Esopus erzählt „auß Teutschlant hin nach Rom“ und zwar weil er „gedacht zu werden fromb“, also der katholischen Kirche noch angehörig. Der Zweck dieser Reise war vielleicht eine Wallfahrt, vielleicht ein gleichartiger mit dem, der Martin

Luther 1510 nach Rom führte. Burkard Waldis traf in Rom, einen alten Schulgesellen von Houstein*); dieser führte ihn in eine „Tabern“, wo sich noch ein Preuße Achaci von der Trenck, und bald zwei Mönche einstellten, die um Zulassung zur „Companey“ baten, die Achaci gewährt. Den Mönchen folgten zwei Weiber nach „Welche die Mönch hetten beschenden, Die setztens bey sich an die seiten Wie sichs gebürt Ehelichen Leuten.“ Als die Mönche in dem offenen Gemach in Gegenwart vieler anderen Gäste grobe Possen treiben, wird Waldis „gar verdrossen“ und will die Gesellschaft verlassen, allein von Houstein hält ihn zurück „sitzt, es ist euch one schaden, Wo jr wolt bleiben lang zu Rom Must euch nit stellen all zu from Vnd ewer ehr so sehr nit schonen Jr müst des Landes weis gewohnen Habt jr ewr tag von Rom nie ghort Wie man sagt im gemeynen sprichwort Das eim zu Rom kein Sünd nit schad Allein so er kein Gelt mehr hat Das ist die aller gröste Sünd Welch nit der Bapst vergeben künd.“ Außer Rom, dessen Oertlichkeiten ihm treu im Gedächtniß blieben, besuchte unser Dichter auch das Franziskaner-Stammhaus zu Assisi, dessen nähere Beschreibung er in der letzten Fabel des 3. Buches seines Esopus mittheilt.

Wenige Jahre nach dem Anfange der Reformation treffen wir unsern Burkard Waldis in dem fernen Liefland zu Riga als Mönch in der Umgebung des Erzbischofs Jasper (Caspar) von Linden. Jasper von Linden war von Geburt ein Westphale, und es liegt darin wohl ein Fingerzeig für die sonst unerklärte Versetzung unseres Dichters nach Riga. Wann er Mönch geworden und welchem Orden er angehörte, wissen wir nicht; seine genaue Kenntniß des

*) Dies ist die richtige Lesart, die auch in den Ausgaben des Esopus von 1557 an festgehalten wird; die erste hat vermöge Druckfehlers Haustein, die von 1555 Houstein. Es war jedenfalls ein Mitglied der alten, in Niederhessen reich begüterten ritterlichen Familie von Boyneburg genannt Hoënstein.

Franziskaner-Ordens weist auf diesen Orden hin und die Vorrede zum Päpstisch Reych, wovon unten, läßt einen treuen und eifrigen Sohn der Kirche vermuthen. Es befand sich damals die Bürgerschaft der Stadt Riga, im Geheimen angereizt und unterstützt von dem Deutsch-Heermeister Walter von Plettenberg, wegen der Kirchenverbesserung mit ihrem Erzbischof im Streite, und dieser Streit entbrannte um so heftiger, als ein aus Treptow in Pommern vertriebener Lehrer Andreas Knoepken und der Rostocker Domcaplan Silvester Tegetmeier in Riga als Geistliche, ersterer an der Kirche St. Petri, letzterer an St. Jacob, angestellt wurden und Luther's Lehre öffentlich verkündigten. Bald bekannte sich die ganze Bürgerschaft zu der neuen Lehre; der Rath der Stadt richtete an den Erzbischof die Bitte, daß er um Gottes Ehre und so vieler Menschen Seligkeit willen doch den Kirchen solche Lehrer vorsetzen möge, die fromm wären und Gottes Wort recht lehrten; würde er das nicht thun, müßten sie selbst sorgen, wie dem Uebel möchte abgeholfen werden. In dieser Bedrängniß sandte der Erzbischof 1523 drei Mönche, worunter Burkard Waldis, an den deutschen Kaiser Karl V., um dessen Rath und Hülfe anzusprechen. Die Gesandtschaft der drei Mönche traf den Kaiser in Deutschland nicht an (er war in Spanien beschäftigt) und wandte sich deshalb an seinen Stellvertreter, den Markgrafen von Baden, auch als am 14. Januar 1524 der Reichstag zu Nürnberg eröffnet worden war, an den dabei anwesenden Cardinal Campeggi. Das Zusammentreffen mit diesem Manne erzählt Burkard Waldis in der 17. und 18. Fabel des 4. Buches seines Esopus (Campegins der Cardinal Der bey vns Teutschen vberall Zu diesen zeiten ist bekant Das macht, das er so offt gesand Vom Bapst, in vieln Legation Die er an Keyser vnd Fürsten than Zu Nürmberg ich einst vor jm stundt Sampt andern, da man handlen gund Von einer Reformation der Kirchen vnd Religion ꝛc.): der Cardinal trägt in etwas scurriler Weise

einen Schwank von einem alten Dorfpfaffen, der ihn um Ausfertigung eines „Ehebriefs“ für die mit seiner Magd bereits erzeugten und noch zu erzeugenden Kinder gebeten, und von zweien Franziskanern vor, die von einem Wirthe auf ihre Angabe, wie sie stets sich mit dem genügen ließen, was Gott beschert, und dächten: „das der morgend tag Auch vor sich selber sorgen mag,“ köstlich bewirthet, die zuletzt aufgetragenen Gerichte für den morgenden Tag einstecken und dies dem fragenden Wirthe erklären, daß sie damit eben der Last, für den anderen Tag zu sorgen, enthoben würden. — Die Gesandtschaft, um zu ihr zurückzukehren, erreichte, was sie gewollt; der Stellvertreter des Kaisers fertigte ihr einen Befehl an die Stadt Riga aus, wonach bei Strafe der Acht, alles zu Gunsten der katholischen Kirche in den früheren Stand wieder versetzt werden sollte. Noch auf dem Rückwege theilten die Gesandten das günstige Ergebniß ihrer Sendung den befreundeten Clerikern zu Riga mit und diese versäumten nicht, es durch ihr Gebaren gegen die Bürgerschaft offenkundig zu machen. Da griff der Rath der Stadt zu dem äußersten Mittel; er ließ die Gesandten, als sie bei Riga an das Land stiegen, gefangen nehmen; nur einer der Mönche, der statt in Riga in Dünamünde gelandet war, entging diesem Schicksale. Der Erzbischof Jasper von Linden († 29. Juni 1524) war damals wahrscheinlich schon todt, sein Nachfolger und früherer Coadjutor Johann Blankenfeld nicht mehr im Stande, die Gesandten zu schützen. Auch Burkard Waldis war gefangen genommen worden; allein er trat nach wenigen Tagen oder Wochen zur neuen Lehre über und erlangte damit seine Freiheit.

So lautet die übereinstimmende Erzählung der liefländischen Chroniſten und Geschichtschreiber;*) und dieser geschichtlich beglau-

*) Thom. Hiärn Buch 5 (S. 193 ffg. der Ausgabe im 1. Bande der Monumenta Livoniae antiquae 1835); Barthol. Grefenthal (S. 48 ffg.

bigten Ueberlieferung gegenüber kann die seit Strieder (Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte Bd. 16 S. 425) gewöhnliche Annahme, daß Burkard Waldis beinahe drei Jahre in Haft geblieben und endlich durch Vermittlung seiner oben genannten Brüder Hans und Bernhard die Freiheit wieder erlangt habe, nicht Stich halten. Die Stellen in der Vorrede zum Psalter, worauf diese Annahme gestützt wird, werden unten ihre Erklärung finden.

Im Leben unseres Dichters war ein bedeutender Wendepunkt eingetreten; Burkard Waldis hatte das Mönchsgewand abgelegt und war zu Luthers Lehre übergetreten — ob aus Furcht? ob aus innerer Ueberzeugung? das wissen wir nicht, nur das wissen wir, daß er bald der neuen Lehre aus voller innerer Ueberzeugung anhing. Denn durch zwei dichterische Erzeugnisse, die wir alsbald besprechen werden, nahm er selbst einen innigen und entschiedenen Antheil an der Durchführung der Reformation in der Stadt Riga. Das erstere dieser Erzeugnisse ist die Bearbeitung der Parabel vom verlornen Sohn als Fastnachtspiel, die am 17. Februar 1527 zu Riga aufgeführt wurde und dann ohne Angabe des Druckortes und Jahres unter folgendem Titel erschien:

De parabell vam vorlorn Szohn Luce am XV gespelet vnd Christlick gehandelt nha ynnholt des Texts, ordentlick na dem geystlicken vorstande sambt aller vnnstendicheit vthgelacht, Tho Ryga ynn Lyfflandt, Am XVij dage des Monts Februarij M. D. xxvij. 4°

Burkard Waldis, der sich in der Vorrede kangeter (Kanngießer) to Riga nennt, schrieb dies Stück in der bestimmten Absicht, das in allen größeren Städten Deutschlands, namentlich auch in Riga,

der Ausgabe im 5. Bande der Monumenta), der unsern Waldis Burchardus Walda nennt; Chytraus, Saxonia pag. 257; Kelch, Chr., Liefländ. Historia 1695 S. 169 flg., und die neueren Historiker, wie Gadebusch u. a.

altherkömmliche Fastnachtspiel (der Anfang unserer deutschen Dramas) seines rohen und gemeinen Inhaltes zu entkleiden und den reformatorischen Bestrebungen dienstbar zu machen. Zu dem Ende wählte er den in der Parabel liegenden Stoff, um den Grundunterschied zwischen der alten und der neuen Kirche, die Lehre der neuen Kirche von der Rechtfertigung durch den Glauben gegenüber der Lehre der alten Kirche von den Werken, zu veranschaulichen. Er versetzt deshalb die Handlung mitten in die Bewegung der Reformationszeit; der verlorne Sohn personificirt die Lehre der neuen, der andere Sohn die Lehre der alten Kirche, und diese Personifikation wird allmälig so gesteigert, daß zuletzt der verlorne Sohn geradezu als der durch den Glauben gerechtfertigte, der andere Sohn als der in der Werkheiligkeit verharrende Mensch, und der Vater als Gott Vater selbst auftritt. Gehen wir zu dem Inhalte im Einzelnen über:

Der Druck beginnt mit einer doppelten Vorrede, einer gereimten, wo die Anfangsbuchstaben der einzelnen Strophen den Namen Borchardus Waldis ergeben, und einer prosaischen, die über den vom Dichter verfolgten Zweck sich ausspricht. Das Spiel selbst wird mit einer Vorrede eröffnet, welche vom Actor (der unter verschiedenen Benennungen vorkommenden stehenden Figur des Fastnachtspieles, welche die Handlung einleitet und das was zu deren Verständniß oder Fortleitung erforderlich ist, anführt) gesprochen, nach Aufzählung der Wunderwerke Gottes zu der Erlösung der Menschen übergehend die Erlösung als aus rechter Gnade und Gunst hervorhebt und die Verdunkelung dieser Lehre durch das Papstthum bespricht, dann die Wiederverkündigung des Evangeliums feiert und damit schließt, wie in dem Spiele gezeigt werden soll, daß „Gott der Vater in Ewigkeit zu allen Zeiten ist bereit, selig zu machen uns all gemein jung, alt, arm, reich, groß und klein, aus rechter Gnad und eitel Gunst ohn' all unsre tödtend Werk und

Kunſt.“ Dann verlieſt ein Kind den Bibeltext der Parabel aus dem 15. Capitel des Lucas, worauf der Actor erklärt, wie dies das Evangelium ſei, das ſie gedächten ſchön zu tractiren, nicht aber Leichtfertigkeiten zu reißen, wie es zu Rom am Faſtnachtabend geſchehe, wo »senior pultron« »madonna putana« „ribaldus“ auftrete und kein Laſter noch Schande geſpart werde; hier ſollen chriſtliche Sachen chriſtlich verhandelt werden, wenn auch der Styl ſchlicht ſei und mit Terentius und Plautus wenig ſtimme — zuletzt bietet er Stillſchweigen, weil das Spiel beginne. Nachdem der Lobgeſang Nun bitten wir den heilgen Geiſt mit fünf Stimmen geſungen worden, tritt der verlorne Sohn auf. Er beklagt ſich darüber, daß er ſeinem alten griesgrämigen Vater gehorſam ſein müſſe, während er, ein junger ſtolzer Mann, ſo viel gelernt habe, um Niemandes zu bedürfen, der ihn regiere; er habe darum eine Liſt erdacht, wolle jedoch vorerſt ſeinen älteren Bruder fragen. Dieſer hat nach des Vaters Geheiß gearbeitet und geſchafft, damit, wie er auf die Frage des Bruders erklärt, der Vater ihn nicht erblos ſchreibe. Allein der verlorne Sohn weiß, daß er nicht zu verdienen brauche, was er ſchon habe; denn der Vater habe ihn bereits zum Erben erwählt, wo er noch in der Wiege gelegen, und ſetzt dem Bruder, der ihm erwidert, daß der Herr dem unnützen Knechte keinen Lohn geben werde, entgegen, daß es ſich nicht um den Knecht ſondern um den Sohn handle, und er dem Vater das Erbe, welches ihm zukomme, abfordern wolle. Er trägt dann dem Vater ſeine Forderung vor. Dieſer, nachdem er ihm erfolglos auseinandergeſetzt, daß es zu ſeinem Unheile ausſchlagen werde, gibt das Erbtheil heraus und entläßt ihn unter Ermahnungen. Fröhlichen Sinnes zieht der verlorne Sohn aus ſeiner Heimath. Es treten nunaufein »Spitzbube« und ein »Hurenwirth«; letzterer klagt auf des erſteren Frage ſein Leid, daß ſeit Luthers Lehre die ganze Welt ſich verkehrt habe und ſein Handwerk, bei dem die Pfaffen den

Kohl recht fett gemacht, gelegt worden; aber der Spitzbube tröstet ihn: er habe ein Vöglein hören singen, das soll ihnen gute Tage bringen; er will es mit seinen Schelmenstücken dem Wirthe schon zuführen. Der verlorne Sohn erscheint, er hat Geldes genug, ist jung, gesund und wohlgestalt, will sein Geld nicht sparen und schlemmen bis an den Morgen. Spitzbube nimmt ihn alsbald in Empfang und bringt ihn zu dem Wirthe, der anfänglich verwundert über einen solchen Gast, alles zu bieten verspricht, was er vermöge, seine Frau, wenn die Magd nicht genüge. Ein dazugekommener Spielmann schlägt auf der „trummen“ ein klein Feldgeschrei und zwei liederliche Weiber buhlen um des verlornen Sohnes Gunst; die eine erobert schnell sein Herz, die zweite muß er wegen der Verschmähung trösten. Dann singt die ganze Gesellschaft das im sechzehnten Jahrhundert weit verbreitete ächtpoetische Schlemmerlied: Wo soll ich mich hin keren ich tummes Brüderlein? oder wie es hier heißt: Wie soll ich mich ernęren. *) Nun verlangt der verlorne Sohn nach Würfeln und Karten; Spitzbube und der Wirth nehmen ihm durch falsches Spiel all sein Geld ab, fallen, als jener dies bemerkt, unter groben Schimpfworten über ihn her, ziehen ihm unter fortwährender Verhöhnung seine Kleider aus und jagen ihn aus dem Hause; vergebens wendet er sich jetzt an das Weib, das er vorher verschmäht, vergebens dann an das andre Weib mit der Bitte, ihm ein altes Kleid zu geben. Er erkennt nun, wie anders man sich gegen ihn benommen, als er des Geldes vollauf hatte und geht von dem Hause weg in tiefem Jammer dar-

*) Burkard Waldis hat 6, der vollständige Text, wie ihn u. a. die Bergreihen und das s. g. Frankfurter Liederbuch geben, 11 Verse. Abgedruckt ist derselbe in neuerer Zeit vielmals, so bei Ph. Wackernagel, das deutsche Kirchenlied, S. 849; L. Uhland, alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder, Nr. 213, S. 581; J. Hub, die deutsche komische und humoristische Dichtung, S. 7; Mittler, deutsche Volkslieder, Nr. 1336, S. 821.

über, wie er in der theuren Zeit ſich ernähren ſoll. Einem Bürger bietet er ſich zum Diener an: er ſei gezogen Land aus Land ein, habe all ſein Geld verzehrt und auch dabei nicht viel gelernt, jetzt müſſe er von großem Hunger ſterben; aber der Bürger will den nackten Buben nicht annehmen, läßt ſich aber durch ſein Jammern bewegen, ihn an ſeinen Meier zu weiſen, der einen Knecht nöthig habe, um die Schweine zu hüten und zu füttern. Der Meier nimmt ihn an und beſchäftigt ihn ſofort mit der Fütterung der Schweine, jagt ihn aber, als er in Hungers Gier mit dem Futter der Schweine ſeinen eignen Bauch füllen will, alsbald hinweg, weil er ihm hier den Balg nicht ſpeiſen wolle, er möge ſich an einen Andern wenden, hier werde man ihm den Tiſch nicht decken. Jammernd klagt der verlorne Sohn, daß er nun nichts habe, um ſeinen Hunger zu ſtillen und daß niemals ein Menſch in ſolche große Noth gekommen ſei. Nochmals tritt der Actor auf und erklärt in einer langathmigen Rede, wie der älteſte Sohn der geiſtliche fromme Mann ſei, der durch ſeine guten Werke beweiſen wolle, daß er Gottes Kind; der jüngere Sohn der Menſch, der in Sünden lebe aber zuletzt umkehre und Gottes Gnade anrufe, die ihm dann auch zu Theil werde; er erläutert dies ſpeciell durch die einzelnen Beziehungen der Parabel: der Bürger iſt z. B. die Perſonifikation des Papſtthums, das den Sünder auf ſeine guten Werke verweiſt, aber dieſe guten Werke, Ablaßkaufen und dergleichen, machen nur dem Papſt die Schweine fett: wo der Sünder ſeinen Hunger ſtillen will, wird es ihm verwehrt; — Erlöſung iſt allein durch Chriſtus. Nachdem ſodann der 13. Pſalm mit fünf Stimmen geſungen, beginnt der zweite Actus.

Der verlorne Sohn erinnert ſich in ſeinem Elende der vielen Taglöhner ſeines Vaters, die Brod im Ueberfluſſe haben; er will ſich in die Sachen ſchicken, zu ſeinem Vater gehen und bekennen, daß er nicht werth ſei, ſein Sohn zu heißen, damit er unter die

Taglöhner aufgenommen werde. Der Vater sieht ihn kommen, wird von seiner Noth gerührt, geht ihm entgegen und heißt ihn willkommen: er soll von ihm alle Gnade erlangen. Da fällt der Sohn vor ihm auf die Kniee und bekennt seine Sünde; aber der Vater will alles, was der Vergangenheit angehörig, vergessen wissen: er soll sich freuen, daß er wieder bei seinem Vater ist; und die Knechte werden angewiesen, den Sohn aufs beste zu kleiden und ein Gastmahl anzurichten. Dann wird Te Deum laudamus auf Deutsch gesungen; die Knechte bereiten den Tisch und dann geschieht die Mahlzeit „auf das allerehrlichste mit Trummeten, Schalmeien, Zinken, Flöten und mancherlei Saitenspiel.“ Danach wird gesungen Jesus Christus unser Heiland mit fünf Stimmen. Inzwischen kommt der älteste Sohn vom Felde, erfährt von einem Knechte die Veranlassung des fröhlichen Gelages und ist darüber so erzürnt, daß er nicht in das Haus gehen will. Der Vater sucht ihn zu beschwichtigen, aber er hält ihm vor, daß ihm trotz seines Gehorsams, seiner Arbeit und Mühe niemals ein Bock gegeben worden, um mit seinen Freunden sich zu freuen; der Bube aber, der sein Erbe genommen und verpraßt, werde hochgeehrt; wie könne ihm da wohl zu Muthe sein? — und als der Vater ihm entgegnet, daß er ja immer bei ihm sei und über all sein Gut gebiete; drum möge er, wo der Bruder gestorben und wieder lebendig geworden, sich mit ihnen freuen, damit dieser seines Leides vergesse, erwiedert er: damit könne er nicht zufrieden sein, er bleibe ein Knecht, jener werde ein Herr; aber je ärger der Schalk je größer das Glück, den nackten Buben habe man sollen laufen lassen, der nie gutes gethan und in seiner Bosheit nur bestärkt werde, zuletzt aber doch noch bösen Lohn gebe. Da sagt der Vater: ich habe ihm das beste Kleid angezogen, er soll mit mir guten Muthes sein; mit Himmelbrod will ich ihn speisen, meine ewige Gnade ihm beweisen, meinen heiligen Geist will ich ihm geben, daß er nicht falle in diesem Leben, mit

festem Glauben an mir hange: so wird er nimmer mehr verlangen nach der verlaßnen ägyptischen Speise, und fügt wiederholt die Bitte hinzu, in das Haus zu gehen und mit dem Bruder sich zu freuen. Wiederholt schlägt der Sohn es ab: ihm sei groß Unrecht geschehen, er gehe hin, woher er gekommen. Nachdem der Vater darauf abgetreten, findet der Sohn in einem Selbstgespräche, daß er der guten Werke noch nicht genug gethan; soll er sehen, daß der in den Himmel eingeht, der nie Gutes gethan? Er vergleicht, was die Väter Antonius, Franciscus, Dominicus gethan, um das ewige Leben zu erwerben; ihr hartes Leben und strenger Orden soll ihm ein Beispiel sein; er will Einsiedler der strengsten Regel werden und dadurch den Vater zwingen, ihm den Himmel zum Lohne zu geben. Hierauf fährt der Actor in seiner Erklärung fort, wo dann jede Person und Handlung des zweiten Actes ihre Deutung findet und darin die Geschichte des durch den Glauben gerechtfertigten Sünders und des auf seine guten Werke pochenden Menschen dargelegt wird. Nun tritt der im ersten Acte auftretende Wirth zu dem Actor, er hat von der neuen Lehre gehört, daß nur Gottes Gnade und Barmherzigkeit selig mache, nicht gute Werke, und daß Gott keinen Sünder verwerfe, der Glaube und Zuversicht habe; er fragt ob dem so sei? Das versichert dieser, und der Wirth fragt weiter, ob auch er, der sein Leben in Sünden verbracht und noch in diesen Tagen einen jungen Gesellen um das Seine betrogen, Gottes Gnade erwerben könne? Da beweist ihm der Actor aus der heiligen Schrift, daß die Seligkeit aus Gnade komme und ohne unser Verdienst durch Christum uns das ewige Leben gegeben werde: Gott fordere im Gesetz Vieles von uns, was zu erfüllen wäre eine Kunst, aber Christus habe es allzumal erfüllt, damit seines Vaters Zorn gestillt; darum solle auch er sich auf Christum verlassen; habe er dann etwas, das solle er mit seinem Nächsten theilen, der es bedürfe. Der Wirth wünscht ihm Gottes Lohn für die neue

Lehre, mit welcher er immerdar sein Herz stillen will: so lang er lebt, will er sein Herz zufrieden geben und dem ewigen Gott für seine Barmherzigkeit danken. Jetzt erscheint der älteste Bruder als Einsiedler, in der einen Hand ein Crucifix, in der andern ein großes, langes Paternoster, mit Denkzetteln um den Saum des Gewandes; mit lauter Stimme dankt er vor dem Kreuze Gott, daß er recht richte, den Frommen das Himmelreich gebe und den Sünder außen stehen lasse; daß er ihn von der sündigen Welt bekehrt und zu einem heiligen Leben in Kasteien, Armuth, Keuschheit und Gehorsam, gewiesen habe; daß er kein Sünder sei wie die anderen Menschen, wie der Wirth, der da hinten stehe. Da bekennt der Wirth, daß er nicht werth sei, vor dem Angesichte Gottes zu stehen, da er sich nicht rühmen könne, wie jener fromme heilige Mann; darum bitte er um Gnade und Erbarmen. Nun wendet sich der Actor zu beiden, erläutert aus der Schrift, wie der allein, welcher sich auf Erden klein mache, bei Gott erhöhet werde; wie der äußerlich heilige Mann innen ein Schalk sei, ein Grab, außen rein und weiß, im Innern mit Todtengebein ausgefüllt; der Heuchler bleibe ein gottloser Bube, der andere, frei aller seiner Sünden, gehe freudig aus dem Tempel. Mit einer Anrufung Gottes, daß er durch Christi Leiden Alle vor dem ewigen Tod behüten und selig machen möge, schließt er das Spiel, nachdem das Kind, welches oben das Evangelium verlesen, noch den Segen gesprochen. — Angehängt ist dem Stück noch der 2., 3. und 25. Psalm in der Bearbeitung des oben erwähnten Andreas Knoepken, und eine Bearbeitung der Hymnen: Rex Christe factor omnium und Jesu nostra redemptio, so wie des 127. Psalms von Burkard Waldis; letzteren finden wir in seinem Psalter wieder.

Dies der Inhalt des Spieles. Mag man noch so verschieden darüber urtheilen, ob die versuchte Personifizirung des großen Gegensatzes eine würdige und angemessene war: der trefflichen Hand-

habung der Sprache und der dramatischen Lebendigkeit des Stückes wird man Gerechtigkeit wiederfahren lassen müssen.

Geschrieben ist das Ganze (auch die angehängten Dichtungen) mit Ausnahme des oben berührten Schlemmerliedes in der damals in Riga gesprochenen niederdeutschen Sprache; erhalten in einem einzigen Exemplare (soweit bis jetzt bekannt) auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel *).

Das zweite dichterische Erzeugniß unseres Burkard Waldis findet sich in der 1530 bearbeiteten nur noch in einem einzigen Exemplare (auf der Kirchenbibliothek zu Celle) der Ausgabe von 1537 vorhandenen Kirchenordnung der Stadt Riga:

> Kurtz ordnung des Kirchendienstes sambt zweyen Vorreden, de erste an den Leser, die ander von Ceremonien, An den Erbarn Radt der löblichen Stadt Ryga jn Leyfflandt. Mit den Psalmen, vñ Götlichen lobgesengen, die jn Christlicher versamlung zu Ryga gheſungen werden, auffs newe corrigert vnnd mit vleyß gemert. M. D. XXX vij.

nach der Bemerkung am Schlusse zu Rostock bei Ludowich Dyetz gedruckt.

Von Burkard Waldis ist das nach der ersten Vorrede folgende in hochdeutscher Sprache und in den, von ihm fast überall angewendeten kurzen Reimpaaren verfaßte Gedicht „Ein gebedt zu Godt", an dessen Schlusse er sich selbst nennt „Wunscht allen Burckart waldis". Das „gebedt" enthält Danksagung und Bitte für die Ausbreitung des reinen Evangeliums und ist nicht ohne Lebendigkeit.

---

*) Neu herausgegeben von A. Höfer: Burkard Waldis Parabel vom verlornen Sohn. Ein niederdeutsches Fastnachtspiel. Greifswald 1851, als 2r Band der Denkmäler niederdeutscher Sprache und Literatur. Höfer hat nach einem selbst construirten Systeme an dem Texte, namentlich in Beziehung auf Rechtschreibung, Kritik geübt; die Originalität ist damit eingebüßt.

Inwieweit Burkard Waldis als Verfasser einzelner der in der Kirchen-Ordnung enthaltenen Lieder anzunehmen ist, wird wohl nicht mehr aufgeklärt werden können *).

Außer diesen Dichtungen fallen in den Rigaer Aufenthalt die Anfänge der Bearbeitung des Esopus und des Psalters, wie wir aus den Vorreden derselben und aus dem Inhalte einzelner Fabeln (II., 75: Welchs jetzundt in gar kurtzen Jarn Teudschlandt mit schaden hat erfarn, Wie sie vns mit dem Bann gefatzt, Mit dem Ablaß als zu sich kratzt, und andere z. B. IV., 2, die 1537 geschrieben wurde; Psalm 23: Des dankn wir Got für solche gnad Vnd wöllu an jm nit zagen Der vns so hoch begnadet hat, Jetz in den letsten tagen u. s. w.) ersehen. Außerdem fanden wir, daß Psalm 127 schon dem Fastnachtspiele angehängt ist.

Zu dieser geistigen Thätigkeit tritt nun die äußere Lebenslage unseres Dichters in einen eigenthümlichen Gegensatz. Burkard Waldis nennt sich in dem Fastnachtspiel kangeter d. h. Kanngießer oder Zinngießer, er hatte also ein bürgerliches Gewerbe ergriffen. Allein man denke hierbei nicht an den beschränkten Umfang eines Handwerks; der Zinngießer handelte mit seinen Waaren im Großen und Kleinen und war demnach gleichzeitig Kaufmann. So sehen wir denn unsern Burkard Waldis, wie er uns das selbst in einzelnen Fabeln seines Esopus in lebendiger Weise erzählt, als Kaufherr mit seiner Waare auf den großen Handelsplätzen der damaligen Welt erscheinen; von Riga aus finden wir ihn zunächst in Lübeck, meist den Seeweg benutzend, den er dem beschwerlichen Landwege vorzieht (Esopus IV., 13: Eins mals da ich zu Lübeck war Gdacht nach Riga mit meiner wahr, Zur Seewarts auff eim Schiff zu-

*) Siehe über die Kirchenordnung: A. L. Richter, die evangelischen Kirchenordnungen des sechzehnten Jahrhunderts, Bd. 2, S. 487. Herrn Consistorialrath Vilmar verdanke ich die obigen Notizen.

fahrn Auff das ich möcht damit erſparn Zu landt den langen böſen weg Der mich offt gmacht hat faul vnd treg); ferner zu Amſterdam im Sommer, wo eben Jahrmarkt war (IV., 50); zu Liſſabon, wo er Moren aus Afrika nackt zum Verkauf ausgeſtellt ſieht (II., 18); zu Mainz und zwar im Jahre 1536 (Gegen die Franckfurdter Meß im Herbſt Wenn jeder Kauffman ſeins gewerbs Auß weiten Landen dahin zeucht, IV., 65); zu Worms (Ich zoh eins mals hinauff an Rhein Vñ kā zu Wormbs zum kauffhauß ein, IV., 28); zu Naumburg (IV., 38: Zur Newnburg im Düringer landt Dieſelbig Stadt iſt wol bekant Drumb das viel Kaufleut alle Jar Auß fernen Landen kommen dar); zu Breslau, wo er etwa vor 16 Jahren zum letzten Male war (IV., 23). Andere Oertlichkeiten ſind im Eſopus ſo genau gezeichnet, daß wir die eigne Anſchauung des Dichters annehmen müſſen.

Dieſem innerlich und äußerlich thätigen Leben, welches ihn mit den angeſehenſten Männern der Stadt in Verbindung brachte, wurde durch eine einſchneidende Begebenheit ein Ziel geſetzt, von der wir jedoch nur durch Burkard Waldis ſelbſt Kenntniß haben. Er widmet nämlich den Pſalter ſeinen Brüdern Hanſen und Bernarden Waldis aus Dankbarkeit und führt dabei an: Die weil mich Gott der Allmechtig, durch euch, als durch verordente vnnd bequeme mittel ſonderlich darzů geſchicket alſo gar wunderlich, weit über mein vnnd aller menſchenn hoffen, Nachdem ich, vnnd alle die vnſern, auch ſunſt jedermeniglich, an mir gar vnd gantz verzagt hetten, Auß meiner ſchweren gefencknüß, vnd rachen des tods, welchen ich faſt in die drithalb jar, mit groſſer beſchwerung verhafft, dazů mit ſcharpffer Tortur vnd bedrawung peinlich erſucht vñ angegriffen, gnediglich erlößt, vnd frölich wider heym hat bracht. Darzů hat ſich auch jedermeniglich, beyd hohes vnnd nidrigs ſtands, nit gnůgſam verwundern können, habens auch für ein hoch groß vñ theur werck, vnnd zeychen der rechten vngeferbten, waren, brůderlichen

liebe angesehen, geacht vnd gehalten, daß jr ewer gelegenheyt nach, euch derhalben, von ewern lieben weiben vnd kindern, vñ von alle dem ewern zu wasser vñ zu lande, vber zweihundert meile, in so frembde, vnbekante, vnd weit abgelegene lande, vnd sonderlich, inn solchen beschwerlichen vnnd fehrlichen sachen, also tieff eingelassen, vnd in so grosse fahr leibs vnd lebens habt begeben mögen. Ferner erwähnt er Esopus IV., 78: Solch vntrew, vnd solch elend wesen Hab ich viel von den alten gelesen Welchs jetzt wirdt auff ein hauffen gar Mit schaden an mir selber war, Denn ietzt sein kaum zwen oder drey Die mir in nöten treten bey Den andern hauff muß faren lassen Sie sein alleyn des glücks genossen, Denn da michs vnglück erst anstieß Auß forcht ein jeder Freundt abließ Da het all Freundtschafft gar ein endt Mir wardt der rucken zu gewendt. — Burkard Waldis war also in eine peinliche Untersuchung gerathen und fast dritthalb Jahre in gefänglicher Haft; er wurde der Folter unterworfen und hatte die äußerste Leibes- und Lebensgefahr zu befürchten. Von dieser Gefahr unterrichtet, eilten seine Brüder Hans und Bernhard von ihrer Heimath Allendorf an den Ort seiner Gefangenschaft, bewirkten in unverhoffter Weise seine Befreiung und führten ihn in die gemeinsame Heimath Hessen zurück. Diese Begebenheit bildet demnach den Schluß des Rigaer Aufenthaltes, sie kann also nicht mit der Gefangennehmung unseres Dichters als Abgesandten des Erzbischofs durch den Rath der Stadt Riga in Zusammenhang gebracht werden, wogegen auch, wie bereits angeführt, das Zeugniß der liefländischen Geschichte entschieden redet. Wir müssen sie ferner in die Jahre 1539—1541 setzen, da Burkard Waldis bereits 1542 in seinem Vaterlande mit einer Dichtung hervortritt; auch kann nicht unerwähnt bleiben, daß Bernhard Waldis, welcher die Urkunden der Pfännerschaft zu Allendorf vom Jahre 1538 und 1554 mitunterzeichnet hat, gerade an der Urkunde von 1540 nicht Theil nimmt (siehe die Urkunden bei Kopp l. c. S. 79 ffg.);

wir werden auch nicht irren, wenn wir Riga selbst als den Ort der Begebenheit annehmen — oder deutet der Umstand, diese Begebenheit in der Vorrede zum Esopus nicht erwähnt zu finden, darauf hin, daß nicht Riga sondern eine andere Stadt, etwa Dorpat oder Reval, Schauplatz der Begebenheit war? — alles andere, namentlich die Veranlassung der Gefangenschaft, ist unaufgehellt und wird es wohl auch für immer bleiben; nur dürfen wir nach der Vorrede zum Esopus annehmen, daß das gute Einvernehmen mit den Rigaern Freunden durch diese Begebenheit nicht gestört worden ist.

Burkard Waldis, in sein Vaterland zurückgekehrt, und allem Anscheine nach ohne eine bestimmte äußere Stellung, entwickelte nunmehr eine größere schriftstellerische Thätigkeit. Die Zeit von 1542 bis 1544 seinem Eintritt in das Pfarramt weist 5 Dichtungen von ihm auf. Am 13. Juli 1542 eröffnete der Schmalkaldische Bund, und mit ihm Landgraf Philipp der Großmüthige, sein zweites Haupt, die Fehde gegen den Herzog Heinrich (den jüngeren) von Wolfenbüttel, eine Fehde, die damals die ganze protestantische Welt, namentlich Hessen, aufregte und gleichzeitig mit dem Schwert wie in unzähligen Liedern und Spottgedichten *) auf beiden Seiten durchgekämpft wurde; Herzog Heinrich selbst hatte ein Spottgedicht auf den Landgrafen verfertigen und verbreiten lassen. An diesem Liederkampfe betheiligte sich auch Burkard Waldis, und zwar durch folgende Dichtungen:

Der Wilde Man von Wolfenbuttel (auf dem Titel folgt dann ein Vers aus Jeremia C. 17 in lateinischer Uebersetzung und 5 lateinische Distichen, darunter, wie auch am Schlusse des Ganzen) B. W. ohne Jahreszahl und Druckort.

*) Den Wiederabdruck derselben begann K. Gödecke im Jahrgange 1850 der Zeitschrift des histor. Vereins für Niedersachsen. 3 dieser Lieder sind im vorjährigen Hessischen Jahrbuche abgedruckt.

Hertzog, Heinrichs vonn Braunschweig Klage Lied. (am Schlusse) B. W. ohne Jahreszahl und Druckort.

Wie der Lycaon von Wolffenbuttel, jcz newlich in einen Münch vorwandelt ist.

Lycaon het Tyrannisch ghandelt,
Drumb ward er in ein Wolff vorwandelt,
Darnach vil Schoff vnd Lammer bissen,
Drumb hat man jm sein Nest zerrissen,
Itzt laufft er dhin hewlen vnd klagen,
Findt doch kein hülff, vnd muss vorzagen,
Weils hinder jm stinckt, vnd vbel reucht.
Jn ein Münchs kappen sich verkreucht,
Zu bekern von seinen sunden allen.
Wers glaubt, dem muss die Nass entfallen.
B. W.

(dann folgt ein Vers aus Jeremia C. 13 in lateinischer Uebersetzung; am Schlusse ein „epigramma“ von drei lateinischen Distichen, darunter B. W.; dann Anno M. D. XLJJ; ohne Druckort)

wovon das erste, etwa 470 Zeilen zählend, und das dritte, etwa die Hälfte Zeilen enthaltend, in kurzen Reimpaaren, das zweite in der Weise des im sechszehnten Jahrhundert allgemein verbreiteten schönen Volksliedes Jch stund an einem morgen, dessen erste Strophe auch von B. Waldis seiner ersten Strophe geradezu unterlegt wird, abgefaßt ist. Keine dieser Dichtungen erwähnt außer der Bezeichnung B. W. (Burkardus Waldis) unsers Dichters als Verfassers; es kann jedoch darüber kein Zweifel bestehen, nachdem auch K. Gödecke bei dem ersten und dritten Liede, das zweite kannte er nicht, und Gervinus bei allen dreien die Autorschaft ausdrücklich anerkannt hat. Erschienen sind sie in der oben

angegebenen Reihenfolge, was, von inneren Gründen abgesehen, schon der Gang der Begebenheiten, welche sie behandeln, ausweist; außerdem wird das zweite Lied in dem dritten Gedichte ausdrücklich erwähnt. In allen dreien sind vielfache Anklänge an das niederdeutsche bemerkbar; sie zeigen daneben noch eine gewisse Unfertigkeit in der Behandlung des Stoffes, die jedoch allmälig schwindet, so daß dem zweiten und dritten Gedichte Lebendigkeit und Frische nicht abzusprechen ist. Vorhanden sind sie auf der königlichen Bibliothek zu Berlin, das erste und dritte auch auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel.

Im nachfolgenden Jahre 1543 erschienen dann von Burkard Waldis zwei weitere Werke:

Ein warhafftige Historien von Zweyen Mewsen, So die pfaffen im Hüttenberge bey Wetzfalar haben verbrennen lassen, Darumb das sie ein Monstrantzen Sacrament gefressen hetten. Item. Drey schoner newer Fabeln. Die Erste von einem bauern vnd einem lindwurm, Die ander von Sct. Petro, wie er Gott sein wollte, Die dritte von dem Fuchs vnd dem Wolffe. B. W. 1543 (4° ohne Druckort).

Die angehängten drei Fabeln finden sich im Esopus wieder Die vorhergehende Historien, eingeleitet durch ein **Argumentum sequentis historiae** in zwei lateinischen Distichen, umfaßt 13 Seiten und erzählt in kurzen Reimpaaren, wie in dem Dorfe Rechtenbach am Hüttenberge bei Wetzlar einst Pfarrer und Glöckner die Entdeckung machen, daß das Sacrament (die Hostie) verschwunden sei, wie sie dann im Monstranzenhaus zwei Mäuse fangen und als Urheber des Verschwindens der Hostien durch ein zusammenberufenes Concilium von Geistlichen, welche unter characteristischen Namen aufgeführt und einzeln gezeichnet werden, ohne rechtliches Gehör zum Feuertode verdammen lassen. Das Gedicht erscheint im ganzen und einzelnen als ein Schmäh- und Spottgedicht auf die Ge-

bräuche der katholischen Kirche und die katholische Geistlichkeit; die Sprache ist lebendig, einzelne Züge treffend. — Vorhanden ist dasselbe meines Wissens nur noch in einem Exemplare, welches das geheime Archiv zu Königsberg besitzt *).

Vrsprung vnd Herkummen der zwölf ersten alten König vnd Fürsten Deutscher Nation, wie vnd zů welchen zeytten jr yeder Regiert hat. (Holzschnitt mit dem Reichsadler, darunter) M. D. XLJJJ (Fol.).

(Am Schlusse): B. W. H. (d. h. Burkard Waldis Hesse) Gedruckt vnd volendet in der Keyserlichen ReichsStat Nürnberg durch Hans Guldenmundt den Eltern. M. D. XLJJJ.

Dies Buch gehört zu den schon im XVIten Jahrhundert beliebten Bilderwerken, in welchen ein jedes Bild durch epigrammatische Reime erklärt wird. Voran steht eine Vorrede des Verlegers, die zuletzt zu Lobeserhebungen des Kaisers Karl's des Vten übergeht „Wann er hat nicht, als etliche pflegen, mit gelt, gewalt, Tyranney, oder andern bösen listen, sonder mit einhelliger gemeyner erwelung der Churfürsten des Reichs, auch mit verwilligung aller Deutschen Oberherrn, vnd alles volcks, solchen gewalt erlangt vñ angenummen". Dann folgen die Holzschnitte der zwölf ersten deutschen Könige und Fürsten: Tuiscon aller Deutschen Vater, Mannus der Erst Deutsche König, Wygewon König der nidern Deutschen, Heriwon König der mittel Deutschen, Eusterwon König der obern Deutschen, Marsus König im Niderlandt, Gambrinius König in Brabant, Flandern, Suenus ein Anherr aller Swaben,

*) Vergl. v. Raumer's historisches Taschenbuch, 9ter Jahrgang 1838, Nr. III. Ueber Pasquille, Spottlieder und Schmähschriften aus der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, von Johannes Voigt, S. 382. Voigt erwähnt die Autorschaft unseres Burkard Waldis nicht.

Wandalus der Wenden König, Ariouiſtus ein König aller Deutſchen, Arminius ein Fürſt zu Sachſen, Carolus der erſt Deutſcher Keyſer (welche übrigens, ſoweit ſie der Geſchichte nicht angehören, von Burkard Waldis nicht erfunden, ſondern in der allgemeinen Annahme vorgefunden worden ſind), jeder Holzſchnitt mit gegenüber ſtehender Erklärung in kurzen Reimpaaren. Den Schluß bildet ein Gedicht unſeres Waldis „Ein Lobſpruch der alten Deutſchen“; „wiewol euch lieben Deutſchen allen Zů lob, ehren vnd wolgefallen Ich diſes bůch hab erſt gemacht Vnd auffs kürtzeſt zůſamen bracht“ will er den Zweck des Buchs doch dahin angeben, daß er für die, welche die Thaten der Vorfahren gerne wiſſen möchten, aber „nicht vil bůcher leſen“, die zwölf Helden beſchrieben habe, er geht dann zum Lobe der alten Deutſchen über, wobei er auch der Thaten Carls des Vten gedenkt, ermahnt bei dem Drohen des Türken die Tugenden der Altfordern nachzuahmen, woran ſich eine Feier des Todes für das Vaterland anreiht; zu einer ſolchen Nachahmung ſoll, ſo ſchließt er, beſonders auch das nun rein verkündigte Gotteswort reizen. Die Sprache iſt kräftig und gewählt, das ganze ein Ehrendenkmal für Burkard Waldis' deutſche Geſinnung.

Die erklärenden Reime ſcheinen zu ihrer Zeit ſehr angeſprochen zu haben, ſie wurden z. B. der deutſchen Bearbeitung des Geſchichtswerkes des Johannes Aventinus vorgeſetzt und 1581 von Matthias Holzwart ſeinem unter Mitwirkung Johann Fiſchart's herausgegebenen Werke: Emblematum tyrocinia als beſonderer Anhang, mit einem Vor- und Nachworte Fiſchart's, welche freilich den Lobſpruch unſeres Waldis in Schatten ſtellen, beigegeben. Holzwart's Bemerkung unter dem Bilde des Tuiſcon: Wolphgangus Lazius, Historicus, hanc Aboriginum Jconem exhibet, ante initium primi sui de Migrationibus Gentium libri, quem nos post Burcardi Waldis editionem hic imitati sumus, exactius tamen quodam modo quam uterque horum, kann ſich übrigens, da eine von B. Waldis

veranstaltete Ausgabe des Lazius nicht nachweisbar ist, nur auf das hier in Rede stehende Werk beziehen.

Das Verdienst, auf dies Werk wieder aufmerksam gemacht zu haben, gebührt K. Gödecke. Bekannt geworden ist bis jetzt nur ein einziges Exemplar, auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel.

Burkard Waldis, bereits im reifen Mannesalter stehend, erlangte endlich im Jahre 1544 durch die Gnade seines Landesherrn, des Landgrafen Philipp's des Großmüthigen, eine gesicherte Stellung, er wurde Pfarrer zu Abterode am Meisner und in sein geistliches Amt, das er vorher bereits als Verwalter versehen zu haben scheint, am 13ten September 1544 eingeführt. Er selbst nennt sich von da an in noch vorhandenen Urkunden Probst und Pfarrherr zu Abterode, weil seine Pfarrei bis dahin eine Probstei war, die der Abt zu Fulda verlieh (der letzte Probst Rudolph Schenk zu Schweinsberg, später Statthalter des Landgrafen zu Cassel, früher Landvogt an der Lahn, hatte durch Vertrag dem Landgrafen die Besetzung der Pfarrei überlassen und unser Waldis war der erste protestantische Geistliche derselben) *). Bot diese Stellung nun auch äußerlich einen Ruhepunkt dar, so entgieng unser Dichter doch schwerlich den noch fortbrausenden Stürmen der Zeit. Wir können wenigstens mit Gewißheit annehmen, daß die große Spaltung, welche in Hessen, namentlich unter der Geistlichkeit, durch des Landgrafen Vermählung zur linken Hand mit Margareta von der Sahl entstand, auch Burkard Waldis berührte, er gehörte, wie aus der Zueignung des Päpstisch Reych, wovon unten noch die Rede sein wird, zu entnehmen ist, zu den Anhängern des Landgrafen und der Margareta, wozu ihn vielleicht Dankbarkeit, die von ihm so sehr gepriesene Tugend, bestimmte. Diese Partei-

*) Vergl. W. Bach, Kirchenstatistik der evangelischen Kirche in Kurhessen 1835. S. 269. (Vilmar) Hessische Chronik 1855. S. 32.

stellung scheint aber den Namen des Dichters bei seinen Zeitgenossen und der nächstfolgenden Generation mit einem gewissen Makel behaftet zu haben; denn nur daraus können wir es erklären, daß Waldis im XVIten Jahrhundert fast ganz ignorirt wird; außer der angegebenen Stelle bei Matthias Holzwart erwähnen seiner meines Wissens nur Fischart („waldischen — psalmen“ Geschichtklitterung 1582 X^{b}) und die Gesangbücher bei den aus dem Psalter aufgenommenen Liedern.

Burkard Waldis hat den Rest seiner Lebenszeit als Pfarrer zu Abterode zugebracht, abwechselnd sich wohl auch zeitweise in seiner Geburtsstadt Allendorf aufgehalten. Schon als älterer Mann verehlichte er sich mit der Witwe des Pfarrers Heistermann zu Hofgeismar, wie die Jocoseria der Melander, welche uns dies (tom. II. nr. 325 der Frankfurter Ausgabe von 1627) überliefert haben, erzählen „diis hominibusque approbantibus“. Sie brachte ihm eine Tochter aus erster Ehe zu und gebar ihm selbst mehrere Kinder beiderlei Geschlechts. Wie liebevoll auch unser Dichter als Gatte war, so scheint die Ehe doch eine glückliche nicht gewesen zu sein; nach dem Ableben ihres zweiten Gatten ließ sich die Witwe mit einem leichtfertigen jungen Manne, einem Schlosser, ein und antwortete auf die dringenden Anmahnungen ihrer Verwandten: ich habe bishero mein Bette mit altem Rindfleisch gefüllet, ich gedenk es nunmehr mit jungem Kalbfleisch zu füllen; sie starb im Elende.

In den Mußestunden seines geistlichen Amtes brachte unser Waldis die beiden größeren Werke, welche seine Bedeutung in der deutschen Nationalliteratur für immer sichern, zum Abschlusse, den Esopus und den Psalter, gewissermaßen die Aufgaben seines Lebens, bereits zu Riga begonnen und dann, freilich unter mehrfachen Unterbrechungen, fortgesetzt bis zur Vollendung.

Esopus, Gantz New gemacht, vnd in Reimen gefaßt. Mit

ſampt Hundert Newer Fabeln, vormals im Druck nicht geſehen, noch außgangen, Durch Burcardum Waldis. (Holzſchnitt) Anno M. D. XLVIII. (Am Schluſſe) Gedruckt zu Franckfurdt am Mayn, durch Hermann Gülfferichen, in der Schnurgaſſen zum Krug. [Königl. Bibliothek zu Berlin, Univerſ.-Bibliothek zu Göttingen]. 8.

Spätere Ausgaben, ſämmtlich zu Frankfurt erſchienen, von 1555 [Berlin], 1557 [Bibliothek zu Dresden, Berlin], 1565 [Berlin], 1584 [Berlin] und eine ohne Jahr „durch Wygandt Han.“

Die Zueignung „Dem Erbarn, Namhafftigen vnnd Weiſen Herrn, Ern Johann Butten, Burgermeiſter der Stadt Riga in Lyfflande, meinem günſtigen Herrn, vnd freunde“ erzählt, wie er „vor etlichen Jaren da ich alda bey euch anhub, mich in den Fabeln Eſopi zu bemühen, die ſelbigen aus dem Latin, inn vnſere Deutſche Sprachen zu bringen, vñ in gebundene Gedicht vnd Reimen zefaſſen vnderſtanden“ bereits zugeſagt, das vollendete Werk Herrn Johann Butten zuzuſtellen; das habe ſich aber verzogen „Erſtlich haben mich vielerley vnfelle, widerſtand vnd leibsgebrechen vndernommen vnd auffgehalten. Zum Andern, die fehrlichen Kriegshendel vnd Empörunge inn gantz Deutſchen Landen, nu etliche Jar daher werende, welche ſonderlich für allem andern vbel vnnd plagen, die nützen, vnnd notwendigen Studia pflegen zu ſchwechen, auch mercklich zuuerhindern“ und ſo ſei das Werk „in den Letten gefallen“ und vergeſſen worden, bis viele Herren und gute Freunde die Anregung zur Vollendung gegeben; den Nutzen der Fabeln werde „ein jeglicher fleißiger Leſer ſelbſt mit der zeit wol empfindē, hab auch ſolchs nicht den Gelerten, vnd die es beſſer können, ſondern der lieben Jugent, Knabē vñ Junckfrawē zu dienſte vnd fürderung laſſen aufgehen, vnd faſt an allen endē dermaßen zugeſehē, daß ich jnen hiemit zur beſſerung dienen möcht, vnd die zarten keuſchen

ohren der liebē Jugent ſich an meinem ſchreiben nicht zu ergern hettē"; am Schluſſe wird gebeten: „wolten E. E. — mich daſelbſt bey euch allen lieben Herrn, freundē vnd bekanten (welchen ich mich in allem guten zu wilfaren ſchuldig befinde) zum beſten thun befehlen." Die Zueignung iſt unterzeichnet zu Allendorf am 12. Februar 1548. Dann folgt „das Leben Eſopi", hierauf die Fabeln ſelbſt in vier Büchern, jedes Buch mit 100.

Burkard Waldis hat die als äſopiſch überlieferten Fabeln aus Lateiniſchen Texten bearbeitet und der beſtimmten Abſichtlichkeit der äſopiſchen Fabel folgend, mit einer beſonderen Moral begleitet (was er auch bei den übrigen Fabeln faſt nie unterläßt). Bei dieſen beſtimmten überlieferten Stoffen beſteht ſein Verdienſt außer der poetiſchen Bearbeitung zunächſt nur in der lebendigen Erzählung, die den trockenen Stoff anziehend zu machen weiß; ſonſt bewegt ſich die Fabel noch in der feſten Schranke: die Thiere ſind nicht Thiere, ſondern eigentlich verkleidete Menſchen, die zur Konſtruktion eines beſtimmten Satzes der Moral eine Handlung aufführen. Je weiter aber unſer Dichter in ſeiner Bearbeitung fortſchreitet, deſto reicheres Leben gewinnt der Stoff, die Erzählung verläßt allmälig die Schranke der äſopiſchen Fabel und wird poetiſche Erzählung, die eine concrete Handlung oder Begebenheit in lebensvoller Individualiſirung dichteriſch wieder gibt. Bezeichnend für dieſen Fortſchritt iſt es, daß nunmehr auch die der Thierſage angehörigen Eigennamen der Thiere in einzelnen Fabeln angewandt werden; ſo heißt der Fuchs Reinhart (III. 27; IV. 1, 2, 7, 49, 56, 73) oder Reynolt (I. 59), der Bock Bartmann (III. 27) oder Bartholt (daſelbſt), der Wolf Eiſengrimm (IV. 1, 7, 73), der Eſel Heintz (IV. 1), der Hahn Henning (IV. 2), der Hund Marcolff (I. 56). Hier nun angelangt und nachdem die äſopiſchen Stoffe erſchöpft ſind, holt ſich Waldis ſeine Stoffe aus den Begebenheiten und Erlebniſſen des eignen Lebens, aus den

Schätzen seiner Gelehrsamkeit, namentlich auch seiner geschichtlichen Kenntnisse, und aus den der lebendigen Volkstradition angehörigen Ueberlieferungen; im Allgemeinen also aus dem gesammten Erzählungsstoffe, der sich als zu dichterischer Bearbeitung geeignet darbot, wobei denn der Protestant auch die einmal überlieferten Scandalosa aus dem Leben des katholischen Clerus nicht verschmähte. So gehören drei Fabeln (IV. 1 die Beichtfart der Thiere, IV. 77 die Heilung des Löwen durch das abgezogene Fell des Wolfes, III. 91 das Abentheuer des Wolfes auf dem Eise) der deutschen Thiersage an; die Fabel III. 97 behandelt ein noch jetzt allgemein bekanntes Kindermärchen; die berühmte Fabel III. 92 „Wie ein Sewhirt zum Apte wirdt", einen, ursprünglich dem Kreise des Pfaffen Amis angehörigen, dann in das Fastnachtspiel übergegangenen Schwank; der Fabel IV. 87 liegt ein in hoch- und niederdeutscher Sprache damals viel gesungenes Volkslied (als fliegendes Blatt gedruckt durch Hans Guldenmundt zu Nürnberg, abgedruckt bei Mittler S. 846 Nr. 1379, Uhland S. 565 flgde.) zu Grunde. —

Die poetische Erzählung in diesem Sinne beginnt schon im 3. Buche, füllt aber das ganze 4. Buch aus, das wir überhaupt unserem Dichter — abgesehen davon, daß er die Stoffe nicht erfunden hat — als Eigenthum zuerkennen müssen; — die Darstellung ist höchst lebendig, und meist gleichzeitig so launig, daß uns der Erzähler nicht ermüdet, vielmehr fortwährend anzieht. Zu den Mitteln, welche er gebraucht, um seiner Darstellung diese Eigenschaften zu geben, gehört die treffliche Verwendung des Versmaßes der kurzen Reimpaare, die hier ihre Lebensfähigkeit nochmals darzulegen scheinen; die Anwendung von Sprüchwörtern und sprüchwörtlichen Redensarten, für welche der Esopus eine bedeutende Quelle ist; einmal wendet unser Waldis auch die eigenthümliche Verrenkung der Wörter, die, schon bei Luther sehr gewöhnlich, später Fischart so meisterhaft gebraucht (IV. 1: Drecket vnd Dreckental für Decret,

Decretal), ein andermal die volksmäßige Form der Priamel an (IV. 93). — Der auch hier faſt einer jeden Erzählung beigegebene Anhang gibt die Betrachtungen wieder, die der Dichter aus der vorgetragenen Begebenheit ſich meiſt ungezwungen — zuweilen freilich ſoll eine Moral in Stoffe gelegt werden, die ihr völlig widerſtehen — zieht. Der Dichter zeigt ſich uns darin, wie überall als eifrigen Proteſtanten, der keine Gelegenheit zur Verhöhnung der katholiſchen Kirche verſäumt, aber auch als eine durchaus lautere Perſönlichkeit, voll der reichſten Lebenserfahrung, mitunter weich geſtimmt, wo er menſchliches Elend durch eigene Erfahrung kennen gelernt hatte, voll Vaterlandsliebe; nur nicht als den Mann der That, denn vor allem ſteht ihm Gelehrſamkeit: die Schreibfeder muß Kaiſerin bleiben, und ſtelle man ſich auch wie man wolle „So kan es doch die leng nit wern, Der Glerten kan man nit entbern, Drumb ſoll ſie ſolches nicht gerewen, Ob ſie ein weil an armut kewen So werdens doch zuletſt ergetzt Vnd nach gebür zun ehrn geſetzt“ (III. 92); — er verſchmäht es aber auch nicht — und darin folgt er dem Zuge der Zeit — hier und ſonſt ſeine reiche Beleſenheit an den Tag zu legen: nicht nur die Werke der antiken Schriftſteller, vor allen die des Ovidius, auch die Erzeugniſſe der eigentlichen Volksliteratur, der Freidank (II. 11, wohl auch I. 65), Salomon und Morolf („im Leymdecker buch“ II. 22, IV. 87), Eulenſpiegel (IV. 75), ſind ihm bekannt; zuweilen führt er im Volke geſungene Lieder an (IV, 81, 96), wie er denn zu der Fabel „Wie ein Sewhirt zum Apte wirdt“, aus der 1539 zuerſt erſchienenen bekannten Liederſammlung Georg Forſter's das 120ſte Lied vollſtändig mittheilt und mit richtigem Tacte als eine Dichtung Forſter's bezeichnet. Allein dieſe Gelehrſamkeit tritt niemals ſtörend auf; Burkard Waldis will nirgends *gelehrt ſein*.

Daß unſere Fabeldichter des vorigen Jahrhunderts ihre lebendigſten Züge aus Burkard Waldis entlehnt haben; daß bei ihm

die Erscheinung auftritt, wie, weil die volksmäßigen Stoffe gleichzeitig bei den übrigen europäischen Völkern verbreitet waren, die Literatur fremder Völker dieselben Stoffe reproducirt (z. B. Lafontaine bei den Franzosen), soll hier nur erwähnt werden.

Bemerken wollen wir noch, daß in dem Sammelwerke:

> Newer vnd vollkomener Esopus Darinnen allerhand lustige Newe vnd Alte Fabeln, Schimpffreden, vnd Gleichnussen, theils auch warhafftige Geschichte, vnd außerlesene Historien, begriffen. ꝛc. ꝛc. An itzo zum erstenmahl in Druck gegeben Huldricum Wolgemuth (sic!), Gedruckt zu Franckfort, Bey Johan Hofern, in verlegung Johan Treudels, 1623 (der Ander Theil von demselben Jahre).

die Mehrzahl der Fabeln und Erzählungen unseres Waldis neben Fabeln von Erasmus Alberus, Hans Sachs und andern, jedoch hier und da mit Abänderungen wieder abgedruckt ist.

Ein bisher ganz unbekanntes Gedicht unseres Waldis von 1551 „wie eine Mutter in Weidenhausen in Hessen ihre vier Kinder und dann sich selbst getödtet“ führt Gervinus (Bd. 3 S. 49 der Ausgabe von 1853) an. Ich kenne es nicht; die Geschichte selbst wird erzählt in den bereits angeführten Jocoseria der Melander tom. II. S. 139 sfgde.

> Der Psalter, In Newe Gesangs weise vnd künstliche Reimen gebracht, durch Burcardum Waldis. Mit ieder Psalmen besondern Melodien, vnd kurtzen Summarien. (Holzschnitt). Zu Franckfurt, Bei Chr. Egenolff. (Am Schlusse:) Getruckt Zu Franckfurt am Meyn, Bei Christian Egenolff. Anno M. D. Liij. Im Mayen. [Bibliothek zu Berlin, Landesbibliothek zu Kassel, Bibliothek zu Wolfenbüttel, Dresden, Göttingen].

Die Zueignung „Den Ersamen, Fürsichtigen, Hansen vnd Bernharden Waldis, Burgern zu Allendorff an der Werrhe, meinen

geliebten Brüdern" bespricht zunächst das Laster der Undankbarkeit und die Tugend der Dankbarkeit, erzählt dann die bereits besprochene Errettung aus schwerem Gefängniß durch seine genannten Brüder; weil diese nun mit zeitlichen Gütern reichlich gesegnet seien „Hab ich bedacht, vnd für gůt angesehen, vnnd zu anzeygung solcher pflichtigen danckbarkeyt, disen gegenwertigen verdeutschten Psalter, welchen ich in obgemelter gefencknis zum tail gemacht, die langweilige vnnd beschwerliche gedanken, vnd Teuffeliche anfechtung damit zuuertreiben, oddere zum theyl zu vermindern, Euch zu dedicierē, vnd zů zuschreiben. Damit jr vnd die ewern, auch neben mir deste mehr vrsach hetten, Got dem Herrn mit gedachtē psalmen, vñ geystlichē liedern, für solche vnd andere wolthat zu loben vñ zu dancken. Auch weiter darauß zu erlernen, wie mein hertz offtmals in solchen anfechtungen gegen got gestanden vnd geschickt geweßt sei." Er bittet, den Psalter „ewern lieben kindern, vnd vnsern andern freunden, zu lernen, zu lesen vnnd zu singen" zu geben, und befiehlt sie mit ihren Frauen und Kindern, seine andern Brüder Urban und Christian und die ganze Freundschaft in den Schutz des Allmächtigen. Unterzeichnet ist die Zueignung Abterode, den letzten Februarij Anno 1552.

Burkard Waldis bezweckte durch seinen Psalter die Psalmen zu Kirchenliedern der christlichen Gemeine und zwar der protestantischen Gemeine erheben. Zu dem Ende genügte eine bloße Uebersetzung in gebundener Rede nicht; er mußte den Inhalt der einzelnen Psalmen in den Kreis christlicher Anschauungen und zwar speciell in die Anschauungen der protestantischen Kirche versetzen. Seine Psalmen sind deshalb christliche Kirchenlieder, Lieder der kämpfenden protestantischen Kirche; es kann also nicht auffallen, wenn darin die ganze Geschichte der Erlösung als eine eingetretene Thatsache behandelt (Pf. 22 beginnt z. B.: Da Christus an dem Creutze hieng, In schmach zu vnsern ehren, Für vnser schuldt die

straff empfieng, Rieff er zu got dem herrē), und eine Polemik gegen die katholische Kirche eingestreut wird (Ps. 74, 80, 83, 120), zu dem Ende auch einzelne damals übliche Schlagwörter aufgenommen werden, z. B. in den bezeichneten Psalmen Alkoran, die durch Erasmus Alberus aufgekommene Bezeichnung des liber conformitatum des Franziskaner-Ordens. Vielen Psalmen ist noch ein besonderer Vers angehängt, in welchem die durch den Psalm hervorgerufenen Danksagungs- und Lobesgefühle der christlichen Gemeine niedergelegt sind; er wird durch den Mangel der Versnummer und ein ¶ bezeichnet.

Diesen angegebenen Zweck theilte unser Dichter mit den meisten Psalmenbearbeitern; sein Vorzug aber ist, neben der ächt christlichen Gesinnung, die Reinheit und Kraft und der Adel der Sprache, die ächt dichterische Reproduction und die Vollkommenheit und Volksthümlichkeit der Form. B. Waldis dichtete in der von dem Minnegesange überkommenen, von dem Meistergesange geistlos festgehaltenen, dem Volksliede in seiner Blüthe zu Grunde liegenden Form des deutschen Gesanges, dem dreitheiligen Strophenbau, und handhabte diese, der freien Bewegung willig Raum gebende Kunstform mit einer Meisterschaft, die unwillkürlich an den Minnegesang erinnert *). Der Psalter kann hiernach als ein geistliches Gegenstück zu dem weltlichen lyrischen Volksgesange gelten, obwohl Waldis nur selten die bestimmte Form eines einzelnen Volksliedes nachahmt, vielmehr die Form des einzelnen Liedes sich selbst schafft; nur in dem 13. Psalm ist die Form, im ersten Verse sogar theilweise der Ausdruck eines weltlichen Volksliedes (Ich klag den tag vnd alle stund, Nr. 33 in Forsters Sammlung 1539) zu Grunde gelegt. Nach allem diesen müssen wir Burkard Waldis zu den allerbedeutendsten Kirchenliederdichtern der protestantischen Kirche zählen.

*) Siehe hierüber Vilmar's Vorlesungen, S. 348 (1. Ausg); C. v. Winterfeld, der evangel. Kirchengesang I., S. 229 flgde.

Burkard Waldis Pſalmen fanden, was der Dichter gewollt, die alsbaldige Aufnahme in den Kirchengeſang und die kirchlichen Geſangbücher. Das prachtvolle Straßburger Geſangbuch „Das Gros Kirchen Geſangbůch“ von 1560 „gedruckt zů Strasburg, bei Georgen Meſſerſchmid“ iſt das erſte, welches ein Lied unſeres Waldes aufnahm, nämlich den ſchönen Pſalm 121 „Wann ich in angſt vnd nöten bin; das von 1562 „Das Newer vnd vermehret Geſangbůchlin“ „gedruckt zů Strasburg bey Thiebolt Berger“ enthält dagegen ſchon 12 Pſalmen. Auch das große Brüdergeſangbuch von 1566 enthält eine Reihe Waldis'ſcher Pſalmen, die auch in den ſeit 1585 erſchienenen Nürnberger Geſangbüchern reich vertreten ſind. Erſt mit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts verſchwinden ſie; einzelne werden aber noch bis auf den heutigen Tag geſungen.

In demſelben Jahre 1553, wo der Pſalter erſchien, gab Burkard Waldis noch ein weiteres, damals ſehr gut aufgenommenes Werk heraus, die Bearbeitung des Theuerdank:

Die Ehr vnd manliche Thaten, Geſchichten vnnd Gefehrlichaitenn des Streitbaren Ritters, vnnd Edlen Helden Tewerdanck. Zů Ehren dem Hochloblichen Hauſe zů Oſterreich, vnd Burgundien, ꝛc. Zum Exempel aber vnnd Vorbilde allen Fürſtlichenn Blůt vnnd Adels genoſſen Teutſcher Nation. New zůgericht, Mit ſchönen Figuren vnnd luſtigen Reimen volendet. (Holzſchnitt). Zů Franckfurt Bei Chriſtian Egenolff. Fol.

(Am Schluſſe:) B. W. H. Getruckt Zu Franckfurt am Main, Bei Chriſtian Egenolff. Anno M. D. Liij. Im Hewmon. [Berlin, Caſſel, Dreſden.]

Der Theuerdank des Kaiſers Maximilian, ein Buch, das bei ſeinem Erſcheinen ein ungeheuers Intereſſe erregte, war durch die gewaltige Umgeſtaltung der Sprache, welche Luthers Bibelüberſetzung hervorgebracht hatte, ſeiner Sprache nach altfränkiſch, um mich ſo

auszudrücken, geworden, hatte aber immer noch einen großen Kreis von Bewunderern. Burkard Waldis unterzog sich der Arbeit, dies Buch der Gegenwart wieder mundgerecht zu machen, er gab ihm die nunmehr gangbare Sprache, machte die Reime flüssiger, setzte einzelnes hinzu und kürzte anderes ab, wie dies in gleicher Weise auch mit anderen Erzeugnissen des angehenden sechzehnten Jahrhunderts geschehen ist. Er sagt darüber in der Zueignung „Dem Edlen und Ernuesten Adolff Wilhelm von Dornberg *), meinem Großgünstigen Junckherrn“ daß er, um nicht fremdes Eigenthum sich anzueignen, die Bearbeitung abgelehnt „doch, weil ich solchs in gleichem vnd grösserm, auch von grossen hohen leuthen, vor mir geschehen befinde, Hab ich mich endtlich solcher mühe vnderstanden, doch im alten Exemplar alles stehen lassen, was ie hat mögen stehn bleiben. Wiewol die alten reimen etwas schwerlich daher gehn, das muß man aber der zeit nachgeben vnd zu güte halten. Dann die Teutsche spraach (wie allen bewust) sich in dreissig Jaren gar stadtlich vnd wol gebessert. In dem übersehen hab ich etlich Tausent par verß auff erforderung der not hinzů gemacht, auch etliche vngeschmidet vñ verbessert.“

In der Ueberarbeitung unseres Waldis, die noch drei Ausgaben 1563 Fol. [Berlin, Wolffenbüttel], 1589 Fol. [Dresden] und 1596 8. [Berlin, Dresden] erlebte, liest sich der Theuerdank allerdings geläufiger, überhaupt besser als im Originale; wir können aber auch dadurch zu einem andern Urtheile nicht gelangen, als das ist, was über den Theuerdank dermalen in der Literatur allgemein fest steht.

Im Jahre 1555 erschien unseres Dichters letztes deutsches Werk, die Uebersetzung des Regnum papisticum des Thomas Nao-

*) Siehe über ihn (Vilmar) Hessische Chronik S. 40.

georgus *) (Kirchmair, nach damaliger Sitte in griechischer Uebertragung), einer nicht besonders bedeutenden satyrischen Schrift über das Pabstthum und die katholische Kirche, die der Verfasser dem Landgrafen Philipp dem Großmüthigen dedizirt hatte. Landgraf Philipp trug unserm Burkard Waldis die Uebersetzung dieses Buches in das Deutsche auf, die dieser unter folgendem Titel erscheinen ließ:

Das Päpstisch Reych. Ist ein Buch lüstig zu lesen allen so die warheit lieb haben, Darin der Babst mit seinen gelidern, leben, glauben, Gottsdienst, gebreüchen vnd Cerimonien, so vil müglich, warhafftig vnd auffs kürtzeste beschrieben, getheilt in vier Bücher, durch Thomam Kirchmair. (Holzschnitt, worunter:) Mutatio est dexterae excelsi **) M. D. L. V. Ohne Druckort. 4°. [Berlin, Cassel, Hannover]. Spätere Ausgaben von 1556 [Berlin] und nach Strobel l. c. von 1557.

„Der Edlen vil tugenthafften Frauwen Fraw Margariten, Geborn von der Sale, des durchleuchtigen hochgebornen Fürsten vnd Herrn, Philipsen Landgrauen zu Hessen ꝛc. Ehelichen gemahln, meiner Gnedigen frawen" hat Waldis seine Uebersetzung zugeeignet. Zweck des Buches ist ihm, der Jugend, die die alte Zeit nicht mehr gesehen, die katholische Kirche zu veranschaulichen: „Ob sie gleich teglich von vns predigern, die wir fast der mehrer theil in vnd vnder dem Bäbstischen wesen geborn erwachssen vnd erzogen, auch dasselbige zu jenner zeit geliebt, geehret, vber dem selbigen geeiuert vnd gehalten, vnd wie die beste, höchste vnd göttliche ler verteidingen vnd verfechten helffen. Aber jetzt nach erkanten warheit, dasselbige hören verachten vnd als eine teuffelische, verfürische

*) Siehe über ihn: Strobel, G. Th., Miscellaneen Literarischen Innhalts. 3te Sammlung. Nürnberg 1780. Pag. 109 flgde.

**) Unseres Waldis Symbolum aus Psalm 77, 11, das er auch seiner Unterschrift beizusetzen pflegte.

vnd ſchedlichſte ler verwerffen, zum teuffel vñ zur hellen, daher ſie auch erſtlich kommen iſt verweiſen." Die Zueignung ſchließt, nachdem ſie Margareta von der Saal wegen ihrer Kenntniß der evangeliſchen Lehre und ihrer Fürſorge für die Diener der Kirche gerühmt „Hab ich mit dieſem meinem geringen dienſte vnnd erklärung des Babſtthumbs, mich als ein Mitgenoß vnd armer diener Chriſti, auch danckbar erzeigen wöllen, vndertheniglich vnd demütiglich bittende dieſelbige E. F. G. wölle dieſen meinen geringen dienſte gnediglich annemen, vnd mich als jhren armen diener vnd Caplan jr laſſen empfolhen ſein, Dat. Abterode den erſten Julij 1554." Auf dem Ausdrucke „Caplan" beruht die ſonſt allgemeine Annahme, daß unſer Dichter Caplan der Margareta geweſen ſei; allein das war er nie, es iſt dieſer Ausdruck eine Höflichkeitsbezeugung, deren ſich die Theologen des ſechszehnten Jahrhunderts (auch katholiſche), z. B. Luther, gegen regierende Fürſten zu bedienen pflegten. Das Auffallende iſt alſo nur, daß Waldis gerade dieſe Höflichkeitsbezeugung der Margareta gegenüber anwendete, da ſie nicht regierende Fürſtin war; entſchuldigt kann er aber allerdings damit werden, daß die rechtmäßige Gemahlin des Landgrafen bereits (1549) verſtorben war.

Ein zuerſt 1556, dann 1560 erſchienenes Werk des Schweizers Rudolph Walther:

Argumentorum in sacra Biblia a Rudolpho Gualthero carminibus comprehensorum Tomus prior in vetus Testamentum, Tomus alter in novum Testamentum. Francoſt. 8.

iſt unter Mitwirkung von Burkard Waldis verfaßt und bezeichnet ſeine letzte nachweisbare ſchriftſtelleriſche Arbeit. Wie wir die Thätigkeit des Mannes kennen gelernt haben, dürfen wir annehmen, daß das Ende derſelben, vielleicht das Jahr 1557, deſſen Ausgabe des Eſopus noch von Waldis ſelbſt beſorgt zu ſein ſcheint, auch ſein, uns ſonſt unbekanntes Todesjahr bezeichnet.

Der junge Herr von Steckelburg.

Eine heſſiſche Sage

von

Julius Levin Rodenberg
(Julius von Rodenberg).

Der junge Herr von Steckelburg,
Den ſoll man nicht vergeſſen;
Auf ſeiner feſten Edelburg
Saß er im Land zu Heſſen.

Sein Sinn war recht von Rittersart,
Mund und Wange blühte;
Er trug einen dunklen, dunklen Bart,
Sein ſchwarzes Auge, das glühte.

Und als der edle Vater ſein
Einging zur ewigen Ruhe:
Im Faſſe da ſchäumte goldner Wein,
Und Gold lag in der Truhe,

Der junge Herr, der ſprach: „das Gold
Lige, bis ichs nötig habe;
Einſt, wenn ich mir freie ein Fräulein hold,
So ſei es die Morgengabe.

Und in den Fässern die goldne Flut
So hört' ich in alten Liedern,
Die soll verjüngt mit Zauberglut
An Seele, Haubt und Gliedern.

Heut fühlt' ich tief innen noch holde Gewalt,
Noch ist das Leben mir teuer;
Einst aber, wenn ich matt und kalt
Dann ströme das fließende Feuer!"

Da saßen unter der Steckelburg
Drei schöne, drei liebliche Frauen;
Es waren das ganze Land hindurch
Schönere nicht zu schauen.

Sie sahen den edlen Rittersmann,
Sie liebten ihn alle dreie;
Und jede dachte: „o käm' er heran!
O daß er um dich doch freie!"

Er aber sagte: „noch liegt die Welt
Weit vor mir ausgebreitet;
Das wäre mir ein rechter Held,
Der sie zu sehn nicht ausreitet!

Zum Freien bin ich noch viel zu jung,
Ihr lieben und schönen Frauen;
Behaltet mich gut in Erinnerung —
Ich will mir die Welt beschauen!"

Und als er kam ins welsche Land,
Da ward seine Freude verdorben;
Von eines Bösewichtes Hand
Ist der junge Herr gestorben.

Im Schloſſe daheim, bei der Mitternacht Schein,
Da ſprachen die Kobolde:
„Was machen wir nun mit dem feurigen Wein,
Was mit dem blinkenden Golde?“

Und ſie ſtiegen in die Kemenat,
Und ſchoben, trugen und huben;
Sie ſenkten all' den flimmernden Staat
In die tiefen, tiefen Gruben.

Und die Fäſſer all' mit dem goldenen Wein,
Sie rollten ſie ſachte, ſachte
Wol aus dem Keller, und ließen ſie ein
In die tiefen, tiefen Schachte.

Die Fräulein aber, mit Schmerzensſchrei,
Rauften die blonden Haare;
Und kaum noch war ein Jahr vorbei,
Da lagen ſie auf der Bahre.

Im Kinzigtal, an dem ſchilfigen Rand,
Siehſt du ſie nächtig ſchweben;
Sie ſollen ins leuchtende Brautgewand
Silberne Fäden weben.

Im Verlage von **Carl Rümpler** in Hannover ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lieder von **Julius von Rodenberg.** Zweite Auflage. Prachtvoll gebunden, in reicher Vergoldung und mit einem Holzschnitt nach Adolf Northen in Paris. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Der Majestäten Felsenbier und Rheinwein lustige Kriegshistorie. Zweite Auflage. Gleiche Ausstattung, mit Titelbild von A. von Wille in Düsseldorf. 20 Ngr.

Beide Werkchen sind drei und fünf Monate nach ihrem ersten Erscheinen bereits in zweiter vermehrter Auflage ausgegeben worden. Dies ist der Beweis für ihre günstige Aufnahme im Publikum; unter den kritischen Stimmen, die sich für sie erhoben, nennen wir nur folgende:

Robert Prutz beginnt den Leitartikel der Neujahrsnummer des Deutschen Musenms (alte und neue Menschen) „mit zwei Dichtern, die recht eigentlich als die Vertreter der Jugend in der heutigen deutschen Poesie betrachtet werden dürfen, indem sie den Beifall, welchen sie beim Publikum gefunden, hauptsächlich der Unbefangenheit verdanken, mit der sie ihre Jugendlichkeit zur Schau getragen und selbst gar Nichts weiter haben sein wollen, als ein paar junge, frische Dichterherzen: Otto Roquette und Julius von Rodenberg. Doch tritt das Jugendgefühl bei diesem schon ein gut Theil männlicher, kräftiger, inhaltreicher auf, wie bei Roquette. Die Jugend sucht sich in Rodenberg's „Liedern" schon ein würdiges Ziel; der Poet vergißt doch nicht, daß es noch größere Dinge gibt, als Mädchenschürzen und Weinhauszeichen. Er läßt uns im Jüngling zugleich den werdenden Mann erblicken. Schon daß er sich großentheils auf das Meer hinausbegibt, in das Tosen der Brandung, wo der verwegene Schiffer der empörten Fluth sein Leben jeden Augenblick abringen muß, ist ein wesentlicher Vortheil für ihn. Besonders aus den „Liedern von Helgoland" weht es uns zuweilen allen Ernstes an, wie eine frische, gesunde Seeluft, die die Nerven stärkt und das Blut gesund und frisch macht!"

Die **Grenzboten** verweisen namentlich die Componisten auf diese Lieder, „in welchen sich zahlreiche Melodien finden, in denen die Stimmung vortrefflich gehalten ist. Die Sprache ist rein und edel, die Verse einfach und ansprechend."

Die **Kölnische Zeitung** sagt in gleichem Sinne: „Diese Lieder zeichnen sich durch reizende Frische und Singbarkeit aus, es ließe sich mit leichter Mühe mehr als ein Dutzend zur Composition im höchsten Grade geeigneter Lieder herausfinden. Die Verse klingen und singen!"

Das illustrirte **Familienbuch des Oesterreichischen Lloyd**: „Ein Liederkranz von frischen Jugendblüthen, die aus einem reichen, gesunden Gemüthe emporschießen und auf eine ergiebige Ernte schließen lassen. Ergießungen eines warmen, reinen Herzens, welches die Natur mit Jugendlust umfaßt und schildert. Die Verse sind fließend, leicht und melodisch."

Die Nationalzeitung schließt einen längeren Artikel: „Das Gelungenste von Rodenberg lesen wir in seinen „Liedern", die uns ihren Inhalt in drei Abtheilungen bieten: Liebeslieder, Wanderlieder (Weserthal, aus den Bergen, Helgoland u. s. w.) und Kriegslieder (für Schleswig-Holstein 1850 und 1851 u. s. w., durchweg Sonette), darunter Manches von einer ungewöhnlichen Elasticität des Vortrags und von schöner Melodie der Rhythmen, wodurch das warm, anmuthig und edel Empfundene um so gefälliger wirkt. Mit großer Leichtigkeit behandelt J. von Rodenberg die Sonettenform, und da in seiner Anschauungscombination, um uns eines musikalisch-technischen Ausdrucks zu bedienen, viel Portement und gezogener Fluß herrscht, so stimmt auch der innere Charakter des Sonnettes sehr zu der besonderen Natur des Dichters, so daß wir einige derselben vielleicht als das Beste seiner Poesien bezeichnen können."

Heinrich Koenig schreibt: „Diese heitern und erheiternden Lieder erregen so leicht etwas von der lenzfröhlichen, reiselustigen Stimmung, aus der sie herausgesungen sind. Ich bewundere den Reichthum von Variationen über das eine Thema dreifacher Liebe in Frühlingsunruhe, Reisetrieb und Kampfeslust. Man fühlt es mit dem Dichter, wie lebhaft er das Alles empfunden hat, und wenn er einen solchen Reichthum aus stürmischem Herzen in anmuthigen Weisen verbreiten kann: so darf man sich bei seiner Jugend darauf freuen, was er mit einer so schönen Begabung, nach solchen Liedern, in Gedichten leisten wird, sobald er mit zunehmender, innerer Ruhe dazu kommen wird, in die Tiefe des Lebens zu steigen."

In ähnlichem Sinne haben sich ferner ausgesprochen: Wolfgang Müller, Max Waldau, Friedrich Bodenstedt, Bremer Sonntagsblatt, Berliner Feuerspritze, Signale für die musikaliche Welt, Zeitung für Norddeutschland, Frankfurter Postzeitung, Ostdeutsche Post, Hamburger Jahreszeiten und Correspondent, Vossische Zeitung, Illustrirte Zeitung, Novellenzeitung ꝛc.

Im Verlage von **G. E. Vollmann** in Cassel ist erschienen:

Hessische Geschichte von Dr. Chr. Röth. 1. Heft. 10 Sgr. (Das complette Werk umfaßt 4 Hefte.)